

Et in terra pax.

Reise-Erzählung von Karl May.

Erstes Kapitel:

Am Thore des Orients.

[1] „Ich bin Sejjid Omar!“

Wie stolz das klang, und wie beweisestkräftig die Gebärde war, mit welcher er diese Worte zu begleiten pflegte! „Ich bin Sejjid Omar,“ das sollte sagen: „Ich, Herr Omar, bin ein studierter, schriftkundiger Abkömmling des Propheten, welcher der Liebling Allahs ist. Mein Name wurde mit allen meinen persönlichen Vorzügen in die heilige Stammrolle zu Mekka eingetragen; darum habe ich das Recht, ein grünes Oberkleid und einen grünen Turban zu tragen. Wenn ich sterbe, wird die Kuppel meines Grabmals grün angestrichen und mir die Thür des obersten der Himmel gleich geöffnet sein. Respekt also vor mir!“

Was aber war dieser Sejjid Omar? Ein Eselsjunge! Er hatte seinen „Stand“ an der Esbekije in Kairo, dem Hotel Kontinental, in welchem ich wohnte, gegenüber. Ein schön und kräftig gebauter, junger Mann von wenig über zwanzig Jahren, war er mir durch seinen steten Ernst und die angeborene Würde seiner Bewegungen aufgefallen. Ich beobachtete ihn gern von meinem Balkon aus, und wenn ich unten auf dem prächtigen Vorplatze des Hotels meinen Kaffee trank, konnte ich ihn sprechen hören. Sein [2] Gesicht zeigte zwar auch den Zug von Verschlagenheit, der allen Eseltreibern eigen ist, aber er war nicht aufdringlich und lag seinem Geschäfte in einer Weise ob, als werde jedem, der sich seines Esels bediente, eine ganz besondere Gunst erwiesen. Er gab sich so wenig wie möglich mit Berufsgenossen ab, und wenn sie ihn für die Zurückhaltung mit spöttischen Redensarten zu ärgern versuchten, bekamen sie nichts als ein verächtliches „Ich bin Sejjid Omar“ zu hören. Wollte ein Fremder mit ihm feilschen, oder wurde ihm irgend etwas gesagt oder zugemutet, was er für gegen seine Ehre hielt, so wendete er sich mit einem geringschätzenden „Ich bin Sejjid Omar“ ab und war dann für den Betreffenden nicht mehr zu sprechen.

Die Folge war, daß ich ihm ein ganz besonderes Interesse schenkte, obgleich sich mir keine Gelegenheit bot, ihm dies in Beziehung auf sein Geschäft zu beweisen. Aber Blicke ziehen einander bekanntlich an. Ich bemerkte, daß auch er sehr oft zu mir herüber sah. Er schien unruhig zu werden, wenn ich nach dem Mittag- und dem Abendessen mich nicht sofort auf der Terrasse sehen ließ, und so oft ich beim Ausgehen an ihm vorüber kam, trat er, obgleich ich ihn gar nicht zu beachten schien, einen Schritt zurück und legte, still grüßend, die Hände auf die Brust.

In dem erwähnten Hotel giebt es zu Seiten des Speisesaales zwischen den Säulen kleinere Tische für Gäste, welche es nicht lieben, an der Tafel enggepfercht zu sitzen. Ich hatte mir einen dieser Tische für mich allein reservieren lassen. Der links davon war nicht besetzt; an dem zu meiner rechten Hand gab es seit gestern zwei Fremde, welche [3] nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit, sondern auch die meinige auf sich zogen, obgleich ich mir das nicht so wie die anderen merken ließ. Sie waren Chinesen, und zwar Vater und Sohn. Ich erriet das zunächst aus ihrer Aehnlichkeit und hörte es dann auch aus ihrem Gespräch, denn ihr Tisch stand dem meinen so nahe, daß ich jedes ihrer Worte verstehen konnte. Sie waren nicht in heimische Tracht gekleidet, sondern trugen weiße Reiseanzüge nach französischem Schnitte. Ihre Zöpfe wurden von den Tropenhelmen verborgen, die sie auch während der Tafel nicht abzunehmen pflegten. Gleich als sie gestern den Speisesaal betraten, war mir die ebenso tiefe wie herzlich aufrichtige Ehrerbietung aufgefallen, welche der Sohn dem Vater entgegenbrachte. Das war eine geradezu rührende Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit, welche sogar dem servierenden Kellner jede Handreichung und jeden Griff abzunehmen strebte, um dem Vater Kindesdank und Kindesliebe zu erweisen. Und man sah deutlich, daß dies nichts Gemachtes, nichts Aeußerliches war, sondern als etwas frei und gern Gegebenes aus dem Innern kam. Der Vater trug Augengläser in schwer goldenem Gestell; der Sohn hatte keine Brille. Sie speisten genau nach unserer Art und thaten dies so geläufig und fehlerlos, so unhörbar und unauffällig, daß mancher

der übrigen Gäste sich an ihnen hätte ein Beispiel nehmen können. Der mich bedienende Garçon flüsterte mir in Hoffnung auf ein dafür gebotenes Extratrinkgeld zu:

„Monsieur Fu und Monsieur Tsi aus China. Kommen aus Paris. Sind wahrscheinlich verwandt miteinander.“

„Haben sie sich selbst so eingetragen?“ erkundigte ich mich.

„Nein, aber dem Portier so gesagt.“

Er sprach die beiden Worte nicht in der richtigen Weise aus; aber es war klar, daß Fu Vater und Tsi Sohn bedeutete. Im Chinesischen hat dasselbe Wort oft sehr verschiedenen Sinn. Die beiden Gäste hatten ihre Namen nicht genannt und sich einfach als Vater und Sohn bezeichnet. Da hier im Hause niemand ihrer Sprache mächtig war, so hatte man sie als Monsieur „Vater“ und Monsieur „Sohn“ in das Fremdenbuch eingetragen und glaubte noch besonders pfiffig zu sein, indem man sie für Verwandte hielt. Sie aber ließen es sich lächelnd gefallen, daß ihr Verwandtschaftsgrad als Namen ausgesprochen wurde. Dem Personale gegenüber sprachen sie französisch, und zwar so vorzüglich, daß eine langjährige Übung mit Gewißheit anzunehmen war.

Was ihre Gesichter betrifft, so trat der mongolische Schnitt derselben nur wenig hervor. Bei dem Sohne mochte diese Milderung eine Folge seiner Jugend sein; bei dem Vater aber war es ganz entschieden der Wirkung geistiger Thätigkeit zuzuschreiben, daß ihn fast nur der echt chinesisch gepflegte Bart als einen „Sohn der Mitte“ verriet. Man brauchte kein Menschenkenner zu sein, um diesem [4] Manne anzusehen, daß sein Arbeitsfeld wohl kaum jemals ein materielles gewesen sei.

Nach Tische wurde draußen im Flur während des allgemeinen Speech die Thatsache festgestellt, daß die beiden Chinesen erstens aus Canton, zweitens Onkel und Neffe und drittens in Paris gewesen seien, um dort ein Geschäft für Chinawaren einzurichten, dessen Leitung der Neffe übernehmen werde. Er habe den Onkel nur nach Aegypten zurückbegleitet, um die Trennung zu verzögern, werde aber hier von ihm Abschied nehmen und dann direkt nach Paris zurückkehren. Es war mir gleichgültig, wer diese Entdeckung gemacht hatte. Ich konnte mir nicht denken, daß dieser so eigenartig, ich möchte sagen, geheimnisvoll geistreich aussehende „Monsieur Fu“ ein Kaufmann sei, dessen Bestreben darin bestehe, billige chinesische Fächer und Vasen in Paris teuer an den Mann zu bringen.

Der Zufall war so gütig, mich schon am nächsten Morgen einen heimlichen Blick in diese Verborgenheit thun zu lassen. Ich logierte, um möglichst viel Luft und Licht zu haben, zwei Treppen hoch und saß, mit Briefen beschäftigt, auf dem Balkon, als ich die Chinesen aus dem Hotel treten und hinüber zu Sejjid Omar gehen sah. Dieser besorgte ihnen zu seinem noch einen zweiten Esel, worauf er mit ihnen davontrabte. Dann hörte ich unter mir klopfen und bürsten. Das störte mich und wollte kein Ende nehmen. Ich bog mich über die Brüstung vor und schaute hinab. Es war nicht, wie ich vermutet hatte, das Zimmermädchen, sondern ein chinesischer Diener, welcher einen Koffer geöffnet hatte, um den Inhalt desselben einer Besichtigung resp. Säuberung zu unterwerfen. Die Chinesen wohnten also eine Treppe hoch grad unter mir. Ich ließ den Mann weiter klopfen und bürsten, ohne den Attentäter, was ich eigentlich beabsichtigt hatte, zur Ruhe zu verweisen.

Dann wurde es still unter mir, doch verriet mir wiederholtes Räuspern, daß der Diener noch da sei. Ich schaute wieder hinab. Er war jetzt mit einem anderen, kleinen Koffer beschäftigt, den er geöffnet hatte. Er ordnete da verschiedene Gegenstände mit einer Behutsamkeit, die auf ungewöhnlichen Wert schließen ließ, und versicherte sich von Zeit zu Zeit durch einen Blick nach den benachbarten Balkonen, daß er nicht beobachtet werde. Der Inhalt dieses Koffers schien also Dinge zu enthalten, von denen nicht jedermann wissen durfte. Eben jetzt hatte er einen Gürtel in der Hand, an welchem eine goldene, mit Rubinen besetzte Schnalle glänzte. Diese Art von Schnallen dürfen nur Mandarinern ersten und zweiten Ranges tragen! Dann sah ich ein Putsu¹ erscheinen, dessen Stickerei einen Storch vorstellte. Nach einer Kugelkette, einer Pfauenfeder und verschiedenen anderen Gegenständen, welche ich wegen ihrer Kleinheit nicht deutlich erkennen konnte, kam einer jener Beamtenhüte zum Vorschein, welche nur im Sommer getragen und darum „warme“ Hüte genannt werden. Er [5] hatte einen glatten, roten, ungeblühten Korallenknopf. Kugelketten dürfen nur von Mandarinern ersten bis

¹ Gesticktes Brust- und Rückenschild.

fünften Grades um den Hals getragen werden. Pfauenfedern sind besondere Auszeichnungen; aber der Korallenknopf ist nur den Mandarinern ersten Ranges erlaubt. Diese sind entweder Civil- oder Kriegsmandarinern. Die ersteren haben ein Putsu mit Storch, die letzteren ein dergleichen Schild mit dem Bilde des Einhorns zu tragen. Die Civilbeamten werden mehr als die militärischen geehrt. Ich hatte also erfahren, daß „Monsieur Fu“, denn nur auf ihn konnten sich diese Auszeichnungen beziehen, ein Civilmandarin allerhöchsten Ranges war, und nahm mir selbstverständlich vor, dies keinem Menschen mitzuteilen. Mehr zu sehen, wurde mir durch meinen Bleistift unmöglich gemacht. Ich hatte ihn hinter das Ohr gesteckt; er verlor dadurch, daß ich den Kopf vor und nach unten gebeugt hatte, den Halt, fiel hinab und traf grad vor dem Diener auf das Balkongeländer auf. Der Chinese stieß einen Ruf des Schreckens aus, raffte alles schnell zusammen und war im nächsten Augenblicke verschwunden. Auch dieser sein Schreck war ein Beweis, daß seine beiden Herren ihren Stand nicht zu verraten wünschten.

Wir befanden uns im Vorsommer, also in der Zeit, in welcher der Khamsin jährlich gegen fünfzig Tage lang der höchst ungerne gesehene Gast Aegyptens ist. Dieser heiße, trockene Südwestwind, welcher den feinen Staub der Wüste mit sich führt, kann, wenn er stark auftritt, so erschlaffend wirken, daß sowohl der Einheimische als auch der Fremde alles meidet, was mit einer körperlichen Anstrengung verbunden ist. Am Tage nach der soeben erzählten Entdeckung wehte er ganz besonders entkräftend von Gizeh und Aryahn herüber. Man mied die Straßen, und die sonst so gern besuchten Plätze vor den Kaffeehäusern waren noch um die Zeit des Asr, des täglichen Nachmittagsgebets, unbesetzt. Dies veranlaßte mich, nach dem Dschebel Mokattam zu reiten. Ich war den Khamsin längst gewohnt; er konnte mich nicht stören und hielt im Gegenteile andere Leute ab, mich da oben in dem mir lieb gewordenen Genuß zu stören. Der Blick vom Mokattam und dem Dschebel Giyuschi ist unbeschreiblich schön, mir aber doppelt wert, wenn beim Sonnenuntergange die Beleuchtung der Stadt und ihrer Umgegend durch den in der Luft schwebenden Khamsinstaub zu einer, fast möchte ich sagen, märchenhaften wird. Es sind dann alle Härten und Schärfen des Bildes abgemildert, und es liegt ein so undefinierbarer Farbenton rings ausgegossen, daß man meinen möchte, von einer jenseitigen Höhe auf eine ganz andere, un- oder überirdische Welt herabzuschauen.

Eben als ich mich aufmachte, brachte der Kommissioner des Hotels einige Wagen voller Rei- [6] sende, [Reisende] welche mit dem Zuge angekommen waren. Ich hatte keinen Grund, sie zu beachten, doch fiel mir im Vorübergehen eine junge, blau verschleierte Dame auf, welche einfach in Grau und praktisch knöchelfrei gekleidet war und zu einem mit ihr ausgestiegenen Herrn einige englische Worte sprach. Ich hatte wohl noch nie eine so tiefe, wohlklingende und sympathische Altstimme gehört.

Dann saß ich oben auf dem Berge, in stiller, zunächst ununterbrochener Einsamkeit. Mein Lieblingsplatz war ein Felsensitz in der Nähe der alten, verfallenen Giyuschi-Moschee. Die Sonne hielt sich hinter einem flimmernden, orangefarbenen Dufte halb verborgen. Wie ein im Einschlummern unvollendet gebliebenes Gebet lagen die Mamelukengräber tief zu meinen Füßen. Von der Alabastermoschee bis nach Kasr el Ain hinüber und von der ahnenhaften Amr Ibn el As bis zur früheren ez Zahir hinunter klangen die in Stein gedichteten tausend Strophen der Minarehs zu Allahs Thron empor. Durch Masr el Atika, das einstige Fostat, dampfte, einer Entheiligung gleich, ein Zug hinauf nach Heluan, und hinter den Lebbachbäumen der Dakrurstraße und dem Grün der Kanalfelder lagen am Wüstenrande die Pyramiden - - aus Angst vor der Ewigkeit erstarrte Todesgedanken der Pharaonen. Tod und Leben, Vergangenheit und Gegenwart um und in sich vereinigend, vom Wüstenwinde überweht und doch so jugendschön und jugendwarm, so breitete sie sich vor meinen Augen aus, el Kahira, die Siegreiche, die mir nebst Bagdad und Damaskus so lieb geworden ist wie keine andere Stadt des Orientes.

[7] Es kamen von da unten herauf, von den Königsgräbern da drüben und dem Sinai im Osten hinter mir Gedanken über mich, welche ich nicht verloren gehen lassen wollte; darum zog ich Papier und Blei hervor. Ich begann damals, an meinen „Himmelsgedanken“ zu dichten, deren erster Band inzwischen erschienen ist. Dieses Buch war auch einer der Gründe, welche mich zur gegenwärtigen Reise veranlaßt hatten. Wer Gedichte über und für die Menschheitsseele schreiben und den Völkern gerecht werden will, denen diese Seele ihre Jugendbegeisterung widmete, der darf nicht meinen, daß er die Gedanken dazu im kalten, selbstsüchtigen Abendlande finden werde, sondern er muß dorthin gehen, wo einst

Gott selbst zur Erde kam und seine Engel sich den Menschen zeigen durften, ohne, wie es allerdings ein einziges Mal, und zwar zu Sodom und Gomorrhass Verderben geschah, für ihre Himmelsliebe schlimmen Erdendank zu ernten.

Da, wo die nackt gewordenen Steine Palästinas wieder zu Brot zu werden haben, wo Memmons Kolosse nicht nur leise erklingen, sondern deutlich sprechen sollen, wo zwischen Pison, Gihon, Phrat und Hidekel noch heut die beseligende Idee des Paradieses wieder auszugraben ist, da muß man sein, da muß man sehen und lauschen, äußerlich und innerlich, und dann, wenn in stiller Mondesnacht aus den Wogen des Niles ganz dieselbe Offenbarung wie aus den Fluten des Tigris steigt und um die Minarehs dasselbe linde Säuseln klingt, welches Elias einst auf dem Karmel hörte, dann wird es der Menschenseele klar, daß auch ganz dieselben Strophen wieder zu ertönen haben, welche der Orient einst zu dichten begonnen, der Occident aber als Hoheslied der Gottes- und Nächstenliebe zu vollenden hat.

Es war mir eine Lust, diese und ähnliche Gedanken in Worte zu kleiden; aber ich brachte es zu keinem Schlusse, denn ich wurde unterbrochen. Vom Felsenwege her erklang das lebhaftete Getrappel kleiner Eselshufe. Mich umschauend, sah ich die erwähnte, grau gekleidete Dame und den Herrn kommen, mit welchem sie gesprochen hatte. Als dritten Reiter bemerkte ich einen jener christlichen oder jüdischen Levantiner, welche jedes von ihnen gehörte, wenn auch gänzlich unverständene, fremdsprachige Wort in dem Mehlwürmertopfe ihres Gedächtnisses sorgfältig aufbewahren, um sich dann, wenn sie mit diesen Würmern nicht mehr allein fertig werden können, für Dolmetscher auszugeben und sie gegen möglichst hohe Vergütung an den Mann zu bringen. Diese Dragomans sind eine Plage, welcher sich zu erwehren der gewöhnliche Tourist weder genug Erfahrung noch die nötigen Kenntnisse besitzt. Wenn sie sich einmal festgesogen haben, so lassen sie nur selten wieder los, und der von ihnen, den ich hier kommen sah, war eine Klette von der allerschlimmsten Sorte. Er hatte sich vor einigen Tagen auch an mich zu machen versucht, war aber, als nichts anderes half, durch einen Wink mit der Reit- [8] peitsche [Reitpeitsche] dann für immer abgewiesen worden. Diese Levantiner werden von dem ehrlichen, charaktervollen Araber verachtet, und da sie meist Christen sind und er durch sein eigenes Leben belehrt wird, welchen großen Einfluß der Glaube auf den moralischen Wert des Menschen ausübt, so ist er leicht geneigt, nicht bei der Person stehen zu bleiben, sondern seine Geringschätzung über die ganze Christenheit auszudehnen.

Die vierte Person war - - - Sejjid Omar, der Eseltreiber, welcher so gravitatisch, als ob er die Hauptperson der ganzen Truppe sei, neben den Dreien hergeschritten kam.

Als der Dolmetscher mich erblickte, kam er grad auf mich zugeritten, stieg bei mir ab und breitete eine mitgebrachte Decke neben mir aus. Er hatte, als er sich mir anbot, französisch mit mir gesprochen; warum, das wußte ich nicht, sollte es jetzt nun aber erfahren, denn er rief, sich umdrehend, Sejjid Omar zu:

„Dieser Kerl sitzt grad an der besten Stelle! Er ist ein Franzose, denn er hat ein Bärtchen an der Unterlippe. Komm her, und jag ihn fort!“

„Nimm dich in Acht!“ warnte der Eseltreiber. „Wenn er arabisch sprechen kann, versteht er deine Worte!“

„Der? Arabisch sprechen? Siehst du denn nicht, daß ihm die Dummheit aus den Augen blickt? Der spricht nicht einmal seine Muttersprache richtig. Ich weiß das ganz genau, denn ich habe französisch mit ihm geredet. Er wollte mich als Dolmetscher haben; ich bin aber nicht darauf eingegangen, weil ich ihm sofort angesehen habe, daß er ein armer Schlucker und außerdem ein Geizhals ist. Jage ihn fort! Wir brauchen diesen Platz für unsere Leute!“

Da machte der Sejjid eine seiner unnachahmlichen, sprechenden Handbewegungen und antwortete:

„Ich bin nicht dein Diener, und Allah und mein Geschäft verbieten mir, unhöflich zu sein. Wenn du als Christ [9] und Grieche grob sein darfst, so geht mich das nichts an. Ich heißt Sejjid Omar; das merke dir!“

Der Levantiner hätte es vielleicht gewagt, aus Rachsucht mit Hilfe des Eseltreibers mit mir anzubinden; aber es ohne diese Unterstützung zu thun, dazu war er, wie die meisten seinesgleichen, zu feig. Er hatte, nur um mich zu ärgern, die Fremden grad her zu mir geführt, obgleich ich vor ihnen der einzige Mensch war, der sich auf dem weiten Plateau des Dschebel Giyuschi befand, auf welchem Platz für ungezählte Tausende gewesen wäre. Ich aber that, als ob mir diese Flegelhaftigkeit vollständig gleichgültig sei.

Der Hammahr² half den Reisenden beim Absteigen. Dann setzten sie sich auf die ausgebreitete Decke, ohne mich zu grüßen oder auch nur mit einem Blicke zu beachten. Das beleidigte mich nicht. Ich kannte ja diese besonders jenseits des Kanals und des Atlantischen Meeres gepflogene Weise, nach welcher fremde Menschen als vollständig abwesend betrachtet werden. Selbstverständlich waren sie nun auch für mich nicht vorhanden, und ich rauchte die Cigarre, welche ich mir angebrannt hatte, ruhig weiter, obgleich ich sah, daß der Wind der Dame den Rauch zuweilen in das Gesicht trieb. Sie saß mir so nahe, daß ich sie mit der ausgestreckten Hand erreichen konnte.

Nun stellte sich der Dolmetscher in Positur und begann, den Fremden das vor ihnen liegende Panorama zu erklären. Er that dies in einem Englisch, mit welchem ein Bauer, ohne die Hacke nötig zu haben, die stärksten Rüben hätte aus dem Felde ziehen können, und es war den beiden Zuhörern auch mehr als deutlich anzusehen, daß sie sich von dem, was sie anhören mußten, nichts weniger als erbaut fühlten. Eine Weile ließen sie es sich gefallen, dann aber gebot die Dame dem poliglott-schrecklichen Griechen, still zu sein, zog ein rotgebundenes Buch aus der Tasche und sagte zu dem Herrn, zu meiner Ueberraschung in deutscher Sprache:

„Verstehst du ihn, Vater? Ich nicht! Nehmen wir den Baedeker her! Die Karte wird uns mehr sagen, als wir von diesem Araber erfahren können. Und reden wir deutsch, denn das versteht er nicht!“

Der für einen Araber Gehaltene zog sich beleidigt zurück. Gerade diese unwissenden Menschen sind außerordentlich empfindlich, wenn man ihren vermeintlichen Kenntnissen nicht die erwartete Bewunderung zollt. Sejjid Omar stand, mit dem Ellenbogen auf seinen Esel gestützt, unbeweglich wie eine Bildsäule seitwärts hinter uns. Der lange, weite Mantel, den er trug, war nicht imstande, die schöne Plastik seiner Figur ganz unbemerkbar zu machen.

Ich hatte also erfahren, daß die Fremden Vater und Tochter seien. Ich erfuhr noch mehr. Ob sie mir die Kenntnis der deutschen Sprache nicht zutrauten, oder ob ihnen [10] meine Anwesenheit wirklich vollständig gleichgültig war, sie sprachen so ungeniert miteinander, als ob an meiner Stelle nichts als Luft vorhanden sei.

Der Vater war ein ziemlich langer, hagerer Herr mit einem glattrasierten, etwas mehr als nötig in die Länge gezogenen Gesicht. Der Stehkragen seines Rockes paßte zu der salbungsvollen, dabei aber harten und schnellen Weise, in welcher er sprach. Er hatte einen seiner Handschuhe ausgezogen, was mir Gelegenheit gab, seine auch sehr lange, doch weiße und sichtbar wohlgepflegte Hand zu sehen. Nicht angenehm berührte der rücksichtslose, schnarrende Ton, in welchen er fiel, so oft es seine Absicht war, eine bestimmte Meinung auszusprechen. Ich pflege über andere Menschen nicht vorschnell zu urteilen, doch war ich, obgleich ich diesen Mann heut zum ersten Male sah und ihn also noch gar nicht kannte, zu der Behauptung geneigt, daß er von einer einmal gefaßten, wenn auch noch so falschen Ansicht nicht leicht abzubringen sei. Vielleicht war er sonst ein ganz vorzüglicher Mann, aber er machte den Eindruck auf mich, als ob er sich für unfehlbar halte, und mit solchen Leuten ist schwer umzugehen.

Die Tochter wurde von ihm Mary genannt. Sie hatte, um besser Umschau halten zu können, den Schleier zurückgeschlagen. Ich hütete mich natürlich, meine Beobachtungen merken zu lassen, doch genügte ein kurzer Blick, mich ein liebes, rosig angehauchtes Gesicht sehen zu lassen, in welchem ein Paar helle, klare, sehr verständige Augen glänzten. Ihre tiefe, schöne Altstimme habe ich schon erwähnt. Wenn sie sprach, so war ihr anzuhören, daß sie es nicht mit dem Munde, sondern mit der Seele that. Es klang ganz so, als ob über diese Lippen nie ein liebloses Wort gekommen sei oder kommen könne. Vom Vater hatte sie das nicht geerbt; es konnte nur die Gabe einer vortrefflichen, an Herzensbildung reichen Mutter sein.

Der Vater war Amerikaner, und zwar Missionar, nach China bestimmt, wohin die Tochter ihn begleitete; die Mutter war tot, eine Deutsche gewesen, wie es schien. Sie waren über London, Köln, Wien und Triest nach Aegypten gekommen, um einige Zeit hier zu bleiben und sich dann zunächst Indien anzusehen. Große Eile schienen sie nicht zu haben, und ich konnte aus verschiedenen Aeußerungen schließen, daß sie vermögend waren und daß der Vater nicht nötig gehabt hatte,

² Eseltreiber.

sich des Gehaltes wegen für seinen geistlichen Beruf zu entscheiden.

Sie kannten die Wirkung des Khamsin noch nicht und waren trotz desselben gleich nach ihrer Ankunft hier herauf geritten, weil Mary gewünscht hatte, zunächst das Gesamtbild von Kairo vor sich zu sehen. Und der Eindruck desselben war, wenigstens bei der Tochter, ein so tiefer, daß der ermattende Wind auf sie ohne sichtbare Wirkung blieb.

Sie hatte die entfaltete Karte auf ihrem Schoße liegen, ohne aber zunächst nach speciellen Punkten zu suchen. Es schien ihr vor allen Dingen um den Gesamteindruck zu [11] thun zu sein. Dabei machte sie dann und wann eine Bemerkung, die mich aufhorchen ließ. In diesem Mädchen schien ein seltsames, ungewöhnlich reiches Seelenleben zu pulsieren! Einmal hätte ich beinahe verraten, daß ich ihr aufmerksam zuhörte. Sie nannte nämlich meinen Namen.

„Weißt du, Vater, an wen ich jetzt denke?“ sagte sie. „An Karl May. Ich habe seine drei Bände „Im Lande des Mahdi“ gelesen, und - - -“

„Lies nicht das dumme Zeug von diesem May!“ unterbrach er sie rasch und schnarrend. „Dieser Schriftsteller hat nichts als Phantasie, und du weißt, daß mir seine weichliche Frömmigkeit widerwärtig ist! Wie kommst du dazu, grad jetzt an ihn zu denken?“

„Er nennt Kairo „Bauwaabe el bilad esch schark, das Thor des Orientes“, und sagt, dieses Thor sei altersschwach geworden und könne dem Einflusse des Abendlandes kaum mehr widerstehen. Es wird mir schwer, das zu glauben. Ich habe den Orient noch nicht gesehen, aber ich liebe ihn und wünsche, daß er sich stärker erweisen möge, als zum Beispiel du, Vater, mit so vielen anderen denkst. Er ist für mich ein schlafender Prinz im stehengebliebenen Saale einer eingefallenen, morgenländischen Königsburg. Seine Bestimmung ist, von einer abendländischen Jungfrau aufgeweckt zu werden. Wenn dann durch beide der Osten mit dem Westen in selbstloser Liebe vereinigt ist, werden alle Völker der Erde glücklich sein.“

„Du bist eine Träumerin, ganz wie deine Mutter war! Die Wirklichkeit aber sieht ganz anders aus als so ein Märchentraum. Das Morgenland hat uns um das Paradies gebracht; es hat den Erlöser gekreuzigt und bis auf den heutigen Tag niemals erkennen wollen, was zu seinem Frieden dient. Nun kommen wir, die Himmelsboten, ihm diesen Frieden zu bringen. Nimmt es ihn an, so soll es ihn haben; stößt es ihn aber von sich, so wird es trotz aller unserer Mühe nicht zu retten sein. Schau doch hinab, und sieh, was zu deinen Füßen liegt! Alles, was da noch orientalischen Ursprungs ist, steht im Begriff, im Schmutze zu versinken. Alles Neue, Praktische und Gute aber hat diese Stadt vom Abendlande bekommen. Dein Karl May, von dem ich sonst nichts wissen will, hat also in diesem einen Falle ausnahmsweise einmal das Richtige gesagt. Ist der Orient der Märchenprinz, von dem du sprachst, so ist es nur uns Sendboten möglich, ihn aus dem Schläfe aufzuwecken. Nur wir allein können ihn erlösen; wir fußen in und auf der Wirklichkeit; deine abendländische Jungfrau aber gehört ins Reich der Phantasie.“

„Phantasie! Das ist vielleicht das richtige Wort“, lächelte sie. „Es giebt Leute, welche behaupten, daß die Phantasie hellere und schärfere Augen habe als der alterssichtig gewordene Verstand.“

„Willst du mich belehren?“

„Nein. Dazu bist du mir ja viel, viel zu gelehrt. Aber weißt du, wir klopfen heut beide an das Thor des Orientes, [12] und wenn man irgendwo anklopft, soll man sich nicht nur fragen „Was willst du hier?“ sondern auch „Was bringst du mit?“ Denn ob man das, was man will, erreichen wird, das ist wahrscheinlich sehr von dem abhängig, was man mitbringt. Und mitbringen muß und wird jeder etwas, und wenn es nichts weiter als seine Persönlichkeit wäre. Fragen wir uns also heut, indem wir an diese Pforte klopfen, was wir für die, welche hinter ihr wohnen, mitbringen!“

„Well, mein Kind! Ich bringe ihnen meinen Glauben. Das ist mehr als genug!“

„Und ich bringe ihnen meine Liebe, meine ganze, ganze, volle Liebe! Ob das genug ist, weiß ich nicht; aber ich besitze ja nichts weiter, was ich geben kann. Und diese Liebe gebe ich so gern, so unendlich gern. Was habe ich gewünscht! Wie habe ich geträumt, gehofft, geschwärmt! Mein Herz ist mir nach hier vorausgeflogen. Es ist mir, als sei mein bisheriges Leben eine Weissagung gewesen, welche von heute an beginne, in Erfüllung zu gehen. Der Orient ist die Heimat des Menschengeschlechtes. Fühlst du nicht auch, was es heißt, am Thore unserer Heimat zu stehen? Im Osten geht der Welt die Sonne auf. Ist es nur dein

Glaube, welcher ihr entgegen geht? Bringst du ihr gar, gar nichts anderes mit?"

„Schwärmereien!“ antwortete er überlegen. „Das sind nun die Folgen meiner Schwäche, deine Lektüre nicht strenger zu überwachen. Die Gestalten aus „Tausend und eine Nacht“ und anderen Büchern spuken in dir; du bist noch ein Kind; ich aber bin ein Mann; ich darf nicht schwärmen wie du, denn ich habe ernste Pflichten zu erfüllen. Denke an meine Wette mit Reverend Burton in London, im Laufe des ersten Jahres fünfzig erwachsene Chinesen zu bekehren und ihm die Beweise darüber vorzulegen!“

„Was diese Wette betrifft, Vater, so wünschte ich, du wärest sie nicht eingegangen. Ich habe das Gefühl, daß es eine Entheiligung ist, die Seligkeit anderer zum Gegenstande einer Wette zu machen.“

„Nicht über diese Seligkeit, sondern über meinen Erfolg haben wir gewettet, Kind! Und ich werde gewinnen, weil mir die Gabe der überzeugenden Rede verliehen ist. Ich begreife nicht, wie ein Mensch einen anderen Glauben haben kann als den meinigen, welcher doch der einzig richtige, der einzig wahre ist. Schau dir da den Eselsjungen an! Sein Allah ist ein falscher Gott und sein Muhammed ein Lügner. So viele Türme da unten ragen, in so viele Moscheen möchte ich treten, um laut auszurufen, daß es kein anderes Heil als das unsere giebt. Warum werden so wenig Heiden bekehrt? Weil uns der Mut fehlt. Ich werde in China keinen Tempel betreten, ohne mich offen hinzustellen und den Ungläubigen zu sagen, daß sie Heiden sind, denen die ewige Verdammnis sicher ist, wenn sie sich nicht bekehren. Ich werde – – – doch, sieh hin! Was thut dieser Mensch?“

[13] Er hatte sich mitten in der Rede unterbrochen und zeigte auf Sejjid Omar, welcher jetzt etwas that, was die Aufmerksamkeit des Amerikaners auf sich zog, weil er es noch nie gesehen hatte. Der Eseltreiber schickte sich nämlich an, sein muhammedanisches Gebet zu verrichten.

Es war zwar jetzt nicht eigentlich Betenszeit, denn das Asr war schon vorüber, und das Moghreb soll erst beim Untergang der Sonne gebetet werden; da aber die Zeit des einen Gebetes bis zum Beginn des nächsten reicht, so kann man die vorgeschriebene Pflicht, wenn man an ihrer Erfüllung verhindert wurde, bis zum Anfang der nächsten Periode nachholen. Sejjid Omar hatte aus irgend einem Grunde das Asr nicht beten können, und da sich ihm hier oben die Gelegenheit bot, seinen religiösen Verpflichtungen völlig ungestört nachzukommen, so that er dies, ohne sich um den Glauben und die Meinung der Anwesenden zu kümmern.

Er nahm seinen Zeuggürtel ab, faltete ihn auseinander und breitete ihn als Gebetsteppich auf die Erde aus. Nachdem er sich gegen Osten, mit dem Gesicht nach Mekka, gerichtet hatte, hob er die offenen Hände auf beiden Seiten des Gesichts empor, berührte mit den Spitzen der Daumen die Ohrläppchen und sagte:

„Allahu akbar – Gott ist sehr groß!“

Dieser Ruf war es, welcher die Aufmerksamkeit des Amerikaners auf ihn gelenkt hatte. Hierauf ließ er die Hände sinken, legte die linke in die rechte, richtete den Blick auf die Stelle des Teppichs, wo sein Kopf beim späteren Niederwerfen ihn berühren sollte, und fuhr fort: „Lob und Preis sei Gott, dem Weltenherrscher, dem Allerbarmer, der da herrscht am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen, und zu dir wollen wir flehen, auf daß du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die deiner Gnade sich erfreuen, nicht aber den Weg derer, über welche du zürnest, und nicht den Weg der Irrenden.“

Das war die heilige Fatcha, das erste Kapitel des [14] Korans, welches jedem Gebete vorauszugehen hat. Dann folgte das kurze 112. Kapitel, welches lautet:

„Sprich: Gott ist der einzige und ewige Gott. Er zeugt nicht und ist nicht erzeugt, und kein Wesen ist ihm gleich!“

Hierauf legte er die Hände auf die Knie, neigte den Kopf, verbeugte sich dreimal und sagte:

„Allahu akbar! Ich preise die Vollkommenheit meines Herrn, des Großen. Gott erhöre den, der zu ihm betet. Preis sei dir, o Herr!“

Nachdem er Kopf und Körper wieder aufgerichtet hatte, kniete er langsam nieder, legte seine Hände vor den Knien auf den Boden und berührte mit Nase und Stirn die zwischen den Händen liegende Stelle. Dann hob er den Körper wieder empor, wobei aber die Knie sich nicht vom Boden trennten, sank rückwärts auf die Fersen und legte die Hände auf die Schenkel. Während dieser streng und genau vorgeschriebenen Bewegungen betete er:

„Allahu akbar! Ich preise die Vollkommenheiten meines Herrn, welcher der Allerhöchste ist. Gott ist sehr groß.“

Nun erhob er sich ganz, um stehend fortzufahren, kam aber nicht dazu, denn der

Amerikaner sprang jetzt auf und zu ihm hin, zog ihn beim Arme vom Teppich zurück und rief dem Dolmetscher fragend zu:

„Dieser Mensch betet wohl?“

„Ja,“ antwortete der Gefragte.

„Muhammedanisch?“

„Ja.“

„Sagen Sie ihm, daß ich das nicht dulde! Sagen Sie ihm, daß ich ein Christ bin, ein Missionar, welcher zu den Heiden geht, um sie zu bekehren. Ich kann und darf nicht dulden, daß in meiner Gegenwart anders als christlich gebetet wird. Er hat sofort aufzuhören, sofort!“

Es gilt bei den Muhammedanern schon für eine Sünde, an einem Betenden nahe vorüber zu gehen. Ihn mit Worten zu unterbrechen, ist gar nicht denkbar. Ihn aber in der Weise zu stören, wie der Yankee es that, das würde man nur einem Wahnsinnigen oder einem Todfeinde zutrauen, welcher eine Beleidigung plant, die nur mit Blut abzuwischen ist. Dabei ist es ganz gleich, wes Standes der Betende ist. Beim Besuche der Moschee und auch während der Gebete außerhalb derselben wird der niedrigste dem höchsten und umgekehrt dieser jenem vollständig gleich geachtet. Sejjid Omar war zunächst starr vor Erstaunen, doch seine Augen blitzten. Dann fragte er den Dolmetscher, was der Fremde ihm gesagt habe. Der Levantiner berichtete es ihm mit hämischer Genauigkeit. Da hob Omar die Arme, um den Beleidiger anzufassen, beherrschte sich aber schnell, ließ sie wieder sinken, trat einen Schritt zurück, maß den Amerikaner mit einem unaussprechlichen, halb verächtlichen, halb mitleidigen Blick, warf die Hand leer in die Luft, was ein Zeichen der größten Geringschätzung ist, und richtete an den Dolmetscher die Worte:

„Ich wollte ihn hier vom Felsen hinunterwerfen, und [15] sein Widerstand wäre gegen die Kraft meiner Arme nichts gewesen; aber ich bin Sejjid Omar und will mich nicht durch die Berührung mit einem so großen Schmutz besudeln. Jeder Heide hat mehr Verstand als dieser Nasrani³; sage ihm das! Wehe jedem, der zu dem Glauben und zu den Sitten eines so rücksichtslosen Verächters und Störers des Gebetes übertritt! Ich habe nichts mehr mit ihm zu schaffen. Das Geld für meinen Esel schenke ich ihm. Ich mag es nicht berühren!“

Er hob den Teppichgürtel auf, schwang sich auf sein Grautier und ritt im Trabe davon, indem er den Gürtel in vielsagender Weise hinter sich her ausschüttelte. Dem Levantiner war es ein Vergnügen, die Worte Omars in einer Weise zu übersetzen, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Als die Tochter, welche von ihrem Platze aufgestanden war, das hörte, rief sie dem Vater vorwurfsvoll zu:

„Was hast du gethan! Ich wollte dich zurückhalten; du warst mir aber zu schnell. Dieser Araber gefiel mir so sehr! Er war so ernst, so still und so bescheiden. Sein Gebet rührte mich. Hieltest du dich wirklich für verpflichtet, es zu unterbrechen?“

„Natürlich!“ antwortete er. „Du sollst keine andern Götter haben neben mir, gebietet die heilige Schrift. Elias hat die Pfaffen Baals geschlachtet. Sein Eifer soll ein Vorbild sein für jeden, der als Glaubensbote zu den Heiden geht!“

„Meinst du nicht, daß unser Gott und Allah ganz derselbe sei?“

„Wer einen anderen Glauben hat, hat auch einen andern Gott! Und andere Götter zu haben, ist verboten; das hat du ja gehört!“

„Aber die Liebe, von welcher ihr predigen sollt, macht es euch doch - - -“

„Sei still mit dieser Liebe, von der du nichts verstehst!“ [16] unterbrach er sie schnarrend. [„] Erst glaube ich; dann liebe ich. Wir haben hinaus in alle Welt zu gehen und alle Völker zu belehren. Von dem Worte aber, welches wir verkünden, sagt die Bibel, daß es ein Hammer sei, der Felsen zerschmettert. Nur dadurch, daß wir diese Macht des Wortes zeigen, können wir den Heiden imponieren. Und dann, wenn sie die Unseren geworden sind, werden wir ihnen unsere Liebe schenken. Wir haben endlich eingesehen, wie weit man mit der Liebe allein kommt. Es ist erwiesen, daß in neuerer Zeit der Islam mehr Fortschritte macht als das Christentum. Das Heidentum wird dem gehören, der es zum Gehorsam zwingt!“

Das klang so entschieden und so hart, daß sie es vorzog, still zu sein. Sie setzte sich wieder nieder, schien sich aber vergeblich zu bemühen, die frühere Stimmung zurückzurufen. Das, was sie vorher begeistert hatte, war ihr

³ Christ.

gleichgültig geworden, und da der Vater sich übel gelaunt und wortkarg zeigte, so bat sie ihn schließlich, aufzubrechen.

„Sehr gern!“ stimmte er ihr bei. „Es ist eine drückende Hitze hier oben, und wie du es neben der qualmenden Cigarre dieses ungebildeten, rücksichtslosen Menschen aushalten konntest, habe ich mir nicht erklären können.“

„Es ist freilich nichts so widerwärtig wie der Tabaksgeruch; für ihn aber scheint es ein Genuß zu sein; ich habe nicht darauf geachtet.“

Dieser Ausdruck der Herzensgüte und Selbstüberwindung ließ es mich bereuen, daß ich mich nicht so verhalten hatte, wie ich nun wünschte, es gethan zu haben. Später fand ich eine erfreuliche Veranlassung, mich an diese ihre jetzigen Worte lebhaft zu erinnern.

Sie ritten fort, wie sie gekommen waren: ohne mir irgend eine Beachtung zu schenken. Es that mir um der Dame willen leid, daß sie nicht länger blieben, denn die Sonne stand bereits dem Horizonte nahe, und ich hätte den Anblick ihres heutigen Unterganges dem lieben, freundlichen Wesen herzlich gern gegönnt.

Ich war seinetwegen hierher gekommen, hatte mich auf ihn gefreut und machte aber dann, als er eintrat, die Bemerkung, daß ich heut nicht fähig sei, ihn so, wie früher stets, auf mich wirken zu lassen. Die häßliche Scene, deren Zuschauer ich gewesen war, hatte mein Inneres auch überschattet. Das Vorgefallene machte es mir unmöglich, mich dem Eindrucke des herrlichen Naturschauspiels frei und gänzlich hinzugeben. Der Amerikaner hatte einige Aeußerungen gethan, welche geistig unterzubringen oder zu überwinden ich mir erfolglos Mühe gab.

[17] So oft ich mich hier auf dieser Höhe befand, sah ich zwei Welten vor mir liegen, die aber in ihrem Zusammenhange doch nur eine einzige waren, und ebenso sah ich zwei Zeiten, welche durch Jahrtausende getrennt zu sein scheinen, im jetzigen Augenblicke zu einer wunderbaren, ergreifenden Vereinigung zusammenfließen. Die Gegenwart ist unsere Vergangenheit gewesen und wird auch unsere Zukunft sein. Wer das begreift, der hat nicht nötig, das Innere der Pyramiden zu durchforschen, und braucht auch nicht vor den Rätseln der Sphinx zu bangen, deren Lösung er klar und deutlich in seinem Herzen trägt. Die Menschheit gleicht der Zeit. Beide schreiten unaufhaltsam vorwärts, und wie keiner einzelnen Stunde ein besonderer Vorzug vor andern Stunden gegeben worden ist, so kann auch kein Mensch, kein Stand, kein Volk sich rühmen, von Gott mit irgend einer speciellen Auszeichnung begnadet worden zu sein. Eine hervorragende Periode ist nur das Produkt vorangegangener Zeiten, und es giebt in der Entwicklung des Menschengeschlechtes keine Geistesrichtung oder Geistesthat, welche aus sich selbst heraus entstanden wäre und der Vergangenheit nicht Dank zu zollen hätte. Die Weltgeschichte, welche wir ja das Weltgericht nennen, hat bisher noch jedes Kapitel der Selbstüberhebung mit einem bestrafenden Schluß versehen und diesen Akt der Gerechtigkeit zur Warnung für spätere Generationen in der ernsten, eindringlichen Sprache der Ruinen aufbewahrt. Und diese sprechenden, ja predigenden Ruinen haben uns [18] die Lehre zu erteilen, daß, was im Oriente für uns gestorben ist, im Abendlande für ihn wieder auferstehen soll.

Das war ganz derselbe Gedanke, dem die Tochter des Amerikaners nur einen anderen Ausdruck gegeben hatte, als sie von dem schlafenden Prinzen sprach, welchen eine abendländische Jungfrau aufzuwecken habe. Und wie einverstanden war ich mit ihrer Frage: „Was bringe ich mit?“ Wollen wir ehrlich sein, so müssen wir zugestehen: Wer nach dem Morgenlande kommt, der will ihm nicht etwa dankbar sein, sondern noch mehr, immer mehr von ihm haben, als er schon von ihm bekommen hat. Der Osten hat gegeben, so lange und so viel er geben konnte. Wir haben uns an ihm bereichert fort und fort; er ist der Vater, der für und an uns arm geworden ist. Denken wir doch endlich nun an unsere Pflicht!

Wir ahnen gar nicht, welche geistigen Summen wir ihm schuldig sind. Wir werden sie ihm, und zwar mit Zinsen, zurückzahlen müssen, gleichviel, ob wir wollen oder nicht. Die Vorsehung ist gerecht. Sie giebt Kredit, doch nicht für ungezählte Generationen oder gar für Ewigkeiten, und wird weder die Bakschischgaben zudringlicher Touristenströme noch die Kurspapiere europäischer Geldgeschäfte, am allerwenigsten aber die aus unseren sogenannten Interessensphären erhofften materiellen Werte als gültige Zahlung anerkennen.

Was haben wir dem Orient bis heute gebracht? Was [19] für Schätze glauben wir überhaupt, ihm bringen zu können? „Ich bringe ihm meine Liebe, meine ganze, ganze, volle Liebe,“ hatte die Amerikanerin gesagt, ohne sich dabei bewußt zu sein, daß nur und grad diese Liebe die erlösende Jungfrau ist, welche den

schlafenden Prinzen zu neuem Leben zu erwecken hat. - -

Die Sonne war untergegangen; es drohte, schnell dunkel zu werden, und der Weg nach dem Bab el Karafe hinab ist kein angenehmer zu nennen. Darum trat ich nun auch den Heimweg ab, der mich durch die Scharia Mohammed Ali und die Tahir-Straße nach dem Hotel führte.

Die öffentlichen Laternen brannten; die Hitze begann, sich zu mildern, und so hatten die Straßen sich belebt. Auf dem Platze Ibrahim Pascha erklang schrille, arabische Musik. Von der Wallfahrt nach Mekka zurückgekehrte Pilger hielten einen Umzug durch die Stadt. Je weiter entfernt von Kairo die Heimat dieser Leute ist, desto lieber geht man ihnen aus dem Weg. Sie haben sich, oder werden auch, in eine fanatische Erregung hineingearbeitet, durch welche sie für Andersgläubige gefährlich werden können. Ich hütete mich also, mich quer durch diesen Zug zu drängen, und wartete lieber, bis er vorüber war. Später am Abende war zu hören, daß am Meidan Abdin einige nicht so vorsichtige Europäer von diesen Leuten halb totgeschlagen worden seien. Ich erwähne das, weil ich noch weiteres von ihnen zu berichten habe.

Als der Gong die Gäste des Hotels zum Abendessen rief, fand ich den bisher leer stehenden Tisch zu meiner linken Hand besetzt. Der Amerikaner hatte mit seiner Tochter daran Platz genommen. Als ich mich setzte, hörte ich ihn in deutscher Sprache sagen:

„Da ist der unangenehme Mensch ja wieder! Glücklicherweise darf hier nicht geraucht werden!“

„Aber, Vater, ist es nicht möglich, daß er deutsch versteht?“ warnte Mary.

„Das fällt ihm gar nicht ein. Der Dolmetscher sagte doch, als wir vom Mokattam herunterritten, daß der Fremde, der da oben saß, ein Franzose sei, und einem Franzosen kommt es bekanntlich gar nicht in den Sinn, deutsch zu lernen.“

„Ich würde mich aber doch lieber bei dem Kellner erkundigen. Du weißt ja, wie wenig man sich auf das, was dieser Dolmetscher sagt, verlassen kann. Ich möchte nicht, daß der Fremde von uns beleidigt wird.“

„Hast du eine Schwachheit für ihn?“

„Nein; aber man hat überhaupt mit jedem Menschen möglichst gut zu sein, und dieser hier im besonderen hat ein so - so - so - ich finde den passenden Ausdruck nicht und will daher sagen, er hat ein so loyales Aussehen, daß es mir leid thun würde, wenn er sich durch uns gekränkt fühlen sollte.“

„Ich finde, daß du heut ungewöhnlich zart und ängstlich bist. Daran ist vielleicht der Khamsin schuld, auf den [20] wir leider zu spät aufmerksam geworden sind. Doch, da ist die Suppe!“

Es wurde ihnen serviert und dann auch mir. Während ich das Menu studierte und also auf die Karte sah, hörte ich, daß der Missionar einen Ausruf des Erstaunens ausstieß:

„Heavens! Ein Chinese! Noch einer! Zwei Chinesen, zwei ächte, wirkliche Chinesen, hier in Kairo, in Aegypten! Wer hätte das gedacht! Wo werden sie Platz nehmen?“

„Monsieur Fu“ und „Monsieur Tsi“ kamen langsam durch den Saal gegangen und schritten ihrem Tische zu. Zwei Kellner eilten herbei, um ihnen die Stühle bequem zu rücken; der eine von ihnen ging dann nach dem Tische der Amerikaner, um dort die leer gewordenen Suppenteller wegzunehmen. Das benutzte der Missionar zu der Erkundigung;

„Sind das dort Chinesen oder vielleicht nur Japaner? Man sieht die Zöpfe nicht.“

„Chinesen,“ lautete die Antwort.

„Woher?“

„Aus China.“

„Das ist nicht sehr geistreich von Ihnen. Ich meine natürlich, aus welcher Stadt.“

„Das wissen wir nicht.“

„So fragt man sie. Man will doch wissen, mit wem man hier verkehrt. Sind Ihnen vielleicht die Namen bekannt?“

„Monsieur Fu und Monsieur Tsi.“

„Fu heißt Mann, auch Mensch, auch Vater. Tsi ist Abkömmling, auch die Folge von etwas. Sonderbar! Kennen Sie den Stand?“

„Kaufleute. Onkel und Neffe. Sind in Paris gewesen. Machen in Chinawaaren.“

„Es ist dort Platz für vier Personen. Wir werden uns [21] zu ihnen hinübersetzen. Hier ist meine Karte, die Sie ihnen hinübertragen!“

„Hm! Ich weiß nicht, ob ich darf!“

„Darf? Warum nicht?“

„Sie wollen allein sein, ganz ungestört speisen.“

„Das geht mich nichts an! Ich bin Missionar, gehe nach China und werde die Gelegenheit natürlich sofort ergreifen, diese für mich hochinteressante Bekanntschaft zu machen! Also ich bitte, geben Sie meine Karte ab!“

Der Kellner bewegte den Kopf bedenklich hin und her, überlegte ein Weilchen und entschied dann:

„Ich kann das nicht auf mich nehmen und werde Ihnen also den Herrn Direktor schicken.“

Als er sich entfernt hatte, hörte ich, daß die Tochter im Tone der Besorgnis fragte:

„Aber, Vater, ist das nicht vielleicht ein gesellschaftlicher *faux-pas* von dir?“

„Wieso *faux-pas*?“ erwiderte er. „Ist es ein Fehler, jemand kennen lernen zu wollen?“

„Aber auf diese ungewöhnliche Weise! Das ist schon bei uns und in Europa verboten, und in China soll man in Beziehung auf neue Bekanntschaften noch viel strenger sein!“

„Du vergissegst, daß wir nicht in China, sondern in Kairo sind. Hier gelten die Regeln aller und also eigentlich keiner Welt. Ferner bis ich Missionar, und sie sind Heiden. Ich denke an meine Wette mit Reverend Burton. Welch ein Erfolg, ihm schon von hier aus berichten zu können, daß ich zwei Chinesen bekehrt habe, noch ehe ich in China angekommen bin!“

„Aber, wir sitzen hier so gut, so allein, so ungestört. Ich bitte dich!“

„Die Unterhaltung mit ihnen steht mir höher als unser Alleinsein!“

„Aber ich, was werde ich sagen, die ich kaum hundert Worte chinesisch kenne?“

„Du wirst schweigen, was für euch Damen bekanntlich das allerbeste ist.“

„Ich befürchte doch, daß wir zudringlich sind!“

„Zudringlich? Pshaw! Sie sind Kaufleute, handeln mit Chinawaren. Es ist also eine Ehre für sie, wenn wir uns zu ihnen setzen.“

Der Direktor kam. Das Verlangen des Amerikaners schien auch ihm ungelegen zu kommen, doch nahm er schließlich die Karte, um sie dem älteren Chinesen zu geben. Dieser las den Namen, hörte das, was der Direktor ihm sagte, an, ohne eine Miene zu verziehen, und gab dann seine Einwilligung durch ein kurzes Neigen seines Kopfes zu erkennen. Das hatte ich nicht erwartet. Doch als er hierauf seine beiden kleinen, feinen Hände an den tief herabhängenden Spitzen seines Bartes herniedergleiten ließ, leuchtete aus seinen Augen ein kurzer, fast unbemerkbarer Blick zu seinem Sohne hinüber, den dieser mit einer leisen, zitternden Bewegung seines Fächers erwiderte. Ost- [22] asien [Ostasien] nahm den Wunsch der Vereinigten Staaten, so dreist er war, von seiner heiteren Seite auf.

Der Direktor überbrachte die Antwort. Mary erhob sich, wie sie nicht verbergen konnte, nur höchst ungern von ihrem Platze; ihr Vater aber schritt einem Sieger gleich mit ihr an meinem Tisch vorüber, den Chinesen zu, welche langsam und feierlich aufstanden und ohne irgend eine Bewegung der Höflichkeit ihnen stumm entgegenblickten. Der Missionar verbeugte sich vor ihnen und redete sie in einer Sprache an, welche er wahrscheinlich für gutes Chinesisch hielt. So sehr ich aufpaßte, so verstand ich nur den Namen Waller, welcher jedenfalls der seinige war, und dann noch das Wort *tschui*, welches „sich an jemand anschließen“ bedeutet. Als er geendet hatte, schienen die Chinesen grad auch so viel oder so wenig wie ich verstanden zu haben, denn sie gaben zunächst keine Antwort, sondern Fu deutete an Stelle derselben auf die beiden Stühle, welche Vater und Tochter einnehmen sollten. Sie setzten sich, Mary in außerordentlicher Verlegenheit. Da die Chinesen beharrlich schwiegen und unbeweglich wie Statuen saßen, so begann der Missionar, eine zweite Rede zu halten, deren Wirkung keine andere als die der ersten war, denn als er mit ihr zu Ende war, fragte Fu in einem weit besseren als dem gewöhnlichen Canton-Englisch:

„Bitte, mir zu sagen, in welcher Sprache Sie soeben zu uns gesprochen haben!“

„Es ist ja chinesisch!“ antwortete der Gefragte, ganz erstaunt über diesen unvermuteten Erfolg seiner Sprachfertigkeit. „Ich habe gehört, daß Sie Chinesen sind, und hoffe sehr, daß man mich nicht falsch berichtet hat!“

„Ja, wir sind aus China; aber dieses Land ist ungeheuer groß. Wir haben es noch nicht in allen seinen Teilen bereist und sind also wohl noch nicht in der

Gegend gewesen, wo man den Dialekt spricht, den Sie sich angeeignet haben. Darf ich fragen, in welchem Teile des Landes diese Gegend liegt?"

Im ersten Teile dieser Rede war Fu so rücksichtsvoll gewesen, für die Unkenntnis des Amerikaners nach einem Grunde der Entschuldigung zu suchen. Aus seiner letzten Frage aber sprach der Schalk. Ohne dies zu bemerken, antwortete der Missionar:

„Ich bin noch nicht in China gewesen und reise jetzt zum ersten Male hin.“

„So haben Sie sich diesen Dialekt auf einer Universität der Vereinigten-Staaten angeeignet?"

„Nein, sondern auf eine viel leichtere und bequemere Art. Sie wissen wahrscheinlich wohl, daß wir Amerikaner praktisch sind, und es ist Ihnen auch nicht unbekannt, daß sehr viele Chinesen, fast mehr, als uns lieb ist, in unseren Staaten wohnen. In meinem Hause waren zwei beschäftigt, der eine als Wäscher und der andere als Barbier. Der Wäscher stammte aus Nord- und der Barbier aus Südchina, und da ich nicht wünschte, in Beziehung auf die [23] Sprache einseitig ausgebildet zu sein, habe ich von beiden Unterricht genommen.“

Hierauf trat eine momentane Stille, ja, eine Mäuschenstille ein. Die Gesichtszüge der Chinesen blieben vollständig unbewegt; aber Mary errötete bis an die Stirn hinauf. Sie ahnte wohl, wie unsterblich sich ihr Vater soeben blamiert hatte; dieser aber wendete sich ganz heiter und unbefangen dem Kellner zu, welcher ihm jetzt den nach der Suppe folgenden Gang servierte.

„Sie sind also Missionar, wie ich auf Ihrer Karte gelesen habe?" fragte Fu nach einer Weile.

„Allerdings," antwortete der Gefragte. „Ich hoffe, daß Sie wissen, was das heißt!"

„Das heißt, Sie kommen zu uns, um unsere Religion zu studieren und sie dann in den Vereinigten-Staaten zu verbreiten?"

Da legte Waller - denn dies war allerdings der Name des Missionars - schnell das Messer und die Gabel weg, warf einen Blick der Ueberraschung auf den Sprecher und antwortete:

„Ich gestehe, daß ich noch nie in meinem Leben eine so unbegreifliche Frage gehört habe! Ich bin ein Christ und habe also denjenigen Glauben, welcher der einzig wahre und richtige ist. Sie aber, der Sie sehr wahrscheinlich Confucianer sind, sollten dem Ihrigen, der ein falscher ist, entsagen und sich entschließen, Christ zu werden!"

„Ich bin ja Christ," antwortete der Chinese, indem über sein Gesicht ein ungemein höfliches, ja verbindliches Lächeln glitt.

„Sie - - sind - - - Christ - - - ?!" wiederholte der Amerikaner die Worte des andern mit dem Ausdrucke des Erstaunens. „So sind Sie also schon bekehrt?"

„Bekehrt? O nein! Wozu das? Eine Aenderung des Glaubens würde vollständig überflüssig sein. Wer etwas thut, was gar nicht nötig ist, der verdient, ein Thor genannt zu werden.“

„Ich verstehe Sie nicht. Sie sind nicht bekehrt, also noch Confucianer, und behaupten doch, ein Christ zu sein. Wollen Sie mir dieses Rätsel lösen!"

„Es ist kein Rätsel, sondern eine Sache, welche in China jedermann schon längst begriffen hat. Ich bitte Sie, mir die Summe des christlichen Glaubens zu nennen!"

Mr. Waller setzte sich auf seinem Stuhle zurecht und begann, zunächst von Sündenfalle zu sprechen. Während dessen brachte der Kellner den Chinesen die Suppe. Fu wies sie mit der kurzen Bemerkung zurück, daß er mit seinem Begleiter später oben im Zimmer speisen würde. Dann wendete er seine Aufmerksamkeit dem Yankee wieder zu. Er ließ ihn eine lange, lange Zeit sprechen, ohne ihn zu unterbrechen, und erst dann, als sich nach der Verheißung Abrahams eine Pause einstellte, sagte er:

„Ich bat Sie nicht um eine ausführliche Geschichte, sondern um die kurze Summierung Ihres Glaubens!"

[24] „Aber Sie kennen doch unseren Glauben nicht; Sie würden mich also nicht verstehen, wenn ich Ihnen anstatt seiner ganzen Entwicklung nur eine kurze Aphorisme brächte!"

„O bitte! Was deutlich ist, kann vielleicht auch wohl von einem Chinesen begriffen werden. Christus ist der Gründer Ihres Glaubens, und Petrus wurde mir als derjenige Apostel bezeichnet, welchem die größte Macht des Christentums, das Amt des Schlüssels, übergeben wurde; Sie werden also das, was diese beiden sagen, anerkennen. Christus giebt uns die Summe im Evangelium Johannes, wo er

sagt, daß das ganze Gesetz und die Propheten in dem Gebote enthalten seien: Liebe Gott, und liebe deinen Nächsten! Und Petrus befiehlt in seinem ersten Briefe: „Fürchtet Gott; habt die Brüder lieb, und ehret alle Menschen!“ Das ist es, was ich von Ihnen hören wollte.“

Es war interessant, jetzt das Gesicht Wallers zu sehen. Das Erstaunen lag nicht nur in seinen Zügen, sondern auch in seiner ganzen Haltung deutlich ausgedrückt. Er öffnete zwar den Mund, antwortete aber nicht. Fu that, als ob er diesen Eindruck seiner Worte gar nicht bemerke, und fuhr fort:

„Das war also die Summe Ihres Glaubens nach den Worten Christi und seines obersten Apostels. Die Summe unseres Glaubens aber lautet: „Die wahre Glückseligkeit kommt uns vom Himmel hernieder, und die Menschen sollen sie neidlos und friedlich unter sich verteilen.“ Das ist doch genau dasselbe. Ihr Glaube und unser Glaube sind einander also gleich. Wenn ich dem meinigen gehorche, handle ich, wie ein Christ zu handeln hat, und wenn Sie thun, was der Ihrige gebietet, so sind Sie das, was Sie vorhin einen Confucianer genannt haben.“

Diese Art der Auffassung brachte dem Amerikaner die Sprache wieder.

„Bitte sehr!“ rief er aus. „Ich, ein Confucianer! Welch eine Logik! Zwar scheint Ihnen unsere Bibel nicht unbekannt zu sein, aber Sie können unmöglich einen Ahnung von den zahllosen Verschiedenheiten haben, welche zwischen Ihrem Glauben und dem christlichen vorhanden sind!“

„Das thut nichts!“ lächelte Fu. „Diese Verschiedenheiten müssen vorhanden sein, weil die Menschen verschieden sind. Ihr Christen liegt ja untereinander selbst im Streit! Es kommt nur auf den Ertrag, auf das Ende, auf den Abschluß, auf die Summe an. Wenn zwei Rechnungen genau dieselbe Summe ergeben, so ist das ein Beweis, daß beide richtig sind. Vielleicht sind einzelne Posten anders benannt, einige hier zusammengezogen, dort aber auseinander gehalten worden; die eine ist mit lateinischer Schrift, die andere in chinesischen Zeichen geschrieben; man hat die eine von links nach rechts, die andere aber umgekehrt zu lesen. Das ist alles, alles zwar nicht gleichgültig, aber doch [25] nur Nebensache. Die Hauptsache ist, daß die Summen stimmen. Und wenn sie gleich sind, so ist die eine Rechnung genau so viel wie die andere wert, und keiner von denen, die sie geschrieben haben und dem Himmel präsentieren, darf behaupten, daß die Buchführung des anderen eine falsche sei. Sie haben gesehen, daß unsere Religionen ganz genau dieselbe Summe ergeben. Daß die einzelnen Posten geschichtliche oder nationale Verschiedenheiten zeigen, giebt der Berechnung Leben und Interesse, und es darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Richtigkeit der einen Rechnung gar nicht ohne die Richtigkeit der anderen zu beweisen wäre. Indem Ihr Glaube ganz dieselben Früchte wie der unsere bringt, beweisen Sie uns, daß er auf keinem Irrtume beruht, und wir würden ebenso unhöflich wie unklug handeln, wenn wir behaupten, daß es für Sie notwendig sei, ihm zu entsagen und sich zu dem unsern zu bekehren.“

Der Missionar war den Worten des Chinesen mit einer Aufmerksamkeit gefolgt, welche sich nach und nach immer mehr in Verwunderung verwandelte. Er hatte nicht für möglich gehalten, daß der Spieß auf eine solche Weise herumgedreht werden könne, und da es ihm an Gedanken und also auch an Worten zu einer Entgegnung fehlte, so wandte er sich in seiner Verlegenheit an seine Tochter:

„Hast du es gehört, Mary? Man ist so höflich und so klug, mich nicht bekehren zu wollen. Diese „Summe“ der Religionen kommt mir ungemein verdächtig vor. Man hat darüber nachzudenken!“

„Das können Sie sich ersparen,“ bemerkte der Chineser. „Christus sagt im Matthäus zweimal kurz hinter einander: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!“ Die Früchte aber ergeben doch die Summe von des Baumes Thätigkeit und Wert. Sie hören, daß ich als Christ zu Ihnen spreche!“

„Aber woher kommt Ihnen denn diese Kenntnis unserer heiligen Schrift?“

„Aus dem Gehorsam gegen unsere heiligen Schriften, welche es mir zur Pflicht machen, alle Wege kennen zu lernen, die zum Heile führen. Ueberall, wo ein Tempel oder eine Kirche steht, ist ein solcher Weg geöffnet. Der eine geht ihn von dem Tempel, der andere von der Kirche aus; beide aber wandern nach derselben Stelle, wo die Ernte abzuliefern und die Rechnung vorzulegen ist.“

„Sie meinen den Tod? Aber das ewige Leben nach demselben? Die Seligkeit? Was wissen Sie von dieser?“

„Wir wissen, daß unsere Ahnen sich dort befinden, und wir verehren sie. Sie glauben, daß Ihre Seligen, Ihre Heiligen dort wohnen, und senden ihnen Ihre

Gebete zu. Ist das nicht ganz dasselbe?"

„Was das betrifft, so werden Sie auf diese Ihre Ahnen wohl verzichten müssen, denn - - -“

„Müssen? Müssen?“ fiel ihm da Fu schnell in die Rede.

Es sah aus, als ob er zornig aufspringen wolle. Es war gewiß, daß der Amerikaner gar nicht ahnte, wie viele [26] Fehler er gemacht hatte. Waren ihm denn die Sitten der Chinesen wirklich so unbekannt, wie man aus seinem Verhalten schließen mußte? Dann hätte er zu Hause bleiben sollen! Oder fühlte er sich von seinem Berufe in der Weise begeistert, daß es außer seinen Bekehrungswünschen keine anderen Rücksichten für ihn gab? Oder gehörte er zu der gar nicht seltenen Sorte von Kauasiern, welche meinen, daß die Angehörigen anderer Rassen nicht nur gegen körperliche, sondern auch gegen seelische Mißhandlungen weniger empfindlich sind als wir? Daß er in dieser Weise über die Ahnen sprach, war eine Rücksichtslosigkeit, die gar nicht größer sein konnte, und ich war überzeugt, daß die Chinesen entweder ihn von ihrem Tische weisen oder sich selbst entfernen würden, zumal sie von ihm infolge ihrer Gebräuche gezwungen worden waren, auf das Essen zu verzichten, was er aber gar nicht beachtet zu haben schien. Doch geschah nicht, was ich vermutet hatte. Fu beherrschte sich. Er fuhr in demselben freundlichen Tone, in welchem er früher gesprochen hatte, fort:

„Wer auf seine Verstorbenen verzichtet, der ist nicht wert, daß sie für ihn gelebt haben. Er würde ja dadurch auf sich selbst verzichten, weil er sein Dasein nur dem ihrigen verdankt.“

Da traf ihn ein warmer Blick aus Marys Augen. Es war ihr wahrscheinlich nicht entgangen, daß es ihm Ueberwindung gekostet hatte, ruhig zu bleiben, und es drängte sie, ihm ein zustimmendes Wort zu sagen:

„Wer könnte einen solchen Verzicht verlangen! Wie wäre es mir möglich, der verstorbenen Mutter zu vergessen, deren Liebe mir eine ganze Welt gegeben hat! Ich kann sie mir nicht tot denken. Ich weiß, sie ist noch heut bei mir, wie sie stets bei mir gewesen ist. Der Unterschied ist nur, daß ich sie früher sah, jetzt aber nicht mehr sehen kann. Aber ich fühle sie. Seit ihrem Scheiden wohnt und wirkt in mir etwas, was vorher nicht vorhanden war. Die, welche der Sprachgebrauch so fälschlich Tote nennt, haben vielleicht größere Macht über uns, als wir uns denken können.“

„Mary, du sprichst sehr sonderbar!“ antwortete ihr Vater in verweisendem Tone.

Tsi, welcher aus Hochachtung vor seinem Vater bisher noch kein Wort gesprochen hatte, hielt die Augenlider halb gesenkt und den Kopf ihr leise zugeneigt, als ob er wünsche, daß sie weitersprechen möge. War es nur der tiefe Wohllaut ihrer Stimme oder auch der Inhalt ihrer Worte, der dies bewirkte? Fu, welcher sie nur einmal mit einem flüchtigen Blick gestreift, dann aber nicht mehr beachtet hatte, wendete ihr jetzt sein Gesicht voll zu, betrachtete das ihrige mit offenem Interesse und sagte dann in einer Weise, mit welcher er wohl noch kein chinesisches Mädchen ausgezeichnet hatte:

„Ich danke Ihnen, Miß Waller! Nichts kann so falsch sein, wie die Vorstellungen, welche man sich bei Ihnen über unsern „Ahnenkultus“ macht, der aber gar kein „Kultus“ [27] ist. Man legt dabei die abergläubischen Gepflogenheiten unserer untersten Volksklassen zu Grunde, doch ist das grad und genau so falsch, als wenn wir Ihre Seligen und Heiligen mit den Augen des Gespensterglaubens betrachten wollten, der in den niederen Kreisen Ihrer Bevölkerung vorhanden ist. Es kann uns nicht einfallen, an Sie die Forderung zu stellen, auf den Himmel dieser Seligen zu verzichten; aber ebensowenig wird uns eine Macht der Erde dazu bringen, der beglückenden Ueberzeugung abtrünnig zu werden, daß auch unsere Abgeschiedenen nicht gestorben sind. Was Sie von Ihrer Mutter sagen, das klingt in meinem Herzen freudig wieder. Auch wir Chinesen haben Mütter, die in unserer Liebe noch nach dem Tode weiterleben, und ein Volk, welches seine Mütter, seine Väter, seine Ahnen nicht vergißt, wie der Europäer sie vergißt, der oft die Vornamen des Großvaters seines Vaters oder seiner Mutter nicht mehr kennt, ein solches Volk schlägt seine Wurzeln so tief in die Vergangenheit, aus der es Kraft und Nahrung zieht, daß es um seine Zukunft nicht zu bangen braucht. Nur der, welcher den geistigen Boden nicht kennt, auf dem wir leben, kann von der „Greisenhaftigkeit des gelben Mannes“ sprechen. Sie sehen, der Ruf, in dem wir stehen, ist mir nicht unbekannt. Aber wer die Vergangenheit nicht achtet, der hat für die Zukunft keinen Wert. Die Stammbäume auch Ihrer alten Geschlechter sind nicht nur von genealogischer Bedeutung, sondern es steigt ein sich stets verjüngendes Leben in ihren Zellen auf und nieder, und in

ihrem Schatten können sich alle jene sammeln, welche ihren inneren Zusammenhang mit der Nation verloren haben, weil sie ihre Zugehörigkeit zum Stamm nicht pflegten und nun nur verwehte Blätter längst entlaubter Bäume sind, Völkerhumus, in welchem das Gedächtnis so manchen edlen Geistes und so mancher schönen That den Erstickungstod gefunden hat. Eines solchen Todes haben wir Chinesen das Andenken derer, von denen wir stammen und deren geistige Hinterlassenschaft wir zu pflegen und zu wahren haben, nicht sterben lassen. Wir sind uns des Zusammenhanges mit ihnen bewußt; wir gedenken ihrer; wir feiern ihre Erinnerungstage, und wenn dies von dem gewöhnlichen Manne, der für geistige Opfer und Liebesgaben kein Verständnis hat, in mehr materieller Weise geschieht, als es eigentlich im Sinne dieser Ehrung der Vorfahren liegt, so wird doch nur jemand, dem es an Einsicht fehlt, behaupten können, daß es sich um eine abergläubische Verirrung oder gar um eine Abgötterei handle, durch welche unsere Intelligenz sich bis auf unter Null herabgesunken zeige. Sie sind eine Dame, Miß Waller, und halten das Andenken Ihrer Mutter heilig; ich bin ein Mann und sage, wir bleiben dem Gedächtnisse unserer Väter treu. Ist das nicht ganz dasselbe? Wollten Sie mich verurteilen, so müßte ich auch Ihnen unrecht geben, und ich denke doch, daß weder Sie noch ich eine Ursache haben, uns in dieser Weise wehe zu thun!"

[28] Er hielt ihr seine Hand hin, und sie legte, froh über diese Vertraulichkeit errötend, die ihrige hinein. Ich muß gestehen, daß der Chinese mich, so zu sagen, gefangen genommen hatte. Nicht nur alles, was er that und was er sagte, sondern auch wie er es that und wie er es sagte, war so aristokratisch, so vornehm, ohne jedoch gekünstelt oder überhaupt gemacht zu sein. Er hatte jene seltene Art, zu sprechen, welche bei dem Zuhörer die Ueberzeugung erweckt, daß es gar nicht anders und besser gesagt werden kann, als es gesagt worden ist. Ich stand nicht an, ihn für einen Mann zu halten, welcher im Stande war, das, was er beabsichtigte, mit kühlster Ueberlegung zu berechnen, und doch hatte er auch einen so warmen, so aufrichtigen Herzenston, daß es mir gar nicht als schwer erschien, ihm Liebe und Vertrauen zu schenken. Er war Kristall. Ich finde kein Wort, den Eindruck, den er auf mich machte, deutlicher zu bezeichnen. Und was für Kenntnisse mußte dieser Mann besitzen! Wenn ich jemals einen Menschen getroffen hatte, welcher genau wußte, was er wollte, und auch das Zeug dazu hatte, es zu wollen, so war es dieser Chinese hier, der sich so einfach Fu nennen ließ!

Als er der Dame seine Hand gereicht hatte, erhob er sich, um den Speisesaal zu verlassen. Sein Sohn folgte dem Beispiele des Vaters, der Miß seine Rechte hinzustrecken.

„Ich danke Ihnen auch,“ sagte er. „Halten Sie uns nicht für gelber und für sonderbarer, als wir wirklich sind!“

Vor ihrem Vater verbeugten sie sich nur; dann gingen sie fort. Er sah ihnen nach, bis sie verschwanden; dann meinte er, mit der Hand über das Tischtuch streichend:

„Weg! Aufgeblasenheit und Mangel an Einsicht! So, genau so sind die Völker kurz vor ihrem Untergange! Wie soll man solche Leute fassen? Wenn er behauptet, ein Christ zu sein, ist jedem Versuche, ihn zu bekehren, die Kraft genommen!“

„Ich befürchte, Vater, daß er nicht der einzige Chinese sein wird, von dem du diesen Einwand hörst,“ bemerkte die Tochter.

„Pshaw! Laß uns nur erst in China sein! Ich werde von Tempel zu Tempel ziehen und meine Stimme erschallen lassen, daß die Götzen, die rings an den Wänden stehen, zittern! Du weißt ja, daß mir die Macht des Wortes gegeben ist, welches Felsen zerschmettert! Man wirft uns Amerikanern in neuerer Zeit den Cäsarismus vor. Nun wohl, wir bekennen uns zu ihm. Und wie auf äußerem Gebiete, so wollen wir auch auf dem Gebiete des Glaubens Herrscher sein! Schau in die Weltgeschichte der neuen Zeit! Ueberall, wo eine Eroberung gemacht worden ist, sind ihr die Boten des Christentums vorangegangen. Wir sind die kühnen Pioniere der geistlichen und infolgedessen auch der weltlichen Macht. Die Diplomatie der Vereinigten-Staaten richtet schon seit einiger Zeit ihren Blick über den Stillen Ocean. Wir haben uns auf Inseln festgesetzt; es [29] gilt, nun auch in China besser Position zu nehmen, als es bisher geschehen ist. Ich werde an dieser Aufgabe arbeiten und glaube, nicht der unrichtige Mann dazu zu sein!“

„Aber, Vater, Liebe, bitte, mehr Liebe mußt du zeigen!“

„Bemühe dich nicht, klüger zu sein, als dein Vater ist! Es haben die Tempel der Heiden in aller Welt zu fallen. Ihre Säulen müssen zerstört und ihre Mauern

eingestürzt werden. Es darf keinen Allah und keinen Mohammed, keinen Zoroaster, keinen Bramah, keinen Confucius und Mencius mehr geben!"

Er sprach erregt, erregter, als der öffentliche Ort, an dem er sich befand, es eigentlich erlaubte. Sie legte ihm begütigend die Hand auf den Arm und bat:

„Sprich leiser! Du bist so unruhig jetzt, gar nicht so still und heiter, so überlegend und bedächtig, wie du warst, so lange Mutter lebte. Ich hoffte, daß die Reise dich zerstreuen werde; aber die „Heidentempel“ kommen dir fast gar nicht mehr aus dem Sinn.“

Sie sprach so eindringlich und so ernst, und ihr Auge hatte dabei einen so tiefen, dunklen Blick. Sie schien noch besorgter zu sein, als sie sich merken lassen wollte. Die Wirkung ihrer Worte war keine nachhaltige. Ein Weilchen war er still oder sprach wenigstens in so gedämpftem Tone, daß ich ihn nicht verstehen konnte. Aber bald war er wieder so deutlich wie vorher geworden. Und, sonderbar, die Heidentempel bildeten das Thema, auf welches er so oft wie möglich zurückzukommen strebte, obgleich Mary sich Mühe gab, ihn immer wieder davon abzubringen. War dies nichts anderes zu nennen, als nur ein bevorzugter Gesprächsgegenstand? Ließ es sich einfach nur aus seinem Beruf als Missionar erklären, daß dieses Wort sich in seinem Ideenkreise so fest eingenistet hatte? Oder sollte - -? Nein! Den Gedanken an eine geistige Störung mußte ich in Rücksicht auf eben diesen Beruf von mir weisen. Wer nach China geht, um „Heiden zu bekehren,“ bei dem ist doch wohl eine vollständig gesunde Psyche vorauszusetzen. Jedenfalls aber war im Verlaufe dieses Abendessens mein Interesse nicht nur für die beiden Chinesen, sondern auch für den Amerikaner und seine Tochter um ein Bedeutendes gesteigert worden.

Nach Tische ließ ich mir den Kaffee, wie gewöhnlich, hinaus auf den elektrisch beleuchteten Vorplatz bringen und saß noch kaum einige Minuten da, als Waller und Mary das Hotel verließen, um einen Spaziergang zu machen. Sie kamen nahe an mir vorüber und - ob ich mich irrte, weiß ich nicht, aber es war mir, als ob er schon wieder über irgend einen Tempel mit ihr spreche.

Sejjid Omar, der Eselsjunge, stand drüben auf seinem Platze. Nach einiger Zeit band er seinen Esel an und kam herüber bis an die breiten Aufgangsstufen, welche Dienstpersonen, die nicht in das Hotel gehören, nicht ohne Erlaubnis betreten dürfen. Als er den dort befindlichen zweiten [30] Portier um diese Erlaubnis bat, sah ich, daß er nach mir herüberzeigte. Sie wurde ihm gewährt, und dann kam er auf mich zugeschritten, langsam und würdevoll, wie ein Ambassadeur des Padischah von Persien. Vor mir stehen bleibend, kreuzte er die Hände auf der Brust, verbeugte sich und grüßte:

„Guttakk!“

Ich sah ihn fragend an und antwortete nicht.

„Guttakk!“ wiederholte er, und als ich auch dann noch nichts sagte, besann er sich eines Besseren und fügte noch eine Silbe hinzu: „Guttertakk!“

Er hatte „Guten Tag!“ gemeint.

„Jis'id masak!“ antwortete ich, ihm dadurch andeutend, daß er arabisch sprechen sollte, weil meine Sprachkenntnisse für sein Deutsch nicht ganz ausreichend seien. Da er hörte, daß ich seiner Muttersprache mächtig war, holte er erleichtert Atem und erkundigte sich:

„Ich bin Sejjid Omar. Welchen Titel soll ich dir geben, wenn ich mit dir spreche?“

„Man hat mich stets Sihdi⁴ genannt,“ antwortete ich.

„Nun wohl, Sihdi; ich hörte von dem Kellner, der dich auf deinem Zimmer bedient, daß du eine sehr lange und sehr weite Reise machen willst und einen arabischen Diener brauchst, der dich begleiten soll. Es haben sich schon viele gemeldet, doch keiner hat dir gefallen. Wenn Allah will und du stimmst bei, so gehe ich mit dir.“

Es war so, wie er sagte. Ich wollte zunächst nach dem Sudan hinauf, und deshalb mußte der Betreffende arabisch sprechen können.

„Wie kommst denn du dazu, dich mir anzubieten?“ fragte ich. „Bringt dir dein Esel zu wenig ein? Gefällt es dir nicht mehr in Kairo?“

„Ich habe mein gutes Auskommen und bin mit dieser meiner Vaterstadt zufrieden. Ich wäre nie von hier fortgegangen, aber mit dir möchte ich gern reisen, weil ich dich liebgewonnen habe.“

„Liebgewonnen? Weshalb?“

⁴ „mein Herr.“

„Aus vielen Gründen. Ich sah, daß du mich beobachtetest, und erkundigte mich nach dir. Einer kannte dich. Du bist nicht zum ersten Male hier und nennst dich im Hotel ganz anders, als du heißest, weil du Bücher schreibst, die von den Leuten gelesen werden, welche dann zu dir gelaufen kommen und dich stören. Das willst du nicht. Ich soll den, der mir das sagte, nicht verraten; er reitet oft auf meinem Esel und hat gemeint, du seist zwar ein Christ, müssest aber ein besonderer Liebling Allahs sein; er wisse das genau, denn er habe alle deine Karten gelesen; die Briefe dürfen leider nicht geöffnet werden.“

„Ach! Es ist der alte Ibrahim Effendi auf der Post, der mich freilich schon seit langer Zeit kennt.“

„Maschallah⁵! Wie kannst du das erraten?“

[31] „Du hast von Karten und Briefen gesprochen; er pflegt sie mir gern selbst zu bringen. Was deinen Wunsch betrifft, so komm morgen früh um acht Uhr auf mein Zimmer. Ich werde dir Bescheid sagen. Jetzt kannst du gehen.“

Er verbeugte sich, grüßte und ging, kehrte aber nach einigen Schritten wieder um und sagte:

„Sihdi, ich will dir meine Bedingungen lieber gleich jetzt sagen!“

„So? Du hast Bedingungen?“

„Ja. Ich werde dir ein treuer, zuverlässiger Diener und du wirst mir ein strenger, aber guter Herr sein. Ich weiß das ganz genau, denn ich will dir gestehen, daß Ibrahim Effendi mir mehr von dir erzählt hat, als du denkst. Du zahlst mir, was du willst; ich bin zufrieden. Du kannst von mir verlangen, was du willst, ich werde es thun. Aber verlange nichts, was gegen meinen Glauben ist; laß mich keines meiner Gebete je versäumen, und sprich nie von deiner Religion! Ich liebe dich, aber ich liebe nicht das Christentum. Leletak sa'ide - deine Nacht sei gesegnet!“

Nach diesen Worten drehte er sich um und entfernte sich. Man denke ja nicht, daß ich die Pflicht gehabt hätte, ihm wegen der an mich gestellten Wünsche zu zürnen. Sie waren nicht so unbegründet, wie man vielleicht denken mag. Um dies einzusehen, muß man wissen, von welcher Art die Christen sind, auf die sich Omars Worte bezogen.

Da sind zunächst die Touristen. Man gehe einmal durch die Scharia Bab el Hadid nach dem Bahnhofs, um diese Leute bei ihrer Ankunft aussteigen zu sehen. Sie kommen eigentlich nicht, sondern sie werden gebracht; sie steigen nicht aus, sondern sie werden ausgestiegen. Sie bilden Cook- oder Stangen-„Herden“, welche sich jeder Selbstständigkeit begeben und ihren Hirten zu parieren haben. Sie sind nicht mehr Personen oder gar Individualitäten, sondern einfach Gegenstände des betreffenden Reisebureaus. Im Bahnhofs aus- und vor den Hotels wieder abgeladen, haben sie die Zimmer zu nehmen, die man für sie bestimmt, zur vorgeschriebenen Zeit zu essen und zu schlafen, um zwischen diesen Zeiten truppweise auf die touristische Weide getrieben zu werden. Sie machen den Eindruck der Unwissenheit und der Hilflosigkeit, und jeder Eingeborene, dessen Dienste sie in Anspruch nehmen müssen, hält es für sein gutes Recht, ihre Unkenntnis möglichst auszubeuten. Sie mögen sich nun gegen ihn verhalten, wie sie wollen, höflich oder grob, freigebig oder nicht, auf alle Fälle betrachtet er sie als Personen, die sich mit ihm nicht messen können und deren Heimat eine so traurige ist, daß sie weite und kostspielige Reisen machen müssen, um einmal etwas Schöneres und Besseres zu sehen. Er sieht und höre ihre laute Bewunderung für alles, was für ihn zu den Alltäglichkeiten gehört; er wird von ihnen als halbes Wunder photographiert; er steht dabei, wenn sie bei ihren Einkäufen für Dinge, welche aus Deutschland kommen und dort eine Mark kosten, vielleicht den zehnfachen Preis be- [32] zahlen; [bezahlen] kurz, was sie ihm einflößen, ist nichts weniger als das Gefühl der Hochachtung, und wenn sie von jedermann mit dem Worte „Bakschisch“ angerufen und verfolgt werden, so dürfen sie sich nicht etwa denken, daß man unter dieser „Gabe“ ein unverdientes Almosen versteht, sondern sie als einen Tribut betrachtet, welchen der Einheimische zu fordern berechtigt und der Fremde aber zu geben verpflichtet ist. Ich habe noch keinen Wirt, Händler, Führer, Dolmetscher und Eselsjungen gesehen, der nicht überzeugt gewesen ist, diesen ihrem Erklärer immer hilflos nachlaufenden Christen weit, weit überlegen zu sein. Und dieses Urteil ist stets ein verallgemeinerndes. Der Orientale braucht nur einen einzigen Punkt zu bemerken, in Beziehung auf welchen er dem Abendländer über ist, so steht sofort in ihm die Ueberzeugung fest, daß

⁵ Wunder Gottes!

dieser Vorzug auch in jeder anderen Hinsicht vorhanden sei. Natürlich wird diese falsche Annahme vor allen Dingen auch auf den Glauben ausgedehnt. Der Tourist, besonders der sogenannte „Herdentourist“, hat seine Individualität daheim gelassen und bringt nichts als nur seine Neugierde und seinen Geldbeutel mit; er ist ein personifiziertes Bakschisch, welches das Abendland dem Morgenlande bringt. Dieses Bakschisch zieht dort den Betrug, die Habsucht und die Lüge groß, fließt meist in die Kassen nicht einheimischer Geschäftsleute und bringt dem eigentlichen Oriente wohl keinen, am allerwenigsten aber einen geistigen Nutzen. Seine Seele aber bleibt leider nicht ungerührt.

Das Sträuben Sejjid Omars war nichts, als eine Aeußerung dieser Seele, welche sich dagegen empört, ihre Heiligtümer der fremden Neugierde gegen ein Trinkgeld von einigen Halbpiastern preiszugeben. Und es fand seine mehr als genügende Begründung in dem moralischen Werte oder Unwerte desjenigen Christentums, welches er kennen gelernt hatte.

Wer ein scharfes, offenes Auge besitzt, der wird von Alexandrien und Port Said oder Suez an bis nach Assuan hinauf in unzähligen Fällen die Behauptung bestätigt finden, daß überall, wo von einem Gewinn um jeden Preis die Rede ist, ein Christ die Hand im Spiele hat. Zwar handelt es sich da meist nur um griechische, levantinische oder überhaupt morgenländische Christen, aber dem Mohammedaner ist dieser Unterschied nicht geläufig; Christ gilt als Christ bei ihm, und der abendländische hat es sich zunächst gefallen zu lassen, daß er genau so wie der orientalische beurteilt wird. Sejjid Omar war kein dummer Mensch; er hatte sogar, wie ich später erfuhr und was bei den dortigen Verhältnissen selbst für Eselsjungen möglich ist, einige Jahre lang in der Azharmoschee Theologie studiert, doch mangelte auch ihm die nötige Einsicht, Christ von Christ zu unterscheiden. Lernte er in einem Christen zugleich auch einen guten Menschen kennen, so lag die einzige Lösung dieses Rätsels für ihn in der Annahme: „Er muß, obgleich ein Christ, ein Liebling Allahs sein, denn [33] Allahs Sonne scheint ja auch auf die, die sich von ihm gewendet haben.“ Die Bedingungen, welche er mir gestellt hatte, konnten mich keineswegs abhalten, ihn zu engagieren; sie bildeten vielmehr eine Empfehlung für ihn. Wer das, was ihm heilig sein soll, nicht achtet, wird höchst wahrscheinlich kein treuer, zuverlässiger Diener sein. Ich nahm mir vor, zunächst seine Sattelfestigkeit auf dem Pferde zu prüfen und zu diesem Zwecke morgen mit ihm nach Gizeh und dann nach Sakkara zu reiten. Mancher Eselsjunge, welcher wahre Kunstreiterstückchen ausführt, ist aber, so lange er lebt, nicht auf ein Pferd gekommen und mit der Behandlung desselben vollständig unbekannt. Ich brauchte einen Diener, der sich vor monatelangen Ritten auf jeder Art von Pferden nicht zu fürchten braucht.

Kurz nachdem Omar bei mir gewesen war, ging ich auf mein Zimmer, um noch ein Stündchen zu arbeiten, brachte aber nichts fertig, denn die vier Personen an meinen Nachbartischen kamen mir nicht aus dem Sinne. Meine Gedanken kehrten immer wieder zu ihnen und ihrem Gespräch zurück, und besonders war es der Missionar, der mich in Anspruch nahm, weil ich mir das unerlaubt selbstbewußte Gebahren eines Mannes nicht erklären konnte, dessen Beruf ihn das Wort des Jesaias hätte beherzigen lassen sollen, daß die Schritte der Boten, welche auf den Bergen Gottes den Frieden predigen und das Heil verkündigen wollen, leise und lieblich zu klingen haben. Ich ließ also Papier, Tinte und Feder sein und legte mich schlafen.

Ich schlief auch bald ein; aber die Gedanken waren nicht auch eingeschlafen; sie beschäftigten mich im Träume fort. Ich sah diesen Mr. Waller die verschiedensten und unglaublichsten Arbeiten verrichten, die aber alle zerstörend waren. Er riß Häuser ein, stürzte Pfeiler um, schlug Bäume nieder und hatte stets und stets eine Axt, ein Brecheisen oder sonst ein derartiges Werkzeug in der Hand. Ich sah Kruzifixe stehen, Kapellen, Kirchen, griechische, indische, assyrische Tempel, Moscheen, Statuen von heidnischen Göttern und christlichen Heiligen; er schlug sie alle, alle nieder, ohne das Christliche zu schonen. Er arbeitete wie ein Verrückter, im Schweiß seines Angesichtes, bis eine Stimme donnernd [34] rief: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich!“ Da brach er zusammen, und ich erwachte.

Der Mond schien so hell, daß alle Gegenstände, auch die kleinsten, zu unterscheiden waren, zur offenen Balkonthür herein, und ich war so froh, daß ich nur geträumt und nicht etwas Wirkliches gesehen hatte. Dennoch dachte ich darüber nach. Der Saulusruf paßte nicht für einen christlichen Missionar, aber wer kann von einem Träume die Ueberlegung verlangen, ob das, was er bringt, auch

passend sei! Ich hoffte, bald wieder einzuschlafen, und schloß die Augen wieder zu, mußte aber gleich wieder an den Traum und seine zertrümmerten Tempel und Kirchen denken. Da stieg ein warnendes Wort und noch eins in mir auf; beide gestalteten sich zum Verse, dem sich ein zweiter, dritter und dann auch vierter zugesellte; sie fügten sich zur gereimten, vierzeiligen Strophe zusammen, und ich stand auf, um sie niederzuschreiben. Ich hielt diese Strophe für geeignet, den Anfang eines Gedichtes zu bilden, welches später in meine „Himmelsgedanken“ aufgenommen werden konnte. Als ich im Mondscheine die Zeilen auf das Papier geworfen hatte, legte ich mich wieder nieder. Die Nachtluft war nach dem Khamsin des vorigen Tages so erquickend kühl, ein Hochgenuß, den man im Schlaf nicht mehr bewußt genießen kann, und so nahm ich mir vor, zu der aufgezeichneten Strophe noch eine zweite, dritte und vierte zu schreiben. Ich zerlegte den Hauptgedanken in seine Teile und sann über die Verbindung zwischen ihnen nach, um zu einer festen, logisch klaren Disposition zu kommen; aber der unverwüsthliche, alte und wohlbekanntes Papa Morpheus schien sich aus den Tempeltrümmern meines Traumes heraus- und über mich hergemacht zu haben, und er wurde mit mir eher fertig, als ich mit meiner Disposition. Und er gab mich für dieses Mal nicht eher frei, als bis ein lautes Klopfen an meine Thür ihn zwang, von mir hinweg und nach Griechenland zu eilen, wo im „hohen Olympe“ noch einige unbeschädigte Tempel stehen sollen, welche die Nachwelt als Auszüglerwohnungen oder Altenteil der einst dort Thronenden zu respektieren hat.

Ich sah nach der Uhr. Punkt acht! O wehe! Wahrscheinlich stand Sejjid Omar schon draußen!

„Istan'ni schubai'je - warte ein wenig!“ rief ich so laut, daß er es hören konnte, und machte mich schnell fertig, ihn hereinzulassen.

Obgleich ich mich im Zimmer befand, bemerkte ich, daß der Khamsin heut noch schärfer wehte als gestern, wenn auch jetzt am Vormittage noch nicht mit der erst später zu erwartenden Hitze. Als ich das Zeichen gab, daß der Wartende kommen könne, trat er ein. Ja, es war Sejjid Omar. Er hatte sein bestes Gewand angelegt und den Turban aufgesetzt, während er für gewöhnlich den roten Tarbusch⁶ trug. Das geschah in der Absicht, mir zu zeigen, daß die zu [35] besprechende Angelegenheit für ihn eine ungewöhnlich wichtige sei. Nach Art der Araber, welchen bei dem hiesigen Klima ein Verschließen der Wohnräume nicht geläufig ist, ließ er, als er hereingekommen war, die Thür weit offen stehen. Draußen auf dem Korridore stand wahrscheinlich ein Fenster auf, und da meine Balkonthür auch offen war, so entstand ein Luftzug, dessen plötzlicher Stoß so stark war, daß er die auf dem Tisch liegenden Papiere emporhob und eines derselben hinaus auf den Balkon führte, wo es zwar zunächst liegen blieb, aber so lebhaft bewegt wurde, daß es jeden Augenblick weiter fliegen konnte. Omar sprang sofort dienstfertig hinaus. Er hob es auf, betrachtete es und warf es dann in die Luft, die es wirbelnd mit sich nahm.

„Es stand wohl nichts darauf?“ fragte ich.

„O ja, es war beschrieben,“ antwortete er.

„Aber, warum hast du es da nicht hereingebracht, sondern weggeworfen?“

„Es war ja nicht arabisch!“

Er sagte das im Tone der unendlichsten Selbstverständlichkeit, daß alles nicht arabisch Geschriebene für das ganze Reich der Schöpfung vollständig gleichgültig und wertlos sei. Dabei lag auf seinem Gesichte eine solche Befriedigung, als ob es für mich gar keine Möglichkeit gebe, hierüber anders als er zu denken.

„Höre, Omar,“ belehrte ich ihn, „ich schreibe deutsch, aber trotzdem ist alles, was ich geschrieben habe, mehr wert, als wenn zum Beispiel du es arabisch geschrieben hättest. Auch das Papier kostet Geld, und dieses Blatt gehörte mir, aber nicht dir. Wie kommst du dazu, es wegzuworfen? Wenn ein Franzose dich mit einem goldenen Napoleon bezahlt, wirfst du diesen auch weg, nur weil die darauf zu lesende Schrift nicht arabisch ist?“

Er errötete, was seinem Gesichte bei dessen dunklem Teint eine eigentümliche Färbung gab, ließ die Arme wie ganz kraftlos sinken und hielt den Blick zu Boden gerichtet. Er besaß ein sehr stark entwickeltes Ehrgefühl, und mein Verweis wirkte bei ihm tiefer, als er bei einem anderen gewirkt hätte.

„Sihdi, was soll ich sagen!“ stieß er hervor. „Es ist der Wunsch meines Herzens, dein Diener werden zu dürfen, und jetzt, wo ich es noch gar nicht bin und dich noch nicht einmal begrüßt habe, mache ich mich schon eines solchen

⁶ So wird in Aegypten der Fez genannt.

Fehlers schuldig! Kannst du denn deine Bücher nicht arabisch schreiben, damit ich, wenn ich die Blätter liegen sehe, gleich lesen kann, ob sie wichtig sind oder ob ich sie wegwerfen darf?"

„Du hast in Zukunft nichts, gar nichts wegzuwerfen, sondern grad die von mir beschriebenen Blätter mit der größten Sorgfalt zu behandeln! Sie sind mehr Geld wert, als du denkst!“

„Maschallah! So habe ich Geld weggeworfen?“

„Wahrscheinlich. Ich werde dann nachsehen, was mir fehlt.“

[36] „So verzeihe mir, Sihdi! Oder, ich werde auch etwas auf ein Blatt schreiben; das wirfst du weg, und dann sind wir quitt!“

Das war im vollsten Ernst gesagt. Ich konnte natürlich gar nicht anders, ich mußte herzlich lachen. Das gab ihm wieder Mut. Er hob die Arme und den Blick wieder empor und fragte:

„Was hast du über meinen Wunsch, mit dir zu gehen, beschlossen?“

„Kannst du reiten?“

„Ja.“

„Auch zu Pferde?“

„Ja; prüfe mich! Ich weiß vom alten Ibrahim Effendi, was für Ritte du schon hast machen müssen. Du wirst mich brauchbar finden.“

„So komm am Nachmittag um drei Uhr wieder. Ich werde Pferde besorgen. Wir reiten nach Gizeh und morgen nach Sakkara, Bedraschehn und vielleicht auch nach Heluan. Aber denke nicht, daß wir uns auf Touristenwegen halten werden! Wie du reitest, und wie bald oder spät du ermüdest, davon wird es abhängen, ob dein Wunsch erfüllt wird oder nicht.“

Da holte er tief Atem und versicherte in frohem Tone:

„Hamdulillah!⁷ Ich werde dein Diener sein; ich weiß es ganz gewiß! Hast du jetzt noch einen Befehl für mich?“

„Nein. Du kannst gehen.“

„Allah jesallimak - Gott segne dich!“

Er griff nach meiner Hand, beugte sich zu ihr nieder und drückte sie an seine Lippen. Das geschah in einer Weise, der man es ansah, daß ihm diese herzliche Art der Ehrenerweisung ganz und gar nicht geläufig sei. Ich war geneigt, [37] sie ihm hoch anzurechnen. Wenn ein Araber, der so wie dieser Sejjid Omar um die Erfüllung seiner religiösen Pflichten besorgt ist, einem Christen die Hand küßt, so ist ganz gewiß sein Herz dabei im Spiele. Daß Omar ein gewöhnlicher Eseltreiber war, kann nichts an dieser Sache ändern; da giebt es keinen Unterschied, sondern da handelt der Niedrigste genau so wie der Höchste. Aber wie kam gerade ich, der ich doch vor gestern abend nie mit ihm gesprochen hatte, zu dieser ganz besonderen Zuneigung? Der alte Ibrahim Effendi kannte mich ziemlich genau und mochte viel von mir erzählt haben; aber auch das war für mich noch kein hinreichender Grund. Wahrscheinlich lag dieser in irgend einem Umstande, den ich gar nicht beachtet und also wohl vergessen hatte.

Als er fort war, sah ich nach den Papieren auf dem Tische. Zunächst glaubte ich, daß kein beschriebenes fehle; dann aber dachte ich an die vier Zeilen, welche ich heute Nacht geschrieben hatte, und bemerkte nun, daß diese fehlten. Das war mir fatal, denn ich konnte nun nachdenken, so viel ich wollte, so war es mir unmöglich, mich der Strophe so, wie sie gewesen war, genau zu entsinnen. Ich erinnerte mich zwar des Hauptgedankens, daß es dem Christen nicht zieme, Tempel zu entweihen, da selbst auch dem heidnischen Götterdienste eine von der Erde emporhebende Idee zu Grunde liege, welche zu achten sei und nicht entheiligt werden dürfe; aber dieser Sinn wollte absolut nicht so leicht, ungezwungen und rein in die Reime fließen, wie er es in den verloren gegangenen Zeilen gethan hatte.

Ich trat also hinaus auf den Balkon, von welchem man den ganzen, großen Vorplatz überblicken konnte; aber es war leider nirgends ein Papier zu sehen. Der kräftige Wind hatte es wohl in die Scharia Kammel oder hinüber nach dem Platze Ibrahim Pascha getrieben.

Nun ging ich hinunter, um das Frühstück einzunehmen. Im Bureau ließ ich nach dem Menahouse-Hotel in Gizeh um das Zimmer telephonieren, welches ich zu bekommen trachte, so oft ich draußen bin. Es führt aus demselben eine gut verschließbare Thür direkt ins Freie, so daß man zu jeder Tages- und auch anderer Zeit nach den Pyramiden gehen kann, ohne von den anderen Gästen beachtet

⁷ Allah sei Dank!

zu werden oder den Schließer belästigen zu müssen. Es wurde mir zugesagt.

Im Speisesaale angekommen, sah ich, daß die Chinesen schon gefrühstückt haben mußten. Sie waren nicht da, aber das gebrauchte Geschirr stand noch auf ihrem Tische. An dem zu meiner anderen Hand saß Mr. Waller ganz allein. Er hatte die leere Tasse vor sich, sah höchst gelangweilt aus und schien auf seine Tochter zu warten. Als der Kellner mich bediente und dabei an ihm vorüberging, fragte er ihn nach Monsieur Fu und Monsieur Tsi.

„Stehen eben im Begriff, abzufahren,“ lautete die Antwort.

„Was? Sie reisen ab?“

[38] „Nein. Sie bleiben noch für längere Zeit hier, um die Umgebung Kairos ebenso genau wie die Stadt selbst kennen zu lernen. Heut wollen sie nach Gizeh. Sie schlafen in Menahouse und gehen morgen nach den Pyramiden von Sakkara.“

Das interessierte nicht nur den Missionar, sondern auch mich. Ich hatte also Gelegenheit, sie heut und morgen an den angegebenen Orten zu sehen, und nahm mir vor, einer etwaigen Gelegenheit, mit ihnen dort zu verkehren, nicht aus dem Wege zu gehen.

Nach einiger Zeit kam Mary, und ihr Vater ließ servieren. Ich erfuhr, ohne die Absicht zu hegen, sie zu belauschen, daß die Miß von einem Ausgange zurückkehrte. Sie hatte einige kleine Einkäufe gemacht. Als die Gegenstände betrachtet worden waren, teilte ihr der Vater mit, daß die Chinesen nach den Pyramiden seien, und fragte sie, ob sie nicht Lust habe, heut auch hinauszufahren. Sie schien nicht sehr dafür gestimmt zu sein, vermutlich aus Rücksicht auf Fu und Tsi, auf welche es ihr Vater wahrscheinlich wieder abgesehen hatte; aber sie war gewöhnt, sich seinen Wünschen zu fügen, und so beschloss sie, seinen Gedanken auszuführen und gleich nach Tisch und trotz der dann ziemlich großen Hitze hinauszufahren.

Die üble Laune Mr. Wallers schien durch diese Fügsamkeit der Tochter gehoben worden zu sein. Er begann, gesprächiger zu werden, und nun, wo ich meine Aufmerksamkeit nicht zu teilen brauchte, wie gestern, fiel mir an ihm ein eigentümliches, nervöses, ich möchte fast sagen, ängstliches Springen von einer Idee auf eine andere, ihr völlig fremde, auf. Es war, als ob sich seine Psyche auf der Flucht vor einer anderen, aber auch in ihm lebenden, befände. Das war ein ruheloses Haschen und Jagen von einem Gegenstande zum anderen. Er erwähnte seine verstorbene Frau, die er sehr lieb gehabt zu haben schien, auffällig oft und unterließ es natürlich nicht, auch von seiner zukünftigen Missionsthätigkeit zu sprechen. Als ihn das mit unfehlbarer Sicherheit auf die einzustürzenden Säulen und Tempel brachte, fiel ihm die Tochter in die Rede. Sie griff in die Tasche, zog ein zusammengefaltetes Papier heraus und sagte:

„Ich habe dir etwas mitzuteilen, was hierauf Bezug hat, lieber Vater. Du sagst, daß alles, was an eine andere Verehrung als unseres christlichen Gottes erinnere, fallen müsse, und magst vielleicht recht haben. Mir ist, wie du weißt, dieser Gedanke als zu streng erschienen, denn ich halte diesen Dienst für das ganz natürliche und noch unbewußte Lallen der Menschheit in ihrem frühesten Kindesalter. Nun habe ich hier einige Zeilen, die sich in ganz eigener Art und Weise mit dieser unserer Streitfrage beschäftigen.“

„Wer hat sie geschrieben?“

„Das weiß ich nicht.“

„Also wohl gedruckt? Ein Blatt aus einem Buche?“

[39] „Nein. Es ist geschrieben; eine vierzeilige Strophe, welche ich für den Anfang eines Gedichtes halte.“

„Du mußt doch wissen, von wem du sie hast!“

„Vom Winde!“ lachte sie mit ihrer lieben, tiefen Stimme, indem sie das Blatt hoch emporhob und die Bewegung nachahmte, mit denen ihr das Papier zugeflogen war. „Als ich vorhin fortging, brachte er es mir zugetrieben und legte es mir fast gerade vor die Füße hin. Ich hob es auf, da es so rein und sauber war, und las die Zeilen, welche darauf stehen. Denke dir meine Verwunderung, als ich sah, daß sie sich gerade mit deinem Hauptthema beschäftigen. Willst du sie hören?“

Er nickte, und sie las:

„Tragt euer Evangelium hinaus,
Um aller Welt des Himmels Gruß zu bieten,
Doch achtet jedes andre Gotteshaus;
Ein wahrer Christ stört nicht den Völkerfrieden!“

Sie hatte langsam und so gelesen, daß man hörte, ihr Herz stimmte diesen

Worten bei. Dann blickte sie ihren Vater fragend an. Wenn ich der Ansicht gewesen war, daß er aufbrausen werde, so hatte ich mich geirrt. Er saß still, ganz still da und sagte zunächst kein Wort. Dann legte er die Hände auf der Kante des Tisches zusammen und forderte sie in beinahe bittendem Tone auf:

„Lies noch einmal, Mary!“

Sie folgte seiner Aufforderung:

„Tragt euer Evangelium hinaus,
Um aller Welt des Himmels Gruß zu bieten,
Doch achtet jedes andre Gotteshaus;
Ein wahrer Christ stört nicht den Völkerfrieden!“

Und wieder wurde es still. Mary sah, daß diese ihr vom Winde zugewehten Zeilen auf ihren Vater eine Wirkung ausübten, die sie wohl nicht erwartet hatte, und hütete sich, diese Wirkung zu unterbrechen. Und er saß mit gefalteten Händen da, ohne sich zu bewegen. Seine Augen sahen gerade aus, wie in eine weite, nur ihm bekannte Ferne. Im Saale ging und kam man hin und her; Tassen und Teller klirrten, Messer und Löffel klapperten; es wurde viel und laut gesprochen, doch das alles schien ihn nicht zu stören. Er beachtete nicht, daß das Frühstück noch fast unberührt vor ihm stand, denn er hatte bisher weit mehr gesprochen als gegessen oder getrunken. Er hörte es auch gar nicht, daß der Kellner, an ihm vorüberstreichend, ihn nach etwaigen Wünschen fragte. Er schien, mit einem bezeichnenden Worte gesagt, geistig vollständig abwesend zu sein.

War ich überrascht gewesen, das verloren gegangene [40] Blatt in Marys Hand zu sehen, so war ich es nun fast noch mehr über den Eindruck, den es gerade auf den Mann machte, welcher die eigentliche Ursache war, daß ich es beschrieben hatte. Es war ganz selbstverständlich, daß ich schweigen, am allerwenigsten aber es zurückverlangen würde. Ich hatte ja nun seinen Inhalt wieder, den ich mir nicht einmal zu notieren brauchte, denn das zweimalige Vorlesen war mehr als hinreichend, ihn mir so einzuprägen, daß ich ihn nicht wieder vergessen konnte.

Da endlich regte sich der Amerikaner wieder. Er sah sich im Saale um, als müsse er sich besinnen, wo er sei; dann fragte er in einem für ihn gewiß ungewöhnlich weichen Tone:

„Und dies hat dir der Wind gebracht, wirklich nur der Wind?“

„Ja, mein lieber, lieber Vater!“

Ich sah, daß ihre Augen feucht zu werden begannen.

„Ich denke,“ fuhr er fort, „an den hundertundritten Psalm und an das erste Kapitel des Buches an die Hebräer; es kann auch der hundertundvierte Psalm sein; ich weiß es nicht genau. Dort steht geschrieben: „Er macht seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen.“ Steht kein Name auf dem Blatte? Keine Seitenzahl? Gar nichts, woraus man schließen könnte, wem oder wohin es gehört?“

„Gar nichts, Vater?“

„So dürfen wir es also als unser Eigentum betrachten und wollen es aufheben für - - für spätere Zeit, wo wir es vielleicht brauchen.“

„Willst du es haben?“

„Nein; behalte es! Und wenn - - wenn - - - wenn ich wieder einmal lieblos von denen sprechen, die ich Heiden nenne, so sage mir die letzte Zeile: „Ein wahrer Christ stört nicht den Völkerfrieden!“ Ich denke, das wird gut für etwas sein, was in mir ist, was siegen will und doch nicht siegen kann.“

Es trat wieder eine Pause ein, nach welcher Mary die Vermutung aussprach:

„Der Verfasser ist wahrscheinlich ein Deutscher. Und weil ich das Blatt innerhalb der Vorstufen zum Hotel fand, so nahm ich an, daß er hier wohnt und es im Kommen oder Gehen draußen verloren hat. Ich erkundigte mich darübrhin bei meiner Rückkehr im Bureau, ob vielleicht ein deutscher Dichter hier logiere, und habe eine verneinende Antwort erhalten.“

„Mag der, welcher es geschrieben hat, sein, wer und was er sei, er wird den kleinen Verlust entweder aus dem Konzepte oder aus dem Gedächtnisse leicht wieder ersetzen können. Er bekommt das Blatt nicht wieder, und selbst wenn er mir bekannt wäre, würde ich ihn bitten, es behalten zu dürfen. Ob die Zeilen als Gedicht gut sind, das weiß ich nicht; ich bin kein Kritiker; aber der Inhalt ist für mich von Wert, und im Ausdruck liegt etwas, dem ich [41] nicht widerstehen kann. Ich bin so alt geworden und habe doch nie und nicht gewußt, wie sich ein schönes, liebes, reines, klares Wort so schnell und tief ins Herz hinunterheimeln kann! Und eins noch ists, was ich dir sagen muß, mein Kind.“

Aber er sagte es noch nicht, sondern er legte, das Gesicht seiner Tochter

zugewendet, den Ellbogen auf den Tisch, den Kopf in die Hand, sah sie liebevoll prüfend an, machte dann die Augen zu, als ob er sich etwas zu vergegenwärtigen habe, und sprach erst hierauf weiter:

„Du bist deiner Mutter so überaus ähnlich, äußerlich und innerlich, und das hat mich über ihren Verlust, wenn auch nicht beruhigt, aber doch getröstet. Sie ist mein Engel gewesen, und du glaubst ja, daß sie heut ebenso wie früher bei uns weilt. Ich weiß, daß ich ein streitbarer Theologe bin, vielleicht streitbarer, als die Bibel will, und es ist stets das Hauptbestreben der Toten gewesen, dieses mein aggressives Wesen zu mildern. Sie warnte mich vor China, und als ich trotzdem meine Absicht, dorthin zu gehen, nicht aufgab, trübte sich die Zeit, welche, für uns so schrecklich unerwartet, die letzte ihres Lebens sein sollte. Als ich an ihrem Todestage zum letzten Male mit ihr allein war, - du hattest draußen mit dem Arzt zu sprechen - mußte ich ihr die Erfüllung ihres Abschiedswunsches geloben. Ich that es, indem ich ihre Hand in die meine nahm, und dann sprach sie ihn aus: „Sei stets ein echter Christ und [42] halte Frieden!“ Und nun trägt heut der Wind dir fast genau dieselben Worte zu! Deine Stimme gleicht der ihrigen, und als du vorhin diese Zeilen lasest, da tauchte plötzlich ihr Sterbezimmer vor mir auf und - - -“

Weiter hörte ich nichts, oder vielmehr weiter wollte ich nichts hören. Die anderen Gäste saßen drin im eigentlichen Saale und wir, durch Säulen von diesem getrennt, allein im Seitenraum; sie brauchte er also nicht zu beachten. Aber mein Tisch stand dem seinen so nahe, daß ich seine Worte hören mußte, wenn ich auch nicht wollte. Mochte er mich nun wirklich für einen Franzosen halten, der nicht deutsch verstand, oder galt ich als Fremder faktisch für ihn als gar nicht vorhanden, jetzt durfte mir das nicht mehr gleichgültig sein. Er berührte eine Angelegenheit von solcher Diskretion, daß es mir meine Pflicht verbot, noch länger zuzuhören. Ich stand also auf und ging, wobei ich zu meiner Genugthuung bemerkte, daß er nicht die mindeste Notiz davon nahm.

Hatte ich gestern gemeint, daß er vielleicht ein ganz guter Mensch sei, so war mir dieses Vielleicht jetzt zur Gewißheit geworden. Nur wohnte und wirkte leider ein Dämon in ihm, der ihn selbst um den Frieden brachte, den er andern doch so gern geben wollte; er hatte ihn ganz richtig als Aggressivität bezeichnet. Dieser Teufel ist es, der Menschen, Korporationen und Völker immer vorwärts drängt, um neuen Raum zu gewinnen, dabei aber auf dem alten, wohl- [43] erworbenen [wohlerworbenen] keinen Frieden und keinen Segen aufkommen läßt!

Während des Mittagessens wurde es mir nicht schwer gemacht, diskret zu sein, denn meine Nachbarn sprachen außerordentlich wenig. Später bemerkte ich von meinem Fenster aus, daß sie einen Hotelwagen bestiegen, um den beabsichtigten Ausflug zu unternehmen.

Punkt drei Uhr klopfte Sejjid Omar an meine Thür. Die Pferde wurden schon bereit gehalten; wir konnten aufbrechen. Natürlich beobachtete ich ihn schon beim Aufsteigen. Das ging so leicht und glatt von statten, als ob es seine tägliche Gewohnheit sei. Auch hielt er sich eine volle Pferdelänge hinter mir, was ich dadurch belohnte, daß ich ihn aufforderte, an meine linke Seite heranzukommen. Ich konnte ihn doch nicht beobachten, wenn ich ihm vorausritt. Er hielt sich nun still und ruhig neben mir, ohne, was ein anderer wahrscheinlich versucht hätte, mir zeigen zu wollen, daß er sein Pferd zu beherrschen verstand. Doch wurde, als wir uns dem Kasr en Nil näherten, der Straßenverkehr trotz der Hitze ein so lebhafter, daß ich leicht Gelegenheit fand, ihn, ohne daß er es bemerkte, auf die Probe zu stellen. Die uns begegnenden Wagen, Reiter, Kamele und Fußgänger bildeten mir willkommene Hindernisse, und ich wich ihnen in einer Weise aus, welche es einem mittelmäßigen oder gar schlechten Reiter sehr schwer gemacht hätte, nicht von mir abzukommen; er aber überwand diese Schwierigkeiten, ohne daß er sie zu bemerken schien.

Jenseits der Brücke ging es im Trab. Er saß wie angegossen. Jenseits des Museums, als wir das bekannte Eckcafé hinter uns hatten, mußten wir wieder langsam reiten, denn es begegneten sich da zwei Reihen aneinander gebundener Lastkamele, zwischen denen, gerade als ein Doppelwagen der Tramway von Gizeh kam, sich eine Schar schwatzender Fellachenfrauen befand, welche Körbe auf ihren Köpfen trugen. Das gab wahrscheinlich einen kritischen Augenblick.

Wie gedacht, so geschehen! Die Tramway erschreckte die Kamele; sie blieben stehen; das eine zerrte nach rechts, das andere nach links; dieses stand lang und jenes quer, und da sie zusammengebunden waren, so entstand für einige Zeit ein straßenbreites Hindernis von blökenden Kamelen und schreienden Weibern, in

deren Mitte wir steckten.

„Komm, Omar!“

Mit diesem Ruf drängte ich mein Pferd zwischen zwei Frauen hindurch, hinter denen zwei Kamele so standen, daß sie eine schmale Lücke bildeten, welche durch den sie verbindenden Strick geschlossen war. Ich nahm mein Pferd hoch und kam glücklich über den Strick hinweg. Die Frauen kreischten; die Kameltreiber schimpften; Omar aber lachte fröhlich auf und nahm das Hindernis ganz in derselben Weise. Das war für dieses Mal genug, und es handelte sich nur noch darum, seine Ausdauer kennen zu lernen.

Auf der Straße von Kairo nach den Pyramiden [44] kommt man an zwei Fellachendörfern vorüber, welche links liegen. Rechts dehnen sich grüne Flächen aus, welche von Kanälen bewässert werden. Die Pyramiden hat man gerade vor sich liegen. Sie erscheinen von weitem als dreieckige Flächen, treten aber, je mehr man sich ihnen nähert, um so plastischer hervor. Das Menahouse-Hotel liegt am Fuße derselben. Es führt von ihm aus ein ziemlich breiter, auch fahrbarer Weg hinauf, welcher, um nicht vom Sande verschüttet zu werden, zu beiden Seiten mit Mauern versehen ist. Er gleicht einem Hohlwege, weil der Sand die Höhe der Mauern erreicht. Auf dieser Höhe giebt es keinen eigentlichen Weg, doch führte aus dem von mir bestellten Zimmer eine Thür heraus auf sie, und man konnte da, allerdings nur über ungebahntes Geröll, direkt nach den Pyramiden kommen, ohne unterwegs von den in dem Hohlwege befindlichen Passanten gesehen zu werden. Es ist nicht ohne Absicht, daß ich diesen Umstand besonders in Erwähnung bringe.

Am östlichen Fuße der Pyramiden liegt das arabische Dorf el Kasr, dessen Bewohner, von den Touristen vollständig verdorben, in rücksichts- und charakterloser Aufdringlichkeit das Menschenmöglichste leisten. Sie halten, vereinzelt aufgestellt, schon in weiter Entfernung von den Pyramiden auf der Straße Wache, um über die aus der Stadt kommenden Fremden herzufallen und, wenn sie auch nicht engagiert werden, doch wenigstens ihre falschen Münzen, geschickt nachgemachten Scarabäen und andere wertlose Imitationen an den Mann zu bringen.

Heut sah ich keinen einzigen von ihnen auf der Lauer stehen. Es mußte irgend ein Grund vorhanden sein, der sie abhielt, ihrer einträglichen Herumlungerei jetzt obzuliegen. Ich erfuhr ihn sogleich, als ich das Hotel erreichte. Die gestern auf dem Platze Ibrahim Pascha beobachteten fremden Pilger waren heut heraus nach den Pyramiden gezogen, um ihnen, die für den Wüstenbewohner noch größere Wunderwerke als für uns civilisierte Menschen sind, einen Besuch abzustatten. Sie hatten in das Hotel eindringen wollen, waren aber abgewiesen worden, was freilich mit der allergrößten Vorsicht hatte geschehen müssen, um ihre Rachgier nicht herauszufordern. Der mich nach meinem Zimmer führende Kellner teilte mir lachend mit, daß man mit einigen wie zufällig vorübergetragenen, geräucherten Würsten und Schweineschinken diesen Zweck sehr schnell und ohne alle üblen Folgen erreicht habe. Die über diesen Anblick ganz entsetzten Mohammedaner waren schreiend davongelaufen und hatten es nun ganz gewiß aufgegeben, das für sie jetzt für verpestet geltende Haus zu betreten. Sie hatten dann zunächst el Kasr einen Besuch gemacht, um sich Nahrungsmittel zu erbetteln, und waren dann nach dem Granittempel gestiegen, um an der Sphinx vorüber nach der Cheopspyramide zu kommen und diese zu besteigen. Natürlich hatte sich alles, was in Kasr wohnte und laufen konnte, diesen Pilgern angeschlossen, welche im [45] Bahr bela Ma⁸ zwischen Setrah und dem Dschebel Burgheh zu Hause waren.

Es verstand sich nun eigentlich ganz von selbst, daß es keinem der Bewohner oder Gäste des Hotels einfallen konnte, nach den Pyramiden zu gehen, so lange sich diese fanatischen Menschen oben befanden, doch als ich mich nach den beiden Chinesen erkundigte, erfuhr ich, daß sie hinauf gegangen seien, und Mr. Waller war ihnen mit seiner Tochter später nachgefolgt.

Welch eine Unvorsichtigkeit! Freilich nur von dem Amerikaner, denn als die Chinesen aufgebrochen waren, hatten sich die Pilger noch nicht eingestellt gehabt; Waller aber war erst nach ihrer Ankunft weggegangen und durch keine Warnung von diesem Wagnisse abzuhalten gewesen. Es war mir ganz, als ob ich ihnen folgen müsse, doch konnte ich dadurch leicht den Anschein erwecken, als ob ich für sie ein größeres Interesse besitze, als sie mir erlauben wollten, und so unterließ ich es. Ich öffnete die erwähnte Thür meines Zimmers, nahm einen Stuhl mit hinaus und saß nun oben auf dem hoch angewehten Sande. Der tief in denselben

⁸ „See ohne Wasser“

eingeschnittene Weg nach den Pyramiden lag so weit von mir entfernt, daß ich seinen Grund nur an derjenigen Stelle sehen konnte, wo er einer Krümmung nach links hinüber folgte.

Der eigentliche Körper der Pyramiden wurde in Stufenform aufgebaut und dann mit einer platten Bekleidung belegt, unter welcher die Stufenform verschwand. Von dieser Verkleidung ist jetzt nur noch an der Spitze der zweiten, derjenigen des Chefren, ein Rest zu sehen, während von der Cheopspyramide die Spitze ganz verschwunden ist, wodurch sich [46] oben eine vielleicht zehn Quadratmeter große Fläche gebildet hat, zu welcher man von der nordöstlichen Kante aufsteigen kann, weil dort die vielleicht einen Meter hohen Stufen am gangbarsten sind. Der Aufstieg geschieht gewöhnlich mit Hilfe dreier Beduinen, von denen zwei stets voran sind, um zu ziehen, während der Dritte schiebend hinterher zu folgen hat.

Ist man oben angelangt, so hat man, in umgekehrter Richtung der Aussicht vom Dschebel Mokattam, nach Osten zu das Grün des kanalisierten Landes in der Nähe, die Stadt aber in ziemlich weiter Ferne liegen. Nach Nordwest, West und Süd dehnt sich die Wüste mit ihren braungelben Sandflächen, aus denen hungrig und dürstend nackte Klippen ragen. Nach Südwest steigen die anderen Pyramiden auf; tief unten aber schaut die Sphinx nach Osten, doch kann sie den Aufgang der Sonne nicht mehr sehen, weil der Sand von Jahrhundert zu Jahrhundert rund um sie her so hoch „gewachsen“ ist, daß es für sie einen Morgen nicht mehr giebt.

Der Name Sphinx ist für die ägyptischen Steingebilde falsch angewendet; er ist griechisch, und sie aber hatten [hatte] mit der thebaischen Tochter des Typhon und der Schlange Echidna nichts zu thun. Sie hießen bei den Aegyptern „Neb“, d. i. „Herr“. Ihre aus dem Felsen herausgewachsene, für unzerstörbar gehaltene und in majestätischer Einfachheit und Größe vor den Tempeln ruhende Vereinigung der Tier- mit der Menschenform sprach wohl auch ein tiefes, schweres Rätsel aus, fügte aber, sie durch sich selbst verratend, sogleich die Lösung hinzu, daß nur die aus dem Geist geborene Kraft die Welt regiere. Materialisten also waren die alten Aegyptier nicht, und gerade darum gelang es ihnen, den Stoff selbst in seiner gewaltigsten Schwere mit Hilfe der einfachsten Gesetze zu beherrschen.

Wo Sejjid Omar jetzt war und was er that, das wußte ich nicht. Er hatte mich bei unserer Ankunft gefragt, was er nun vornehmen solle, und von mir den Bescheid erhalten, daß er die Pferde gut versorgen und sich erst am Abend wieder bei mir zu melden habe. Jetzt brauchte ich ihn ja nicht; heut Abend aber sollte er mich begleiten; ich wollte beim Mondschein einen längeren Spaziergang nach den Pyramiden unternehmen.

Da standen sie vor mir, so nahe und doch so fern.

Nur drei Minuten trennten mich von der mir nächsten, der großen, und doch waren es eigentlich nicht drei Minuten, sondern viertausend und neunhundert Jahre. Die Gestalten der Araber, welche ich deutlich an ihr auf- und niederklettern sah, so pygmäisch, so ameisenwinzig, sie gehörten diesen drei Minuten an. Was bleibt nach ihrem Tode von ihnen übrig?! Aber das Andenken derer, welche diese Quadern aufeinander türmten, es ist nach fast fünftausend Jah- [47] ren [Jahren] noch nicht vergessen. Ihr Leben ist nicht spurlos an der Welt und an den Tafeln der Geschichte vorübergegangen. Und doch sind diese fünftausend Jahre im Verhältnis zu der Ewigkeit auch nichts anderes als diese drei Minuten, und wenn die große Frage kommt, welche ein jeder einst zu beantworten hat, wird Cheops wahrscheinlich um keinen Zoll größer sein als einer der Beduinen, welche die Perspektive mir jetzt so zwerghaft klein erscheinen ließ.

Indem ich zu ihnen hinaufschaute, glitt mein Auge auch über die Stelle des Weges, welche, wie schon bemerkt, die einzige war, die ich sehen konnte. Da kam jemand sehr eilig herabgelaufen. Obgleich ich ihn nur einen Moment sehen konnte, erkannte ich doch Sejjid Omar in ihm. Er lief so schnell, daß sein langes Gewand hinter ihm her wehte. Es mußte etwas für ihn sehr Wichtiges sein, was ihn, der in allen seinen Bewegungen so gern die ihm eigene Würde zeigte, jetzt veranlaßte, es so außerordentlich eilig zu haben. Nur wenige Schritte nach links von mir ging die Sandhöhe, auf welcher ich mich befand, in das platte Dach eines zum Hotel gehörigen Nebengebäudes über. Von diesem aus konnte ich Omar aus dem tief eingeschnittenen Wege herauskommen sehen. Ich ging hin und schaute hinab. Auf dem Vorplatze saßen und standen viele Herren und Damen, welche diesen Aufenthalt den schwülen, dumpfen Zimmern vorgezogen hatten. Omar hemmte seine Schritte nicht, sondern rannte zwischen ihnen hindurch, ohne daran zu denken, daß ihm seine direkte Abstammung vom Propheten bei dieser Art von Schritten

höchst wahrscheinlich nicht angesehen werden könne. Ich ging nach meinem Zimmer und hatte es kaum erreicht, so hörte ich ihn auch schon klopfen. Er wartete meine Antwort gar nicht ab, sondern trat ein, ließ die Thür ganz selbstverständlich offen stehen und sagte, indem er mit dem Atem rang:

„Sihdi, es wird über sie Gericht gehalten. Du mußt sofort kommen und ihren Fakih⁹ machen!“

[48] „Von wem redest du?“ fragte ich.

„Von den Chinesen. Sie sind gute Menschen und wohnen in demselben Hotel mit dir. Ich hoffe, daß dies genug Gründe für dich sind, ihnen beizustehen!“

„Ich bin kein Fakih. Wer klagt sie an? Was haben sie gethan?“

„Sie haben den Amerikaner in Schutz genommen, dem es wahrscheinlich an das Leben gehen wird. Das geschieht ihm recht! Du hast es ja gesehen, wie er mein Gebet unterbrochen hat!“

„Weshalb soll es ihm an das Leben gehen?“

„Das erzähle ich dir unterwegs; komm nur schnell, sonst wird es vielleicht zu spät, dich der Chinesen anzunehmen!“

Er faßte mich am Arme, um mich mit sich fortzuziehen. Ich wehrte ihn ab und sagte:

„Beherrsche dich! Man kann durch zögerndes Ueberlegen weiterkommen als durch übermäßige Eile. Erzähle, wenn auch kurz, aber alles, was geschehen ist.“

Er versuchte, seinen fliegenden Atem zu beruhigen, und folgte meiner Aufforderung:

„Als ich die Pferde in den Stall geschafft und ihnen Futter gegeben hatte, ging ich hinauf nach den Pyramiden. Ich wollte die fremden Mekkapilger sehen, vor denen ich mich nicht zu scheuen brauche, weil ich weder Christ noch Jude, sondern nicht nur Muslem, sondern sogar Sejjid Omar bin. Ihre Gewänder sind zwar während der weiten Reise zerrissen und sehr, sehr schmutzig geworden, aber das hindert nicht, daß diese Beduinen vom Bahr bela Ma sehr fromme Männer sind, welche Mekka gesehen haben und viel von ihm erzählen können. Als ich kam, waren sie dabei, die große Pyramide zu besteigen. Da aber auf der Höhe derselben nur gegen dreißig Personen stehen können, mußte dies in Abteilungen geschehen. Es dauerte sehr lange, ehe die erste wieder herunterkam. Mit dieser ging ich nach der Sphinx hinunter, denn sie sollte auch bestiegen werden. Du weißt, daß man da am Granittempel vorüberkommt. Indem wir dies thaten, hörte ich Stimmen in dem Treppengang desselben, achtete ihrer aber nicht. Hätte ich gewußt, wer es war, so wäre ich hineingegangen, um sie zu warnen.“

„Wer war es denn?“ unterbrach ich ihn.

„Die beiden Chinesen, der Amerikaner und seine Tochter. Wir stiegen alle auf den Rücken der Sphinx, von wo aus einige der jungen Leute von el Kasr gegen ein Bakschisch auch noch auf den Kopf zu klettern pflegen, was so gefährlich ist, daß ich nicht versuchen möchte, es nachzumachen. Einer von ihnen führte dieses Kunststück aus, und der Schech der fremden Pilger behauptete, es ihm nachmachen zu können. Man glaubte es ihm nicht; es wurde hin und her gestritten und ihm schließlich eine Wette [49] angeboten, auf welche er einging. Er zog seinen Mantel aus und nahm auch sein Hamaïl vom Halse, weil es während des Kletterns leicht beschädigt werden konnte. Die Schnur, an welcher es hing, war zu eng, sie über den Kopf zu bringen. Er zog zu sehr; sie zerriß, und da er sie nicht festhielt, flog das Hamaïl seitwärts auf den Boden nieder, wo sich der Fels nach unten rundet. Es glitt weiter und fiel in die Tiefe hinab.“

„Das hat nichts zu sagen. Die Hamaïls werden in Futteralen getragen, und unten giebt es lockeren Sand; das Buch wird also nicht beschädigt worden sein.“

„Das ist richtig; aber höre, was gleich weiter geschah! Der Schech kümmerte sich jetzt nicht um sein Hamaïl, welches er sich dann ja holen konnte; er dachte nur an seine Wette. Es war ausgemacht worden, daß noch einmal jemand von el Kasr hinaufzuklettern habe, damit der Fremde sich die Stellen merken könne, wo die Finger und die Zehen einzusetzen sind. Diese Bedingung wurde auch erfüllt. Es gab also bis zum Austrage der Wette ein zweimaliges Hinauf- und wieder Herunterklettern. Das dauerte natürlich lange, weil jede Bewegung äußerst vorsichtig unternommen werden mußte, und während dieser Zeit geschah unten etwas, was wir nicht beachteten, weil unsere ganze Aufmerksamkeit nach oben gerichtet war.“

[50] „Ah, ich errate! Der Amerikaner und das Hamaïl!“

⁹ Advokat, Verteidiger.

„Ja, so ist es, Sihdi! Die vier Personen hatten den Granittempel verlassen und waren dann auch nach der Sphinx gegangen, obgleich sie sahen, daß deren Körper von Beduinen geradezu wimmelte. Doch hatte dieser Umstand sie wenigstens abgehalten, sie auch zu besteigen; sie waren vielmehr den schmalen Pfad, welcher von ihrem westlichen Teile nach dem östlichen führt hinabgegangen und hatten dort bei dem Vorderfuße das Hamaïl liegen sehen. Anstatt es nun gar nicht anzurühren, weil sie doch keine Muhammedaner waren, und sich auch gewiß denken konnten, daß es einem oben auf der Sphinx befindlichen Pilger gehören werde, hatten sie es sogar aus dem Futterale gezogen, geöffnet und durchblättert. Inzwischen hatte der fremde Schech, der ein sehr kühner Kletterer ist, seine Wette gewonnen, und wir stiegen von der Sphinx herunter, was, wie du weißt, an ihrem Hinterkörper geschieht. Dort trafen wir mit dem wieder nach hier gekommenen Amerikaner zusammen. Als der Schech sein Hamaïl in den Händen dieses Mannes sah, war er zunächst so erschrocken, daß er kaum sprechen konnte; bald aber verwandelte sich der Schreck in Zorn. Er riß es ihm aus der Hand und fragte, ob er im Menahouse wohne, wo man Wurst und Schinken esse. Als der Gefragte mit [51] einem Ja antwortete, mußte die Heiligkeit des Hamaïl für vernichtet gelten. Du kannst dir nun die Wut des Schechs denken, welcher den Amerikaner am liebsten vernichtet hätte. Dieser war aber nicht etwa so klug, zu schweigen, sondern er verteidigte sich und nannte das Hamaïl ein Lügenbuch.“

„Er kann aber doch nicht arabisch sprechen!“

„Der Dolmetscher war bei ihm, den du auf dem Dschebel Mokattam mit ihm und mir gesehen hast. Er ist vom Hotel weg zu ihm gefahren, um ihn abzuholen und mitzunehmen.“

„Und dieser Mensch war so unvorsichtig, das Wort Lügenbuch zu übersetzen, ohne ein anderes weniger beleidigendes an seine Stelle zu nehmen?“

[„] O, er hat noch ganz anderes übersetzt! Ich kann dir nicht alles so ausführlich erzählen, wie es geschehen ist, denn ich habe schon jetzt zu viel Zeit versäumt und will dir nur noch sagen, daß der Amerikaner es in seinem Zorne gewagt hat, dem Schech das Hamaïl wieder zu entreißen und unter schlimmen Ausdrücken, welche auch übersetzt worden sind, ihm vor die Füße zu werfen.“

„Unmöglich!“

„Es ist wahr. Ich stand dabei und habe es selbst auch gesehen. Der Schech riß das Messer heraus, um ihn zu erstechen; die Tochter wollte sich dazwischen werden; der junge Chinese riß sie zurück und hat den Stich in den Arm bekommen. Der fremde Schech wollte wieder stechen, und seine Leute griffen auch nach ihren Messern. Es wären wenigstens drei Menschenleben zu Grunde gegangen, wenn nicht der Schech el Beled¹⁰ von el Kasr eingeschritten wäre. Diesem ist von der Regierung die Aufsicht über das Gebiet der Pyramiden übertragen worden, und er mußte sich sagen, daß die Ermordung von Christen, die überdies noch Ausländer sind, für ihn und die Bewohner seines Dorfes von sehr schlimmen Folgen sein werde. Aber es kostete ihm sehr viel Ueberredung, bis die Fremden ihre Messer wieder einsteckten, doch verlangten sie Sühne, und zwar [52] blutige Sühne, weil eine solche Behandlung eines Hamaïl ein größeres Verbrechen ist, als selbst ein zehnfacher Mord sein würde. Diese Sühne soll auch sofort und ohne Zeitverlust gegeben werden, und darum drangen sie auf das Zusammentreten einer Dschemma¹¹, welche den Fall ohne Zögern zu besprechen und das Urteil zu fällen habe.“

„Sind die Beisitzer dieser Dschemma bereits gewählt?“

„Nein. Es werden lauter Fremde sein, und von den Hiesigen darf ihr nur der Schech el Beled beitreten. Dieser hat einen seiner Leute heimlich nach Kairo um Hilfe geschickt. Bis diese kommt, will er versuchen, die Verhandlung hinauszuziehen; aber ich glaube nicht, daß ihm dies gelingen wird.“

„Ich auch nicht. Die Fremden scheinen den Fall nach dem Gesetz der Wüste behandeln und von der hiesigen Polizei nichts wissen zu wollen. Ja, es kann zwischen dieser und ihnen sehr leicht zum Kampfe und Blutvergießen kommen!“

„Daran dachte ich auch, und darum bin ich zu dir geeilt, um dich zu holen. Du wirst diese Sache auf gutem Wege zu enden wissen!“

„Ich? Wir kommst du zu dieser Idee?“

„Ich habe dir ja schon gesagt, daß mir der alte Ibrahim Effendi mehr von dir erzählt hat, als du denkst. Ich bitte dich um Hilfe. Wirst du sie den Chinesen verweigern?“

¹⁰ Dorfschulze.

¹¹ Gerichtsversammlung.

„Du sprichst nur von ihnen, obgleich ihnen direkt keine Gefahr droht. Für den Amerikaner bittest du nicht?“

„Nein! Er mag bekommen, was er verdient hat! Ich habe ihn auf dem Mokattam verschont; hier aber darf er keine Schonung finden!“

Da legte ich ihm die Hand auf die Schulter, sah ihm ernst in die Augen und sagte langsam, indem ich jedes Wort betonte:

„Du bist Sejjid Omar, aber du bist kein guter Mensch! Und wer kein guter Mensch ist, der kann auch kein guter Anhänger des Propheten sein! Ich wollte dich jetzt mit- [53] nehmen, [mitnehmen] weil du mir helfen solltest, dem Amerikaner beizustehen. Du kannst aber hier bleiben!“

Ich that, als ob ich gehen wolle; da rief er aus:

„Sihdi, nimm mich mit! Ich will dir beweisen, daß die Güte eines Moslem größer sein kann als sein Wunsch nach Rache. Brauchen wir Waffen?“

„Nein, sondern nur Klugheit und Entschlossenheit. Unsere Pferde sind nicht mehr gesattelt?“

„Nein. Reiten wir denn?“

„Ja, doch haben wir keine Zeit, vorher zu satteln. Ich kenne die Gesetze der Wüste sehr genau. Diese fremden Beduinen werden sich von dem Schech el Beled nichts vormachen lassen. Sie sind auf den Zusammentritt der Dschemma bloß deshalb eingegangen, weil sie derartige Szenen lieben; das Urteil aber wird auf den Tod des Amerikaners lauten, und sie werden es ausführen, ohne sich um die Meinung irgend eines anderen Menschen, sei es auch der Khedive von Aegypten, zu bekümmern. Wo wird diese Versammlung abgehalten?“

„Ein wenig oberhalb der Sphinx.“

„So wird der Missionar diese Stelle nicht lebend verlassen, wenn wir ihn nicht herausholen. Da er zu Fuß nicht entkommen kann, sondern von ihnen eingeholt würde, reiten wir. Merke dir hier diese Thür, welche hinaus in das Freie führt! Sie ist von Wichtigkeit. Ich lasse sie um eine Lücke offen, und der Schlüssel bleibt von innen stecken.“

„Warum, Sihdi?“

„Das erfährst du unterwegs. Jetzt komm!“

Ich muß bemerken, daß wir sehr schnell sprachen und daß diese Unterredung also nicht halb so lange währte, als wenn man sie vom Papiere liest. Ein Hamaïl ist ein in der Stadt Mekka geschriebener und unter gewissen Feierlichkeiten erworbener Kuran, der nur an solche Pilger verkauft wird, welche nachweislich allen Verpflichtungen getreulich nachgekommen sind. Er gilt als das köstlichste Andenken an die Pilgerschaft, wird für heilig gehalten und darf nie mit irgend etwas in Berührung kommen, was dieser Heiligkeit nicht angemessen ist. Mr. Waller hatte nach den Begriffen derer, in deren Händen er sich jetzt befand, unbedingt ein todeswürdiges Verbrechen begangen. Wenn man hierzu die unter diesen Leuten gewöhnliche Christenverachtung und die durch die Pilgerfahrt bis zur Brutalität gesteigerte religiöse Aufregung rechnet, so kann man sich die Gefahr wohl denken, in welcher der Genannte gegenwärtig schwebte. Eine Dschemma über einen Christen, nebst dem an ihm vollstreckten Todesurteil, ein besserer Schluß konnte nach Ansicht dieser Fanatiker ihrer Reise nach Mekka ja gar nicht gegeben werden!

Wir eilten nach dem Stall hinüber, zogen die Pferde heraus, stiegen auf und ritten den Hohlweg nach den Pyramiden hinauf. Ich hielt es nicht für geraten, im Hotel zu sagen, warum wir diesen Ritt unternahmen. Je weniger [54] Aufsehen erregt wurde, desto größer war für mich die Hoffnung des Gelingens.

Als wir oben bei der Cheops-Pyramide ankamen, war dort kein Mensch zu sehen, denn jedermann war nach der Sphinx geeilt, um bei der Dschemma anwesend zu sein. Das war mir lieb, weil ich nun, ohne gesehen zu werden und Verdacht zu erregen, Omar unterweisen konnte, was er zu thun hatte.

„Hier trennen wir uns,“ sagte ich. „Wenn der Amerikaner reiten kann, ist er zu retten, sonst wahrscheinlich nicht. Ich reite hier links an den kleinen Pyramiden nach der Sphinx hinunter, dränge mich an die Dschemma heran und suche, mit dem Pferde möglichst nahe an den Amerikaner heranzukommen. Dann steige ich ab und spreche mit den Beduinen.“

„Aber du wagst dein Leben, Sihdi!“ fiel Omar ein.

„Nein. Da ich heut nicht den Hut, sondern den Tarbusch trage, wird man mich für einen Effendi halten, und ich werde nichts sagen, wodurch ich mich als Christ bezeichne. Während ich die Aufmerksamkeit der Dschemma ganz auf mich ziehe, steigt er schnell auf das Pferd und reitet fort.“

„Sie werden ihm nachreiten!“

„Ich meine, daß sich keine anderen Tiere dort befinden werden, als die kleinen Esel und die langsamen Kamele der Leute von el Kasr.“

„Das ist richtig!“

„Man kann ihn also nicht einholen, aber man wird auf den klugen Gedanken kommen, ihn nicht nach dem Hotel zurückzulassen. Man wird also diesen Hohlweg hier besetzen und ihm die Annäherung auch von den anderen Seiten unmöglich machen. Aber an die Thür zu meinem Zimmer wird niemand denken.“

„Maschallah! Ich beginne, zu begreifen, Sihdi. Ich soll ihn nach dieser Thür bringen?“

„Ja.“

„Aber wo und wie treffe ich ihn?“

„Du reitest hier an der großen Pyramide entlang, genau nach West, halb über das hinter ihr liegende Totenfeld, und wendest dich dann links nach der Pyramide des Chefren hinüber, an deren Südwestecke du wartest, bis der Amerikaner kommt.“

„Wird er wissen, daß ich dort bin?“

„Ja; ich sage es ihm. Wenn er zu dir gestoßen ist, reitet ihr zurück, quer über das Totenfeld, aber ja nicht her zur großen Pyramide, sondern stets nach Nord, von der Höhe nach der Niederung herab, bis ihr in gleicher Linie mit dem Hotel seid. Es giebt dort keinen Weg; der Sand ist tief; man wird den Flüchtling dort gewißlich nicht vermuten. Dennoch sage ich, daß ihr Begegnungen möglichst zu vermeiden habt, bis das Hotel zu sehen ist. Dann reitet ihr, ganz gleich, ob ihr gesehen werdet oder nicht, schnell auf dasselbe zu, biegt aber ja nach keinem Wege ein, [55] sondern eilt oben auf der Düne bis hin an meine Zimmerthür, welche ich offen gelassen habe. Seid ihr drin und habt den Schlüssel umgedreht, so ist nichts mehr zu befürchten. Die Pferde müssen freilich draußen stehen bleiben. Ich hoffe übrigens, daß ich dort bin, wenn ihr kommt. Beeilt euch aber, denn es wird bald dunkel werden!“

„Und was geschieht mit der Tochter des Amerikaners und mit den Chinesen, Sihdi?“

„Das laß meine Sorge sein! Ich rechne auf die ganz gewiß entstehende Aufregung und Verwirrung, welche ich möglichst gut benutzen werden.“

„Aber du selbst, Sihdi! Du begiebst dich wirklich in Gefahr!“

„Das hat nur den Anschein so. Ich werde die Fremden durch eine so große Dreistigkeit verblüffen, daß sie gar nicht daran denken, etwas gegen mich zu thun.“

„Was wirst du zu ihnen sagen?“

„Das weiß ich noch nicht. Ich habe mich nach den Umständen zu richten, welche ich vorfinde. Wie aber steht es mit der Verwundung des Chinesen?“

„Sie ist nur leicht. Ich sah wohl Blut, doch aber nicht viel. Sein Vater verband ihn eben, als ich ging, mit seinem Taschentuche.“

[56] „So habe ich von ihm keine Störung zu befürchten. Jetzt wird es Zeit, daß wir uns trennen. Mach deine Sache gut!“

„Von dem Augenblicke an, wo er bei mir ist, wird ihm nichts geschehen, darauf kannst du dich verlassen, Sihdi. Du hast von mir verlangt, ein guter Mensch zu sein, und nun macht es mir Freude, ihm seine Beleidigung durch Liebe zu vergelten!“

Nach diesen Worten ritt er in der ihm von mir angegebenen Richtung davon; ich aber nahm meinen Weg zwischen der großen und den ihr gegenüberliegenden kleinen Pyramiden hindurch, welche für Angehörige des Cheops bestimmt gewesen sein sollen. Hinter der letzten von ihnen teilt sich der Weg. Links führt er nach der Sphinx hinab, fast geradeaus nach Campbells Grab hinüber. Ich zog es vor, nach diesem Grabe zu reiten, denn ich hatte von dort aus einen besseren Ueberblick, und ich konnte mir den Anschein geben, als ob ich von dem Vorgefallenen gar nichts wisse und nicht etwa vom Hotel her, sondern von der zweiten oder gar dritten Pyramide komme. Ich wich also nach Westen zu von den durch den Sand führenden Stapfen ab und hielt mich so lange in den Einsenkungen des Terrains, bis ich die unterhalb der Chefren-Pyramide liegenden [57] Tempelreste vor mir hatte. Hierauf wendete ich mich nach links, trieb das Pferd eine steile Schuttböschung hinauf und sah den Ort, den ich erreichen wollte, in nicht allzu großer Entfernung vor mir liegen.

Es genügte ein Blick, die Scene zu erfassen. Die für die Dschemma Ausgewählten saßen an der Erde, einige Schritte davon Mary und die Chinesen. Der Amerikaner stand, und neben ihm der Dolmetscher, welcher mit den Händen gestikulirte, also

zu sprechen schien. Hören konnte ich es nicht. Die Stelle, an welcher ich mich befand, lag höher als diejenige, an welcher die Beduinen ihre Beratung hielten. Die Zuhörer hatten die Dschemma nicht ganz eingeschlossen, sondern sie bildeten, was mir außerordentlich lieb war, des abfallenden Terrains wegen nur einen Halbkreis, welcher nach mir zu offen stand; das machte es mir möglich, sofort ganz an die Beratenden heranzureiten.

Man wurde auf mich aufmerksam. Als ich näher kam, hörte ich den verwunderten Ruf: „Ein Reiter ohne Sattel!“ Diejenigen, welche von mir abgewendet saßen, drehten sich nach mir um. Man zeigte Neugierde, doch fiel es keinem ein, seinen Platz zu verlassen.

Die Angelegenheit stand genau so, wie ich vermutet hatte, denn den Schech el Beled von el Kasr ausgenommen, hatten alle Beisitzer der Dschemma ihre Messer vor sich bis an die Hefte in die Erde gesteckt, ein für den Kenner sicheres Zeichen, daß es sich um das Leben des Angeschuldigten handelte. Ich that, als ob er mir sehr gleichgültig sei, ritt aber fast bis ganz zu ihm heran, sprang ab, legte die Hände, doch nur für einen kurzen Augenblick, um nicht als gewöhnlicher Mann zu gelten, auf die Brust und grüßte die am Boden sitzenden Personen.

Es war leicht zu erraten, welcher von ihnen der fremde Schech war, denn er hatte das Hamail, um welches es sich handelte, vor sich liegen. Sein Anzug befand sich, wie auch diejenigen aller seiner Leute, in einem Zustande, den Omar sehr richtig als „schmutzig und zerrissen“ bezeichnet hatte, doch war seinem ernstesten, sonnverbrannten Gesichte die Gewohnheit des Befehlens deutlich aufgeprägt. Er nickte stolz mit dem Kopfe und ließ nur ein kurzes „Sallam!“ als Antwort hören. Wenn ich mir diesen Mangel an Höflichkeit gefallen ließ, so hatte ich von vornherein verspielt. Er mußte mich für einen Mann halten, der sich das nicht bieten zu lassen brauchte, darum sagte ich in strengem Tone:

„Du bleibst sitzen, indem du mit mir sprichst, und siehst doch, daß ich stehe? Ich vermute, daß ihr in Mekka gewesen seid, über welchem das Andenken des Propheten glänzt. Hast du etwa dort deine Höflichkeit im Sand von Chandamah vergraben?“

„Wo liegt Chandamah?“ fragte er schnell und erstaunt.

„Geh zwischen dem Sug el Lel und dem Schib el Maulid, wo das Geburtshaus des Propheten steht, vor die Stadt hinaus, so siehst du es zur linken Seite des Dschebel Qubehs liegen.“

[58] Da stand er auf, und alle anderen mit ihm, kreuzte die Hände auf der Brust, verbeugte sich tief und sagte:

„Verzeih! Ich wußte nicht, daß du ein Kenner der Heiligtümer bist. Du wirst mir erlauben, deinen Namen zu erfahren!“

„Allerdings, doch nicht eher, als bis ich dich nach dem deinigen gefragt habe. Vorher aber will ich das Wichtigere wissen. Sind wir bei den Pyramiden von Gizeh, oder befinden wir uns im Wadi Fatimeh, wo das Gesetz der Wüste gilt? Ich sehe eine Dschemma versammelt und Messer in der Erde stecken. Wer hat hier zu richten, und wer soll gerichtet werden?“

Ich sah ihm so scharf und fest ins Auge, daß mir sein Blick nicht ausweichen konnte. Die Erwähnung von Oertlichkeiten, welche nur dem Kenner von Mekka geläufig sind, that das Ihrige. Er antwortete in nicht ganz sicherem Tone:

„Es ist eine Beleidigung geschehen, welche nur mit Blut gesühnt werden kann. Ich will es dir erzählen.“

Nichts konnte mir willkommener sein als diese seine Bereitwilligkeit, denn sie sagte mir, daß ich ihm imponiert hatte. Er berichtete mir, natürlich in seiner mohammedanisch gefärbten Weise, was geschehen war. Als er geendet hatte, sagte ich :

„Der Kuran ist dir jedenfalls bekannt. Nach ihm und der Sunna muß Recht gesprochen werden. Aber weißt du auch, was Khalil Ibn Ishak, der berühmte Erklärer derselben, über die Pflichten der Dschemma sagt?“

„Nein, das weiß ich nicht,“ sah er sich gezwungen, einzugestehen.

„Nicht? Aber ihr habt bedacht, daß dieser Fremde die Heiligkeit des Hamail nicht kennt und dich vielleicht gar nicht hat beleidigen wollen? Habt ihr ihm erlaubt, sich zu verteidigen?“

„Er hat es durch den Mund seines Dragoman¹² gethan.“

„Ist dieser Dragoman gerecht und vorsichtig gewesen? Ich werde das sogleich erfahren.“

¹² Dolmetscher.

Der Dolmetscher stand höchst verlegen da. Er hörte mich arabisch sprechen und wußte nun also, daß ich alles verstanden hatte, was auf dem Dschebel Mokattam von ihm über mich geäußert worden war. Ob er mich wohl auch jetzt noch für einen Franzosen hielt?

„Imschi, ia Budala - Pack dich, Dummkopf!“ fuhr ich ihn an, denn ich wollte ihm nicht hören lassen, was ich dem Amerikaner zu sagen hatte.

Er zog sich erschrocken bis unter die Zuschauer zurück, und nun wendete ich mich an Waller, und zwar in deutscher Sprache:

„Sagen Sie schnell: Können Sie reiten?“

„Ja,“ antwortete er, indem er mich verwundert ansah.

[59] „Galopp und ohne Sattel, so daß Sie ja nicht etwa herabfallen?“

„Ich sitze fest. Sie reden deutsch? *Good lack!* Warum fragen Sie?“

„Es handelt sich um Ihr Leben. Die Situation ist ernster, als Sie meinen, und nur die Flucht kann Sie retten. Wenn Sie das vielleicht bezweifeln, so fehlt mir die Zeit, es Ihnen zu erklären.“

„Ich glaube es,“ versicherte er. „Das sind ja ganz desparate Menschen hier!“

„So passen Sie auf, was ich Ihnen sage! Ich werde jetzt zu diesen Leuten weitersprechen. Sobald Sie sehen, daß ihre Aufmerksamkeit ganz auf mich gerichtet ist, springen Sie auf mein Pferd und reiten so schnell, wie Sie können, fort - - -“

„Man wird mich verfolgen,“ fiel er ein.

„Allerdings; aber die paar Esel und Kamele, welche hier stehen, haben Sie nicht zu fürchten. Da oben steht die zweite Pyramide. An ihrer linken, hinteren Ecke treffen Sie auf meinen Diener. Er erwartet Sie dort und wird Sie so führen, daß, wenn Sie ihn nur erst erreicht haben, die Gefahr für Sie vorüber ist. Werden Sie thun, was ich Ihnen vorgeschlagen habe?“

„Natürlich! Aber ich habe nicht nur an mich, sondern auch an meine Tochter zu denken. Was soll - - - [“]

„Ihr wird nichts geschehen,“ unterbrach ich ihn; „ich gebe Ihnen mein Wort. {„} Also, thun Sie, was ich gesagt habe, aber plötzlich, schnell, und ohne daß Sie es etwa durch Blicke oder Bewegungen vorher verraten!“

Ich hatte während dieser kurzen Unterweisung den fremden Schech im Auge behalten und bemerkte zu meiner Beruhigung an ihm kein Zeichen des Mißtrauens. Als ich mich ihm jetzt wieder zuwendete, sagte er:

„Es ist ganz überflüssig, daß du diesen Christen fragst, denn er kann dir nichts anderes erzählen, als was ich dir schon gesagt habe. Der Schech el Beled will nicht, daß er getötet werde, aber wir sind freie Beduinen, die sich um die Gesetze des Beherrschers von Aegypten und um die Ansichten fremder Konsuln nicht zu kümmern brauchen, und werden also nur nach den Vorschriften handeln, welche jeder Bekenner des Islam zu befolgen hat. Du hast unsere Beratung unterbrochen; wir setzen sie jetzt fort und werden schnell ein Ende machen. Habe die Güte, dich zu setzen, damit auch wir uns wieder setzen können!“

Diese Aufforderung hatte ich nicht erwartet. Sie bewies mir, daß er mich nicht nur unbedingt für einen Mohammedaner, sondern auch für eine Person hielt, nach deren Stand und Namen er nicht wieder fragen könne, ohne gegen die ihr schuldige Achtung zu verstoßen.

Der Araber setzt sich in Gegenwart eines Fremden nicht so kurz und einfach nieder, wie wir es thun, sondern es geschieht mit einer Umständlichkeit, welche um so größer ist und um so mehr Zeit in Anspruch nimmt, je mehr er [60] diesen Fremden ehren und sich selbst als wohlgezogenen Mann betrachtet sehen will. Da vorhin alle seine an der Dschemma beteiligten Stammesgenossen mit ihm aufgestanden waren und nun auch wieder mit ihm Platz zu nehmen hatten, so gab es eine Menge von Verbeugungen, welche ich zu wiederholen hatte, worauf abermals Verneigungen folgten, welche jeder gegen seine Nachbarn richtete und mit einigen höflichen Worten begleitete. Das lenkte die Augen von dem Amerikaner in der Weise ab, daß er schon jetzt den richtigen Augenblick für gekommen hielt, den ihm gegebenen Rat zu befolgen.

Ich kehrte ihm den Rücken zu und hütete mich, mich nach ihm umzudrehen, als mir ein plötzliches Stampfen der Pferdehufe sagte, was geschah; aber der Schech sprang wieder auf und mit ihm alle, welche sich vorher unter so viel Umständen in die Stellung niedergelassen hatten, welche der Orientale „das Ruhen der Glieder“ nennt. Waller war auf das Pferd gesprungen, welches sich nur einige Augenblicke sträubte, seiner Führung zu gehorchen, und dann mit ihm davonschoß, nach aufwärts, der zweiten Pyramide zu. Nun stand ich natürlich auch rasch auf

und sah zu meiner Genugthuung, daß er allerdings kein schlechter Reiter war.

Zunächst gab es eine allgemeine Anstrengung, so laut zu schreien, wie es jedem möglich war; dann folgte der Gedanke, dem Fliehenden nachzueilen. Man riß sich um die vorhandenen Esel und Kamele; die ersteren ließen sich sofort lenken; die letzteren aber wurden durch den vielstimmigen Lärm störrisch gemacht; sie waren nicht von der Stelle zu bringen. Wer einen Esel erwischte hatte, trabte schleunigst fort; den Kamelen versuchte man, durch Schläge Gehorsam beizubringen. Das gab eine Scene, welche nicht weniger lebhaft war, als ich erwartet hatte. Der Schech war am schnellsten gewesen und als Erster dem Amerikaner auf einem Esel nachgeritten; er zeigte sich auch als der Umsichtigste von allen, denn er kehrte schon nach kurzer Zeit wieder um, kam zurück und rief seinen Leuten zu:

„Seid still, und gebt euch keine Mühe! Das sind keine Kamele, wie man sie braucht, um ein Pferd einzuholen. Dieser Hund ist uns entschlüpft, aber nur einstweilen! Sein Ziel ist das Hotel; aber wir lassen es ihn nicht erreichen. Es war eine Thorheit von ihm, nicht direkt dorthin zu reiten. Der Bogen, den er macht, ist so groß, daß wir ihm zuvorkommen werden. Vorwärts alle! Wir laufen!“

Er schwang sich von seinem Esel, ließ ihn stehen und rannte fort, seine Leute alle hinter ihm her. Die meisten Fellachen von el Kasr folgten; die Besitzer der zurückgebliebenen Tiere wollten diese besteigen und auch fort; ich hinderte sie daran, weil ich nicht wünschte, daß die beiden Chinesen und Mary laufen sollten, und sie waren gegen die gewöhnliche Bezahlung und ein Extrabakschisch damit einverstanden.

[61] Ich hatte den drei Genannten bis jetzt natürlich keine besondere Aufmerksamkeit schenken können; nun war es mir möglich, mich auch ihrer anzunehmen. Da sie nicht arabisch verstanden und sie, als ich mit Waller redete, nicht so nahe gewesen waren, um meine Worte deutlich hören zu können, so befanden sie sich über den Zusammenhang zwischen meinem Erscheinen und seiner Flucht im unklaren. Mary war leichenblaß. Sie hatte unbeschreibliche Angst um ihren Vater ausgestanden und war auch jetzt noch nicht befreit von ihr. Ich versuchte, sie zu beruhigen:

„Haben Sie keine Sorge! Wir reiten jetzt nach dem Hotel. Ihr Vater wird, wenn wir dort ankommen, entweder schon da sein oder sehr bald eintreffen.“

„Wissen Sie denn, wohin er ist?“ fragte sie.

„Ja. Ich habe ihm das Pferd gebracht, damit er fliehen könne, und Sejjid Omar hat an der zweiten Pyramide auf ihn gewartet, um ihn sicher nach dem Menahouse zu bringen.“

„Sejjid Omar, der Eseltreiber, den er so schwer beleidigt hat?“

Sie sah mich an, als ob sie sich dies gar nicht denken könne. Dann fügte sie, indem ihre Blässe einer tiefen Röthe wich, hinzu: „Und Sie, Sie sprechen deutsch! Sie haben also gehört und verstanden, was - - was - -“

„Ich habe,“ unterbrach ist sie, „nichts verstanden und nichts gehört als nur das eine, daß Mr. Waller in Gefahr sei und aus derselben herausgeholt werden müsse. Er befindet sich jetzt vollständig in Sicherheit, während aber wir daran zu denken haben, daß wir nicht hier bleiben dürfen, [62] wenn der Zorn der Mekkapilger sich nicht nun auch gegen uns richten soll. Bitte, steigen Sie auf! Wir müssen uns beeilen, heim zu kommen; dann werden Sie alles erfahren, was Sie jetzt noch nicht wissen.“

Sie folgte dieser Aufforderung. Die Chinesen hatten schon zwei Kamele in Beschlag genommen. Sie sprachen nicht, doch sah ich ihnen an, daß ich für sie nicht mehr bloß der fremde, gleichgültige Tischnachbar war.

Wir schlugen den geraden Weg nach den kleinen Pyramiden ein. Als wir uns ihnen näherten, kam der Schech el Beled von da, wo links die Gräber der fünften Dynastie liegen, herbeigeritten. Er hatte sich den Verfolgern beigesellt gehabt, um nötigenfalls Unheil zu verhüten, und erkundigte sich bei den uns begleitenden Treibern, wo der fremde Schech sei. Sie unterrichteten ihn über die Absicht dieses Mannes, die ihn wieder mit Besorgnis zu erfüllen schien. Er kam an meine Seite, sah mir aus halb zugekniffenen Augen in das Gesicht und fragte, indem er leise lächelte:

„Du bist ein Christ?“

„Ja,“ antwortete ich ruhig. Der Wohlstand seines Dorfes hing von den Besuchern der Pyramiden ab, und von Fanatismus konnte bei ihm keine Rede sein. Ich brauchte also nicht heimlich gegen ihn zu thun.

„Und du bist schon öfters hier gewesen?“ erkundigte er sich weiter.

„Ja.“

„Ich kannte dein Gesicht, hielt dich aber doch für einen Moslem, für einen vornehmen Effendi. Nun aber habe ich [63] es mir überlegt. Du bist mit Absicht zu Pferde gekommen? Du hast gewollt, daß der Angeklagte auf ihm fliehen soll?“

„Ich leugne es nicht.“

Da reichte er mir seine Hand und sprach:

„So habe ich dir zu danken! Diese Flucht hat mich von einer schweren Sorge befreit. Man hätte den Amerikaner gegen meinen Willen getötet, von der Behörde in Kairo aber wäre die ganze Verantwortung auf mich geworfen worden. Du scheinst ein kluger Mann zu sein, und so darf ich vielleicht deine Einsicht bitten, mir einen Wunsch zu erfüllen?“

„Sprich!“

„Verschweig in der Stadt, was hier geschehen ist und was vielleicht noch geschehen wird! Auch die Leute des Hotels werden nicht davon sprechen, weil das Gerücht, daß die Besucher der Pyramiden ihres Lebens nicht sicher seien, die Zahl der Gäste sehr vermindern würde. Dieser zornige Schech aus dem Bahr bela Ma wird sich zwar nicht ganz bis zum Menahouse wagen, aber seine Leute doch von weitem so aufstellen, daß der Amerikaner ihm in die Hände fallen muß. Das macht mir schwere Sorge. Konntest du ihm denn nicht sagen, daß er direkt nach dem Hotel fliehen solle?“

„Nein. Als ich mit ihm sprach, hatte ich schon eine andere, bessere Vorbereitung getroffen, welche der Angelegenheit ein ruhiges, unbemerktes Ende geben wird. Ich wollte verhüten, daß dieser Vorfall in den Mund der Leute gebracht werde. Denke dir aber im Gegenteile, welches Aufsehen es erregt hätte, wenn der Flüchtling von seinen Verfolgern gerade nach dem Hotel gejagt worden wäre!“

„Du hast recht! Schau! Da stehen schon Zwei, welche aufzupassen haben!“

Wir waren an der Cheops-Pyramide vorbeigekommen und lenkten in den nach dem Menahouse führenden Hohlweg ein. Da waren zwei von den Pilgern postiert. Ihr Schech hatte also wirklich seine Absicht ausgeführt und das Hotel, wenn auch nur aus der Ferne, vollständig eingeschlossen. Die beiden Männer sahen uns finster an, sagten aber nichts, als wir an ihnen vorüberkamen. Wir erreichten unbelästigt das Haus, stiegen ab, und ich zahlte den Treibern, was ich ihnen versprochen hatte. Als ich das gethan hatte, trat der ältere Chinese zu mir, verbeugte sich sehr höflich und sagte deutsch:

„Mein Herr, ich ahne, daß wir Ihnen etwas zu verdanken haben, was uns noch nicht ganz bekannt geworden ist. Wir wünschen natürlich, es zu erfahren, und bitten um die Erlaubnis, Ihnen unsern Besuch machen zu dürfen. Kann das geschehen, ohne daß wir unsere heimatlichen Namen zu nennen haben? Ich möchte nicht eine Unwahrheit sagen und wünsche doch nicht, die Namen aussprechen zu müssen. Ich werde hier Fu und mein Sohn wird Tsi genannt.“

[64] Das war höflich und ehrlich zugleich. Es widerstrebte ihm, einen Mann zu täuschen, dem er Dank zu schulden glaubte. Eine echt und wahrhaft vornehme Gesinnung, die mich nach meinen bisherigen Beobachtungen freilich nicht überraschen konnte! Ich sagte ihm, daß er und sein Sohn mir nach dem Abendessen willkommen seien, da gerade die Umstände, von denen er gesprochen habe, mich verhinderten, sie eher zu empfangen. Dann trennten sie sich von mir, nachdem ich auf mein Befragen die Versicherung erhalten hatte, daß die Verwundung des Sohnes eine ganz leichte sei und zu keiner Besorgnis Veranlassung gebe.

Die Tochter des Missionars bat ich, mich nach meinem Zimmer zu begleiten, obgleich diese Aufforderung unter anderen Umständen fast so viel wie eine Beleidigung für eine Dame sei; ich wollte ihr aber die Freude machen, die Erste zu sein, von der ihr Vater bei seiner glücklichen Ankunft empfangen werde. Sie zögerte nicht, mir diesen Wunsch zu erfüllen.

Als wir hinaufkamen, stand die Thür genau so weit offen, wie ich sie offen gelassen hatte; es war also noch niemand von draußen in das Zimmer getreten. Der Stuhl, auf welchem ich gesessen hatte, stand noch im Freien; ich nahm einen zweiten mit hinaus, und wir setzten uns nieder. Die Sonne nahte dem Untergange; es war nur noch kurze Zeit bis zum Eintritt der Dunkelheit, und ich nahm an, daß Omar sein möglichstes thun werde, mit seinem Begleiter noch vor derselben das Hotel zu erreichen. Es handelte sich dabei auch um die Gefährlichkeit der Bodenverhältnisse in der Nähe der Pyramiden, wo es so viele eingestürzte oder nur schlecht wieder zugeschüttete Gräber und unterirdische Gänge giebt, daß nach Sonnenuntergang ein Ritt für den, der solche Stellen nicht ganz genau kennt,

thunlichst zu vermeiden ist.

Wir saßen fast ganz still neben einander. Miß Mary war verlegen, und ich befand mich nicht in der Stimmung, die Zeit mit einem Gespräch über irgend einen gleichgültigen Gegenstand auszufüllen. Ich sagte ihr kurz, daß ich von Sejjid Omar die Bedrängnis ihres Vaters erfahren und was ich ihm hierauf für eine Weisung gegeben hatte. Sie that, als ob sie durch diese Mitteilungen beruhigt worden sei, war es aber wahrscheinlich nicht, wenigstens nicht ganz, wie mir ja gerade durch ihre Wortkargheit bewiesen wurde.

Wir mochten wohl über eine Viertelstunde, nur zuweilen ein kurzes Wort sprechend, nebeneinander gesessen haben, als wir aus der Richtung, aus welcher die beiden Reiter zu erwarten waren, einen Fußgänger kommen sahen. Er war genau wie Omar gekleidet, war aber Omar nicht, welcher einen gravitäteren Gang und eine geradere Haltung als dieser Ankömmling hatte. Was hatte er hier oben auf dieser unwegbaren Düne zu suchen, welche zum Hotel gehörte und von den Fellachen nicht betreten werden [65] durfte? Es gab hier gar nichts anderes; sein Ziel konnte nur die Außenthüre meines Zimmers sein!

Die Augen der Kindesliebe waren schärfer als die meinen. Mary sprang auf.

„Mein Vater, ja, mein Vater ists!“

Mit diesem Ausrufe eilte sie von mir fort und ihm entgegen. Er blieb stehen, und als sie ihn erreichte, sah ich, daß er sie mit einer Umarmung empfing und sie küßte. Ich hätte mich so gern entfernt, mußte aber bleiben, weil sie gezwungen waren, durch meine Wohnung zu gehen. Auch mußte ich doch erfahren, wo Omar mit den Pferden steckte, für welche ich um so mehr verantwortlich war, als man sie mir nicht gegen Bezahlung, sondern aus Gefälligkeit geliehen hatte.

Ich sah, daß die Tochter mir den Vater schnell zuführen wollte; aber er hatte zu fragen; sie mußte antworten, und so dauerte es einige Zeit, bis sie zu mir kamen, sie leicht und schnell, mit frohem Lächeln im Gesicht, er langsamer, zögernd und in sich wohl ungewiß darüber, wie er sich gegen mich verhalten solle. Da aber packte ihn seine eigentliche, bessere Natur: Er that einige rasche Schritte auf mich zu, streckte mir beide Hände entgegen und sagte in einem Tone, den ich nicht anders als aufrichtig herzlich nennen kann:

„Ich bitte um Verzeihung! Von Dank will ich nicht sprechen; den brauchen Sie ja nicht. Aber die andere Schuld, in der ich Ihnen gegenüber stehe, die müssen Sie mir abnehmen, wenn Sie mit mir nicht auf halbem Wege stehen bleiben wollen!“

Ich erwiderte den Druck seiner Hand und antwortete, sehr froh über diese liebe, gute Aufwallung seines Innern:

„Sprechen wir jetzt nur von der Gegenwart, zunächst [66] von diesem Tarbusch und von diesem Mantel! Ich vermute, daß beide meinem Sejjid Omar gehören?“

„Ja, sie sind von ihm. Ich habe natürlich kein Wort von ihm verstehen können, aber was ist dieser Eseltreiber doch für ein braver, prachtvoller Kerl!“

„Bitte, kommen Sie mit in das Zimmer, damit man Sie nicht von unten aus in diesem Anzuge sehen sieht!“

Sie folgten beide dieser Aufforderung, und dann erzählte der Amerikaner von seinem Ritte:

„Ich lasse alles Vorhergehende weg; wir sprechen später darüber; aber es ist mir klar geworden, daß dieses Abenteuer ohne Sie ein schlimmes Ende für mich genommen hätte. Dieser aufgeregte Muhammedaner stach ja sofort mit dem Messer zu! Und daß seine Leute die Messer vor sich in die Erde steckten, das hatte Blut zu bedeuten. Ich erinnere mich, darüber gelesen zu haben. Da kamen so plötzlich Sie und fragten mich, ob ich reiten könne. Glücklicherweise habe ich es gelernt. Ich sitze ziemlich fest, auch ohne Sattel. Als ich die zweite Pyramide erreichte, sah ich Sejjid Omar dort halten. Er sagte etwas, was ich nicht verstand, und deutete mir durch Gesten an, daß ich ihm folgen solle. Es ging nach West; links lag die dritte der großen Pyramiden. Dann wendete er sich mehr nach Norden. Wir kamen an alten, zerstörten Felsengräbern vorüber. Es gab keinen Weg; das Terrain war ungemein schlecht zum Reiten. Er suchte die besten Stellen aus, aber es ging trotzdem nur langsam vorwärts. Gut, daß wir keine Verfolger hinter uns sahen! Dann folgte tiefer, tiefer Sand, in dem wir abwärts ritten. Ich bemerkte, daß Omar einen weiten Bogen nach dem Hotel beabsichtigte. Wir sahen es einige Male liegen, aber immer wieder kehrte er um; ich wußte nicht warum. Als ich ihn fragte, verstand er zwar nicht meine Worte, dafür aber meine Gesten, und als er mir antwortete, brachte ich ihm ganz dasselbe Unverständnis für das, was er sagte, und aber auch dieselbe Einsicht für die sprechenden Bewegungen seiner Arme und Finger entgegen. Er sagte mir durch diese Zeichen,

daß das Hotel ringsum eingeschlossen sei, weil ich von den nach meinem Blute dürstenden Pilgern abgefangen werden solle."

"Sie haben ihn richtig verstanden," bemerkte ich, als er eine Pause machte. „Diese Leute stehen überall, woher Sie kommen könnten, und werden wohl die ganze Nacht hindurch stehen bleiben, wenn sie nicht durch einen Zufall erfahren, daß Sie ihnen entschlüpfen sind."

"Was dieses Entschlüpfen betrifft, so war es gar nicht leicht," fuhr er fort. „Ich weiß nicht, was für eine Weisung Sie Omar gegeben hatten, aber er schien mich nicht nur überhaupt, sondern auch ganz unbemerkt durch die Reihe dieser Posten bringen zu wollen. Einmal, als wir wieder hinter einer Erhöhung hervorlugten und mehrere Wachen stehen sahen, schien ihm ein guter Gedanke zu kommen. Er sprach lange und eindringlich auf mich ein [67] und nahm dabei alle Fremdwörter zu Rate, deren er in seinem Gedächtnisse habhaft werden konnte. Als ich trotzdem so unwissend blieb, wie ich war, stieg er ab und forderte mich auf, dasselbe zu thun. Dann deutete er nach der Gegend, in welcher das Hotel lag, und machte eine Zeichnung in den Sand. Auf einen Punkt dieser Zeichnung deutend, wiederholte er mehrere Male die beiden Worte „Bab" und „Chambre". Daß Chambre das französische Wort für „Zimmer" ist, weiß jedermann, und aus dem Plan von Kairo ist mir zufällig bekannt, daß Bab soviel wie Thür oder Thor bedeutet. Der Sejjid sprach also von einer Zimmerthür, aber von welcher denn? Wie es ihm gelungen ist, mich endlich klug zu machen, das weiß ich nicht, aber es kam doch der Augenblick, an welchem ich ihn mit Hilfe seiner Zeichnung begriff: Ich hatte den Haupteingang zu vermeiden und mich oben nach der von der Cheops-Pyramide abfallenden Sanddüne zu wenden, auf welcher das erste Stockwerk des Hotels auf dieser Seite ein Parterre bildet. Dort giebt es eine offenstehende Thür, nach welcher ich zu gehen hatte. Als ich ihm unter fleißiger Anwendung von „Bab" und „Chambre" klar gemacht hatte, daß er verstanden worden sei, strahlte sein Gesicht vor Freude. Er zog seinen Mantel aus, unter welchem er ein langes, hellbraunes, hemdartiges Gewand trägt, und gab ihn mir um. Dann ballte er meinen neuen Hut zusammen, schob ihn in seine weite Hosentasche und setzte mir dafür seinen Tarbusch auf, an dessen Stelle er sich mein Taschentuch um den Kopf wickelte. Dann stieg er auf sein Pferd, nahm das meinige am Zügel und ritt davon, absichtlich so, daß ihn die Posten bald bemerkten. Sie rannten auf ihn zu, wodurch sie mir den Weg freigaben. Er ließ sie nicht an sich herankommen. Sie schrien ihm zu und verdoppelten ihre Eile, mit ihm zu reden. Dadurch lockte er sie immer weiter fort, und ich ging langsamen Schrittes nach der mir vorgeschriebenen Gegend. Sie sahen mich von weitem, achteten aber nicht auf mich, weil sie mich infolge des Tarbusch und des Mantels für einen Araber hielten. Ich erreichte die Düne, ging ihr entlang und kam an die bewußte Thür, welche, was ich freilich nicht geahnt hatte, die Thür der Wohnung meines Retters ist."

Nun hielt der Erzähler inne. Er hatte in einem heiteren Ernste gesprochen, der ihm weit besser zu Gesicht stand als der selbstbewußte, schnarrende Ton, der ihm sonst so eigen war. Er kam mir jetzt ganz anders vor, gar nicht so ungesund fromm und salbungsvoll, wie ich ihn bisher gesehen hatte. Welchen viel, viel bessern Eindruck macht doch der Mensch, wenn in ihm die gute Natur über das künstlich Gemachte siegt!

"Und nun aber der Dank!" erinnerte seine Tochter. „Oder war es wirklich dein Ernst, nicht von ihm sprechen zu wollen?"

Ich wehrte mit der schnellen Bitte ab, dies Wort weder jetzt noch später zu erwähnen. Da klopfte es an, und als ich [68] ein lautes „Fut!"¹³ gerufen hatte, kam der Sejjid herein, welcher meldete, daß er glücklich angekommen sei und die Pferde nach dem Stalle geschafft habe. Ich wußte, wie man Orientalen seines Standes und seiner Art zu nehmen hat, reichte ihm meine Hand, was an und für sich schon eine Auszeichnung war, und sagte:

"Du hast deine Sache gut gemacht, Omar. Ich engagiere dich; du wirst mein Diener sein und mich begleiten dürfen. Stände Mohammed, dein Prophet, an meiner Stelle, so würde er dir ganz dasselbe sagen, was ich dir schon gesagt habe: Du sollst vor allen Dingen ein guter Mensch sein, und du bist es heut gewesen. Bleibe stets und immer so, wie du an diesem Tage warst!"

Mr. Waller gab ihm den Mantel und den Tarbusch wieder, wofür er sein Taschentuch und den freilich sehr zusammengedrückten Hut zurückbekam, und bat

¹³ „Herein!"

mich, dem Sejjid die Worte zu übersetzen, die er ihm zu sagen habe. Sie lauteten:

„Ich habe dich um Verzeihung zu bitten. Gieb mir deine Hand!“

Omar befand sich infolge meiner Rede in gehobener Stimmung. Die Bitte des Amerikaners aber schien ihm noch tiefer zu gehen. Seine Augen bekamen einen feuchten Glanz. Er streckte ihm die Hand in bescheiden zögernder Weise hin und antwortete:

„Ich habe dir meine Hand, wenn auch nur die unsichtbare, schon draußen an der Pyramide gegeben, als du geritten kamst, um dich von mir führen zu lassen. Und ich habe dir dann noch mehr gegeben, indem ich dir meine Kleider gab, welche ich wieder anlegen werde, ohne sie reinigen zu lassen, obgleich ein Christ sie getragen hat. Wenn Allahs Hand an die Güte eines Menschen klopft, soll dieser nicht nach dem Glauben seiner Brüder fragen. Das ist es, was ich heut gelernt habe. Und daß ich es gelernt habe, das macht mich so froh, wie ich noch nie gewesen bin!“

Er ging.

Waller sah mich, als ich ihm diese Worte übersetzt hatte, erstaunt an und sagte:

„Der spricht ja genau wie ein Christ! Sollte man das für möglich halten? Uebrigens ein prächtiger Mensch, den man lieb haben muß!“

Ich hütete mich, zu seinen Worten irgend eine Bemerkung zu machen. Es hatte ihn in diesem Augenblicke die Hand eines lieben, von allem Erdenstaube reinen Engels berührt, und solche Momente lassen nur dann die Spur der Engelshand zurück, wenn sie durch keine Störung unterbrochen werden. Er schien von einem Gefühle hierfür geleitet zu werden, indem er aus dem Zimmer hinaus ins Freie trat.

„Bitte, stören wir ihn nicht!“ bat seine Tochter. „Ich möchte, daß dieses Erlebnis in dem friedlichen Tone ausklinge, in welchem das - - -“

[69] Sie sprach den Satz nicht aus, sah mir halb verlegen, halb erwartungsvoll in das Gesicht und fragte dann:

„Sie haben wohl vieles oder gar alles gehört, was an unserm Tisch gesprochen worden ist?“

„Das meiste,“ gab ich aufrichtig zu.

„Auch die Strophe, welche ich gefunden habe?“

„Auch diese.“

„Nun wohl: So wie diese möchte der heutige Tag für Vater ausklingen! Sie wissen nicht, warum ich mich nicht scheue, Ihnen das zu sagen, und ich weiß es auch nicht. Es ist etwas in mir, was Sie schon früher gesehen hat. Bitte, lächeln Sie nicht! Ich bin keine Phantastin; aber es ist mir, als ob ich Sie schon irgendwann und irgendwo getroffen und da so recht in vollem Vertrauen mit Ihnen gesprochen hätte. Nehmen Sie dies offene Wort aber ja als eine Seltenheit von mir, als, wenn Sie es nicht abweisen, eine kleine Vergeltung für das, was Sie heut für uns gewagt und gethan haben!“

Da kam ihr Vater wieder herein und machte die Bemerkung, daß es ihre Pflicht und nun wohl auch an der Zeit sei, sich nach dem Befinden des verwundeten Chinesen zu erkundigen. Dann lud er mich ein, das Abendessen nicht so allein, wie in Kairo, sondern an seinem Tische einzunehmen, und ich sagte zu.

Als ich mich dann unten im Speisesaale einstellte, waren die Chinesen nicht da; sie speisten in ihrem Zimmer. Es sprach sich durch die Bedienung von Tisch zu Tisch herum, daß mit der Tramway ein Leutnant mit Soldaten aus Kairo angekommen sei, um die fremden Mekkapilger noch am Abend von hier fortzubringen. Das war jedenfalls die Folge davon, daß der Schech el Beled von el Kasr einen Boten in die Stadt geschickt hatte. Die eigentliche Ursache dieser Maßregel schien man nicht zu kennen, und wir hatten keinen Grund, gegen andere von ihr zu sprechen.

Waller verhielt sich überhaupt sehr schweigsam, und das Gespräch wurde nur von Mary und mir in der Weise wach erhalten, daß es nicht ganz zum Einschlafen kam. Doch als ich erwähnte, daß Monsieur Fu und Monsieur Tsi zu mir kommen würden, bat er mich, ihn, wenn sie bei mir seien, zu benachrichtigen, ob auch er sich einstellen könne, ohne uns zu stören.

Als wir nach dem Essen in den Flur kamen, saß der erwähnte Leutnant da. Man machte sich an ihn, um näheres zu erfahren, doch sagte er weiter nichts, als daß er die Pilger heut hinein nach Bulak zu bringen habe, worauf sie dann morgen früh per Bahn nach Wasta abgeschoben würden. Das war mir lieb{,} zu hören, weil

nun die Tour nach Sakkara unternommen werden konnte, ohne daß Waller eine Fortsetzung der heutigen Fährlichkeiten zu befürchten hatte.

Was meinen Besuch betraf, so sollte er nicht im kleinen, dumpfen Zimmer sitzen. Ich ließ einen Tisch mit Stühlen hinaus vor die Thür bringen, um die Genugthuung zu haben, ihnen das Beste zu bieten, was Gizeh demjenigen [70] Besucher bieten kann, welcher das geistige Auge und die seelische Empfänglichkeit dafür besitzt; den von den anderen Gästen nicht gestörten Anblick der Pyramiden beim Mondesschein.

Als die beiden Erwarteten kamen, führte ich sie hinaus, und sie waren herzlich gern einverstanden. Der Mond war eben erschienen, und die ernste, schwere Poesie des ägyptischen Altertums stand aus den Gräbern auf, um bleich, doch nächtlich schön von den Riesenbauten vergangener Jahrtausende auf uns, die winzigen Gäste der Gegenwart, herabzuschauen.

Die Chinesen hatten wohl nur einen kurzen Höflichkeitsbesuch beabsichtigt, aber der Eindruck, dem sie sich nicht entziehen konnten, war so gewaltig und so fesselnd, daß sie gar nicht daran dachten, diesen besten Platz, den das Menahouse-Hotel besitzt, so bald wieder zu verlassen. Und mir wurde außerdem die Freude, daß sie, als ich ihnen den Wunsch des Amerikaners mitteilte, mir die Erlaubnis gaben, nicht nur ihn, sondern auch seine Tochter zum Kommen aufzufordern.

Dann saßen wir wohl bis über Mitternacht beisammen, China, die Vereinigten-Staaten und Deutschland, oder Asien, Amerika und Europa, in Eintracht und Frieden auf afrikanischem Boden, von allem Guten, Edlen, Schönen und Erhabenen sprechend, aber nicht vom Unterschiede der Religionen, von den Gegensätzen der Volksinteressen und von dem Vortrittsrechte besonderer Nationalitäten. Es war ein Abend, den ich nie vergessen werde, und als wir uns trennten, thaten wir es in dem Bewußtsein, daß alle Menschen so zusammengehören, wie wir in diesen unvergleichlichen Stunden sowohl äußerlich wie auch innerlich vereint gewesen waren.

Dem Amerikaner drückte ich ganz besonders warm die Hand. Er war so rücksichtsvoll, so mild, so weich gewesen und nicht ein einziges Mal in seinen schnarrenden Ton gefallen.

„Es klingt so aus, wie ich es wünschte,“ flüsterte mir seine Tochter zu. „Ich segne die, die heut durch diese Steine so gewaltig und doch so lieb, so wunderbar zu uns gesprochen haben. Jawohl, es ist gewiß und sicher so: Der Tote ist nur dann und darum tot, wenn und auch weil er niemand hat, zu dem er sprechen kann!“

Am anderen Morgen waren die Pilger fort, und der Ritt nach Sakkara wurde ein ganz anderer, als ich ihn geplant hatte. Wir Fünf schlossen uns zusammen; ein Dolmetscher wurde nicht mehr gebraucht, und mein Sejjid Omar war ganz stolz darauf, der einzige zu sein, der uns bediente.

So wurde es auch nach unserer Rückkehr nach Kairo gehalten. Wir machten alle Ausflüge gemeinsam, bis ich mich als der erste gezwungen sah, zu scheiden. Meine Vorbereitungen waren getroffen; es zog mich Nilaufwärts, dem Sudan zu.

Als ich den festen Entschluß kundgab, übermorgen abzureisen, machte Fu den Vorschlag, den letzten Abend wie- [71] der [wieder] draußen bei den Pyramiden zu verbringen, und alle stimmten sofort ein. Wir bekamen mein Lieblingszimmer wieder und saßen am Abend an derselben Stelle, doch leider nicht beim Mondesscheine. Aber die Sterne funkelten über den Pyramiden, und in uns wohnte dieselbe Liebe, in welcher wir uns am vorigen Male hier zusammengefunden hatten.

Als wir uns dann gute Nacht sagten, richtete Fu es so ein, daß er zuletzt noch allein bei mir im Zimmer war. Da sagte er:

„Sie gehen, und wir bleiben noch; aber es ist mir möglich, mit Ihnen zu gehen, obgleich ich bleibe - - durch einen kleinen Gegenstand. Ich meine nicht ein Souvenir im aufdringlichen Sinne, denn Sie sind ebenso wenig wie ich der Mann, sogenannte „Andenken“ mit sich herumzutragen. Aber Sie haben ja gesagt, daß Sie nach dem Tigris, dann nach Indien und vielleicht noch weiter, bis nach China gehen. Ich bitte Sie, eine Empfehlung von mir mitzunehmen! Fragen Sie nicht, wohin, und fragen Sie auch nicht, an wen! Geben Sie sie niemals aus der Hand, und sprechen Sie nicht von ihr! Ich kenne Sie und weiß, daß Sie fühlen werden, wann, wo, wem und warum sie vorzuzeigen ist. Ob wir uns jemals wiedersehen, weiß ich nicht; aber hören werden Sie ganz gewiß von mir, wenn Sie bei den Klänge meines Namens auch nicht wissen, daß der Genannte Ihr dankbarer Gefährte von den Pyramiden ist, und gerade dann, wenn ich Ihnen dienen [72] kann, werde ich bei

Ihnen sein; Sie brauchen mich nur zu rufen. Richten Sie diesen Ruf an das, was Sie in diesem Augenblick von mir empfangen!"

Er gab mir ein aus feinem Leder gefertigtes Couvert kleinsten Formates in die Hand und ging dann so schnell fort, daß ich ihm gar nicht danken konnte. Als ich es öffnete, sah ich, daß es ein Stück pergamentartiges Papier enthielt, welches ein gleichseitiges Dreieck bildete. Es war auf der einen Seite weiß, auf der anderen mit Figuren und Zeichen versehen. Drei schlankgezogene Drachen bildeten die Einfassung der Ränder, und in jeder Ecke stand ein chinesisches Schlüsselwort. Das erste war „k'i", das veraltete Zeichen für Luft und Odem; es bedeutete auch den Urgrund aller religiösen Dinge. Die andere Ecke enthielt ein „schi", das Zeichen für Geist, für Genius der Erde. Und im dritten Winkel sah ich ein „ku", was Hart in Weich eingeschlossen bedeutet und auch das Zeichen für die Bruderschaft ist.

Ich dachte jetzt nicht daran, mich nach dem Sinne dieser Zeichen zu fragen. Die Hauptsache waren die Worte, mit denen die Gabe mir überreicht worden war. Und diese hatten noch viel rätselhafter geklungen, als mir die Schrift erschien. Daß der Sinn dieser Charaktere bei einigem Nachdenken mir nicht unergründlich bleiben werde, das wußte ich; aber ob ich einst behaupten dürfe, daß mir die Bedeutung dessen, was der Chinese gesagt hatte, klar geworden sei, das konnte nur die Zukunft lehren.

Zweites Kapitel.

Im Herzen des Islams.

[73] Mein Sejjid Omar hatte sich bewährt. Er war ehrlich, wahrheitsliebend, treu, scharfsinnig, zuverlässig und – was ich gar nicht hatte vermuten können – zu alledem ein wahres Sprachgenie. So lange wir durch Gegenden gekommen waren, in denen arabisch gesprochen wird, hatte ich von dieser seiner Begabung freilich nichts bemerkt; ja, ich war sogar in Beziehung auf seine spätere Brauchbarkeit bedenklich geworden, weil er nur seine heimische Mundart für richtig hielt und bei jedem anderen Dialekte mit einer wegwerfenden Handbewegung zu sagen pflegte:

„Die halten das für echtes Arabisch! Die können ja gar nicht arabisch sprechen! Das wahre „hhchchhhh!" und das wirkliche „hhkghhh!" bringt keiner von ihnen fertig! Nur wer in Kairo geboren ist, kann reden; eine andere, richtige Sprache giebt es überhaupt gar nicht!"

Aber als an der indischen Grenze das englische Sprachgebiet begann, schien bei ihm, so was man sagt, der Knoten zu reißen. Schon in Kuratschi, wo wir einige Tage ruhten, wunderte ich mich darüber, daß er sich fast gar nicht um mich bekümmerte. Er ließ sich nur für Augenblicke sehen, und als ich ihn darüber zur Rede stellte, erklärte er mir:

„Sihdi, ich habe vorgestern, gestern und heute mit englischen Matrosen zusammengesteckt und mir ihre ganze Sprache aufgeschrieben. Ich muß doch nun englisch reden können, sonst kannst du mich ja nicht mehr brauchen. Ich habe sogar in der Nacht studiert; es ist ganz leicht; nur das „hsssshhh" und das „thhhsssshhh" bringe ich noch [74] nicht heraus, denn die Engländer können eben auch noch nicht richtig reden. Hier hast du ihre Sprache!"

Er zog ein Paket von mehr als zwanzig vollgeschriebenen Papierbogen aus dem Kaftan und gab es mir. Es enthielt englische Worte und Redensarten mit der arabischen Uebersetzung, natürlich in arabischer Schrift geschrieben, für mein Auge ein wahrer Gallimatthias, in dem ich mich nicht zurechtfinden konnte. Da ich aber dem guten Omar ansah, daß er ein anerkennendes Wort erwartete, so sagte ich:

„Du bist da sehr fleißig gewesen. Kannst du denn diese englischen Worte alle aussprechen?"

Er nickte.

„Und du kennst auch ihren Sinn?"

Er nickte wieder, wobei sein Gesicht vor innerer und äußerer Zufriedenheit förmlich glänzte.

„Wenn dies der Fall ist, so bist du ja ein ganz tüchtiger Kerl!“

Da rief er aus:

„Probiere mich, Sihdi! Darf ich dir sagen, wie du das zu machen hast?“

„Ja. Nun, also!“

„Du bist ein englischer Laden, in welchem Cigarren verkauft werden. Ich bin der englische Sejjid Omar aus Livverbuhl und kaufe für meinen deutschen Sihdi Cigarren ein, weil er nicht englisch reden kann. Bist du einverstanden, und soll ich das so machen?“

„Ja, gut! Ich bin der englische Cigarrenladen, und du bist aus Liverpool. Es kann losgehen!“

[75] Da ging er hinaus, machte die Thür hinter sich zu und klopfte an.

„Come in!“ antwortete ich.

Er trat ein, nahm seinen Tarbusch höflich ab und wollte sprechen; ich aber kam ihm zuvor:

„Mach die Thür zu, ehe du sprichst! Ein Engländer läßt keine Thür offen stehen!“

Er war sofort Herr der Situation, zog die Thür zu und sagte:

„Ei bekk juh parrrrd'n, Mister Miehlord owww Tabakk änd Smooking-Sihgärr! Ei wischsch dhho pörrrtschähß Sihgärr! Giww Sihgärr! Lahrtsch bikk Sihgärr, long Sihgärr, thick Sihgärr, gudd Sihgärr, fein ännnd tschihhhhhp Sihgärr! Wott häww ei dhho peehh, Mister Miehlord owww englischhh Smooking-Männ?“

Man denke sich meinen ernstesten, gravitätischen Sejjid Omar, und man denke sich dazu, daß, während er diese Rede wie aus einem halb verstopften Wursttrichter hervorquellen ließ, sein Gesicht genau die Züge der unerlaubten Orthographie annahm, deren ich mich in diesen Zeilen bediene! Ich konnte nicht anders, ich mußte laut lachen, mehr über sein Gesicht als über seine Worte. Das entzückte ihn. Er sagte:

„Sihdi, ich sehe, wie sehr du dich freust. Ich habe in diesen drei Tagen und zwei Nächten die ganze englische Sprache auswendig gelernt. Ob du diese Sprache auch verstehst, das ist nun ganz egal. Ich werde für dich reden!“

Das war so seine selbstbewußte, selbstvertrauende Weise. Mir machte die Sache in der ersten Zeit Spaß; aber je länger, desto mehr erstaunte ich. Er machte Fortschritte, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Wo er [76] eines Engländers habhaft werden konnte, der nicht allzu hoch über ihm stand, den hielt er fest, um sprachlich von ihm zu profitieren, und als ich ihm seine Bitte erfüllte, möglichst nur englisch mit ihm zu sprechen, fand ich täglich Gelegenheit, sein unvergleichliches Wortgedächtnis zu bewundern. Nebenbei merkte er sich jedes Wort jeder anderen Sprache, welches ihm vor die Ohren kam. Er saß stundenlang an einer Stelle still, immerfort die Lippen bewegend und sich unausgesetzt übend, um das, was er sich einmal angeeignet hatte, ja nicht wieder zu vergessen. Wenn ich an Hauptorten mit Europäern zusammentraf und in deren Sprache mit ihnen verkehrte, so machte er sich sicher in unsere Nähe, um einige Worte aufzufangen und mich dann über die Bedeutung derselben auszufragen. Und was er so erfuhr, vergaß er nie.

Ganz eigenartig war seine Geschicklichkeit, seinen immer wachsenden Sprachschatz in Anwendung zu bringen. Es geschah das ohne jedes Gesetz und jede Regel, aber in einer Weise, welche mich oft heimlich staunen ließ. Mit Etymologie und Syntax freilich durfte ich ihm nicht kommen. Wenn ich von der Abstammung eines Wortes oder von den Teilen eines Satzes sprach, wehrte er mit beiden Händen ab und sagte:

„Ich esse nicht zwei Datteln auf einmal, sondern eine nach der anderen. So spreche ich auch nicht zwei Worte auf einmal, sondern eines nach dem anderen. So ist es bei uns in der arabischen Sprache, außer welcher es keine richtige giebt, und also darfst du nicht von mir verlangen, daß ich bei einem Worte gleich an mehrere andere denken soll. Sie kommen alle ganz von selbst, und du brauchst keine Angst zu haben, daß ich eines vergesse!“

[77] Seine Liebe zu mir war der Grund, daß für ihn meine Muttersprache gleich nach der seinigen rangierte, und so war seine Freude groß, als ich ihm für einen mir geleisteten Extradienst die belohnende Mitteilung machte, daß ich ihn von jetzt an täglich eine Stunde in der deutschen Sprache unterrichten würde. Die Folge zeigte, daß ich mir keinen besseren Schüler wünschen konnte. Er gab sich die größte Mühe, nach seiner Rückkehr mit den deutschen Touristen deutsch sprechen zu können. Freilich ging er auch hier in einer so regellosen Weise mit den Redeteilen um, daß Wort- und Satzbildungen zum Vorschein kamen, welche um so

lächerlicher waren, je größere Wichtigkeit er der ernsten Würde gab, mit welcher sie ausgesprochen wurden.

Seine in Kairo, ehe ich ihn engagierte, in Beziehung auf die Religion ausgesprochenen Wünsche hatte ich respektiert. Ich sprach kein Wort vom Christentum zu ihm, und wenn er einmal, was ja unvermeidlich war, eine sich auf seinen Islam beziehende Bemerkung machte, so ging ich schweigend über sie hinweg. Dies kam in seinen Augen einer Mißachtung seiner Religion gleich und wurde von ihm nach und nach immer mehr als eine Strafe empfunden, welche er verständigerweise als eine unausbleibliche Folge seiner damaligen Bitte zu betrachten schien. Es war mir oft, als ob er in dieser Hinsicht etwas auf dem Herzen habe, und er setzte auch zuweilen an, es mir zu sagen, kam aber nicht dazu, weil ihm solche Gelegenheiten vor mir aus guten Gründen stets kurz abgebrochen wurden. Das Zusammenleben mit mir hatte bei ihm die unausbleiblichen Wirkungen hervorgebracht, denn es war ganz selbstverständlich, daß gewisse Anschauungen von mir auf ihn übergehen mußten. Ich ließ das geschehen, ohne ihn darauf aufmerksam zu machen. Es kam immer mehr vor, daß er eines der vorgeschriebenen Gebete ausfallen ließ, weil ihn etwas hinderte, was er früher auf keinen Fall als Hindernis betrachtet hätte. Er unterließ es, die Vorzüge seines Glaubens in der ehemaligen Weise zu betonen, und die Masbacha,¹⁴ welche er früher in müßiger Zeit stets in den Händen gehabt hatte, war jetzt nur sehr selten noch zu sehen. Ich nahm diese Zeichen nicht etwa als Beweise verminderter Frömmigkeit; o nein; das Herz Omars war noch ganz dasselbe wie vorher; aber er hatte zwischen innerlich und äußerlich unterscheiden gelernt und dabei eingesehen, auf welcher von diesen beiden Seiten man die wahre, echte Religiosität zu suchen hat. - -

Wir kamen jetzt per Dampfer von Bombay und waren froh, den Gefahren dieser von der Pest vollständig verseuchten Stadt glücklich entgangen zu sein. Kap Komorin war dubliert, und wir flogen auf einer wunderbaren See dem herrlichen Ceylon zu. Ich bin gern bereit, bei einer Personifikation der Meere zu einer Schönheitskonkurrenz den ersten Preis dem Roten Meere zuzuer- [78] kennen, [zuzuerkennen] denn ich habe es, so oft ich es durchfuhr, so schön wie kein anderes gefunden, doch heut wurde von dem glänzendsten Tag des Orientes die Vermählung der arabisch-persischen See mit dem indischen Ocean gefeiert, und der Himmel hatte seine sanftesten Lüfte gesandt und sein reinstes, strahlendstes Licht über diese friedliche Vereinigung ausgegossen.

Blau und wonnig, wie das aus dem Herzen gestiegene Glück in einem selig lächelnden Menschaugen, so sah uns jede, die Wangen unsers Dampfers küssende Woge an, um nach diesem Kusse in die Brust der See zurückzusinken. Ein aus regelmäßigen Maschen bestehendes Brautgewand bildend, zogen diamantene Fäden sich, so weit der Blick nur reichen konnte, über die schwellenden Wasser, welche wie von den leisen Atemzügen eines friedlich schlafenden sich hoben und sich wieder senkten. Der Morgen war schon angebrochen, und nun ging auch die Sonne auf, nicht langsam, wie hinter Bergen empor, nicht mit Nebeln und irdischen Dünsten kämpfend, sondern plötzlich, mit einem Male, wie einer der Engel des Lichtes, welcher die Thür des Himmels öffnet und in voller, majestätischer Gestalt hervortritt, um der Schöpfung seines Herrn und Meisters den göttlichen Segen zu erteilen. Und da floß er herbei, dieser Segen, vom ewig jung gebliebenen Osten her, eine unendliche, überwältigende Fülle des Lichtes, eine unerschöpfliche Flut von Strahlen, dem Tage als Erhöhung des Gebets der Nacht gesandt! Vom Sonnenpunkt am Horizont beginnend und nach Nord und Süd immer breiter werdend, war für uns eine aus flüssigen Brillanten gegossene, funkelnde Bahn gezeichnet, auf deren Mitte wir der Spenderin dieser Pracht und Herrlichkeit gerade entgegenfuhren. Hatten wir die Erde verlassen, und war Ceylon jene oft besungene und doch so vergeblich ersehnte „Insel der Seligen“ für uns? Wie habe ich dich lieb, so unendlich lieb, du See, du Meer, du Ocean! Du ziehst in deine Tiefen, damit ich frei von ihm werde, was an mir schwer und irdisch ist, und trägst mich nach der anderen Welt, nach jenem aus dem Gottvertrauen emporragenden Ufer, wo zwischen den Bergen des Glaubens der Weg empor nach meiner Heimat steigt!

Man bezeichne solche Gefühle ja nicht als überschwenglich! Wer die See nicht kennt, der ahnt nicht, wie mächtig sie auf jeden Menschen wirkt, der seiner Seele noch nicht verboten hat, zu ihm zu sprechen. Und wer da meint, während

¹⁴ Muhammedanischer Rosenkranz.

einer kurzen Fahrt nach Kopenhagen oder Helgoland das Meer kennen gelernt zu haben, der irrt sich sehr. Ich kenne Seekapitäne, welche den Atlantischen nach ihrem eigenen Ausdrucke „wie ihr Waschbecken kannten“ und mit voller Wonne für ihn schwärmten, dann aber bei ihrer ersten Fahrt von Suez nach China oder Australien begeistert eingestanden, daß der bisher geliebte „alte Heringsteich“ im Vergleich mit jenen südlichen Meeren eben nur als Heringsteich bezeichnet werden könne. Die Wasser- [79] masse [Wassermasse] an sich thut es freilich nicht. Es ist der Süd; es ist der Ost, und es ist die Nähe des Aequators. Auch wirken noch andere Ursachen, denen auf die Spur zu kommen, man sich wohl vergeblich bemühen würde. Aber sie kommt; sie ist da, diese Wirkung, und ich bin so glücklich darüber, daß es mir wiederholt beschieden gewesen ist, mich ihr von ganzem Herzen hingeben zu können.

Ich war nach dem Vorderdeck gegangen, wo die Passagiere dritter Klasse logierten, und hatte mich an das Spriet gelehnt, um den Anblick dieses einzig schönen Sonnenaufganges voll genießen zu können. Als er dann vorüber war und ich mich umdrehte, um nach meinem Deck zurückzukehren, sah ich, daß Sejjid Omar unweit von mir an der Regeling stand und auch bewundernd ostwärts schaute. Als er bemerkte, daß es mich nun nicht mehr störe, erkundigte er sich, wann wir in Colombo ankommen würden. Als ich ihm die Auskunft erteilt hatte, sagte er:

„Das sind alles Dummköpfe oder Lügner! Ich fragte gestern Abend den Kapitän, und er sagte, um zehn Uhr. Dann fragte ich den ersten Offizier, und er sagte, um zwölf Uhr. Hierauf fragte ich den zweiten Offizier, und er sagte, um elf Uhr. Du aber, Sihdi, hast gesagt, halb zehn Uhr, und das ist richtig! Es ist aber immer so und wird auch so bleiben: du weißt alles richtig, und andere Leute wissen alles falsch; manchmal wissen sie es auch gar nicht!“

Der gute Omar hatte nämlich die Eigenheit, mich für allwissend zu halten. Das kam daher, daß ich niemals etwas zu ihm sagte, wofür ich nicht einstehen konnte. Sein Vertrauen zu meinem Worte war geradezu rührend. Er stand jeden Augenblick bereit, auf mich zu schwören. Seine eigene Wahrheitsliebe hatte mich verpflichtet, gegen ihn, [80] selbst im Scherz, auch nur wahr zu sein. Das stach freilich so sehr gegen die orientalische Weise ab, daß er mich verehrte, wie wohl noch niemand von ihm verehrt worden war. Ich bemerkte oft, wenn ich mich plötzlich nach ihm umdrehte, daß sein stiller Blick mit Liebe auf mir geruht hatte; er fühlte sich dann ertappt und errötete wie ein kleines Mädchen. Andere Herren sagten mir aufrichtig, daß sie mich um die Anhänglichkeit dieses Dieners beneideten. Auf diesem Wege erfuhr ich auch, wie er mich gegen andere zu nennen pflegte: „Unser Herr!“ Waren wir auf einem Schiffe, so war ich in seinem Auge der vornehmste Herr an Bord, und er nannte mich selbst gegen den Kapitän nicht anders als „unser Herr“. Im Hotel mußte es sich der Wirt gefallen lassen, daß Omar nicht ihn, sondern mich als „unsern Herrn“ bezeichnete. Und selbst wenn ich Gast des Vizekönigs von Indien gewesen wäre, so hätte dieser hören müssen, daß ich „unser Herr“ sei, nicht aber er. So kam es, daß ich überall, wohin wir kamen, sehr bald von aller Welt, natürlich hinter meinem Rücken und in scherzhafter Weise als „unser Herr“ angegeben, verkündigt und erläutert wurde. Ich hatte ihm zwar zu verstehen gegeben, daß ich nur sein, nicht aber auch der Herr aller anderen Leute sei, doch vergeblich; er blieb bei seiner Verehrung und also auch bei „unserm Herrn“. Und wie er keinem andern als nur mir vertraute, so stand es auch jetzt ganz unerschütterlich bei ihm fest, daß wir trotz der Aussagen des Kapitäns und seiner beiden Offiziere und trotz aller ihrer nautischen Berechnungen halb zehn Uhr in Colombo eintreffen würden, und zwar allein nur deshalb, weil ich es gesagt hatte.

Er sah mich forschend an, um zu ergründen, ob er wei- [81] tersprechen [weilersprechen] dürfe, und da ich nicht abmahnend dreinschaute, fuhr er fort:

„Sihdi, ist Ceylon die große, schöne Insel, welche arabisch Qelb esch Scharh¹⁵ genannt wird?“

„Ja. Sie ist sehr schön, und du wirst viele Orte von ihr kennen lernen.“

„Was für Menschen wohnen da?“

„Singhalesen, Tamilen, eingewanderte Araber, Malayen und Mischlinge. Die Leute, welche hier auf diesem Deck sitzen, sind meist Singhalesen.“

Er schnippte abwehrend mit den Fingern und sagte:

„Ich habe sie beobachtet. Sie sind ja Abadet el Assnam¹⁶, die man nicht

¹⁵ Herz des Ostens.

¹⁶ Götzendienner.

berühren darf, wenn man sich nicht verunreinigen will. Es wird mir keiner zu nahe kommen, und thut er es, so wehre ich ihn mit dem Stocke von mir ab!"

Da legte ich ihm die Hand wie damals auf die Schulter, sah ihn ernst an und warnte:

„Du bist Sejjid Omar, aber noch immer nicht ein guter Mensch. Wer kein guter Mensch ist, der kann auch kein guter Moslem sein. Wir sind alle Brüder. Wohnt der Glaubensirrtum etwa im Körper? Wie kann dich die Berührung des Leibes, der mit dem Glauben gar nichts zu thun hat, verunreinigen?“

Ich drehte mich um und ging. Ich mußte zwischen den Singhalesen hindurch. Es saßen da mehrere Familien beisammen, liebe, freundliche, saubere Menschen, die Väter, die Mütter und die Kinder. Ein kleiner, fast splitterackter Junge war dabei, dunkeläugig, bausbäckig, vollbäuchig, mit quatscheligen Händen und Füßen. Ich hob ihn zu mir empor, küßte ihn auf die Stirn, setzte ihn wieder hin, drückte ihm ein kleines Silberstück in die Miniaturpatschen und ging.

„O Sahib! Sahib is good! Sahib have thank!“ rief es hinter mir her.

Diese Leute sprechen immer einige Brocken englisch. Nach Omar sah ich mich nicht um. Er hatte seine Lehre und seine Strafe weg!

Es war für mich gar nicht schwer gewesen, zu bestimmen, wann wir ankommen würden. Man weiß ja ganz genau, wieviel Seemeilen zu machen sind, und man erfährt, so oft man will, wieviel das Schiff zurückgelegt hat und wieviel Knoten es in der Stunde macht. Aber gewöhnlichen Fragern steht ein Offizier natürlich nicht gern Rede. Er sagt irgend eine Zahl, und damit ist es gut.

Das dunkle, satte Grün der Südwestküste Ceylons tauchte vor uns auf. Wir machten eine Schwenkung. Zur linken Hand erschien die Mutwal-Spitze, rechts der Damm; Masten und hohe Dampfessen ragten auf - - da kam Sejjid Omar gelaufen, hielt mir die Uhr hin, welche ich ihm als Unterstützung seiner Pünktlichkeit geschenkt hatte, und rief:

[82] „Sihdi, du hast wieder recht: Es fehlen sogar noch vier Minuten an halb zehn! Wirst du als Gast bei jemand wohnen oder im Hotel?“

„Grand Oriental-Hotel. Zwei Minuten vom Landeplatz. Nenne meinen Namen nicht!“

Mehr brauchte ich nicht zu sagen. Er war gewohnt, alles ganz allein und auf das beste zu besorgen. Ich hatte nur auszusteigen und nach dem Hotel zu gehen, was der Kürze des Weges wegen erlaubt war. Sonst aber wird ein Europäer, der in Colombo zu Fuß geht, jeden, mit dem er verkehrt, blamieren.

Es gab, wie in jedem orientalischen Hafen, einen unbeschreiblichen Lärm, doch vollzieht sich hier die Ausschiffung in langen, bequemen Böten und einer anderorts sehr wünschenswerten Bedachtsamkeit. Mit Paß- und Zollformalitäten hatte ich nichts zu thun. Unter dem Regendach der Landestelle sitzen Geldwechsler, bei denen man alle möglichen Münzen des Ostens haben kann. Ich verweilte mich bei einem von ihnen, um mich mit landläufigem Silber zu versehen, und schlenderte dann dem Hotel zu. Es ist, beiläufig gesagt, das teuerste, welches ich im Orient gefunden habe. Dennoch ging ich, ohne ein anderes zu wählen, jetzt wieder hin, weil ich gern wieder in demselben Zimmer wohnen wollte wie früher. Ich bin in dieser Beziehung ein sonderbarer Kauz. Erinnerungen sind und bleiben mir stets heilig.

Noch ehe ich die zur Thür führenden Stufen betrat, hörte ich die zankende Stimme meines Sejjid Omar, welche aus dem rechts im Flur liegenden Bureau ertönte. Er sprach sein eigenmächtiges Englisch und war, wie es schien, in Wut. Als er mich kommen sah, klagte er mir seine Not arabisch:

„Denke dir, Sihdi, man will dir kein großes, schönes, sauberes, fein möbliertes, billiges Zimmer geben, eine [83] Treppe hoch und mit der Aussicht in das Freie! Man sagt, es sei alles besetzt. Wie kann alles besetzt sein, wenn mein Sihdi kommt! Und wenn einer drin ist, oder wenn zehn drin sind oder fünfzig oder hundert, so müssen sie alle raus, alle, alle! Sodann soll ich deinen Namen sagen! Habe ich etwa diesen Portier schon nach dem seinigen gefragt? Was thut der Name? Der Glaubensirrtum steckt nicht in dem Körper und mein Sihdi nicht in seinem Namen! Ich habe einfach gesagt, daß du keinen brauchst und also auch keinen hast. Ist das nicht deutlich genug? Willst du einen haben, so kannst du jeden nehmen, den es giebt; du bist der Mann dazu! Und endlich mir, mir will man nicht einmal eine Wohnung geben, weil ich ein Araber bin; denke dir, dieser Portier, dem Allah nicht einmal einen Bart hat wachsen lassen, hat mir gesagt, daß nur eingeborene und andere Dienerschaft hier wohnen dürfe, arabische aber nicht, weil man da wegen Schmutz und Ungeziefer schlechte Erfahrungen gemacht habe. Ich, Sejjid Omar und Schmutz! Ich, Sejjid Omar und Ungeziefer! Dieser

Portier spricht auch arabisch, aber so, wie es hier gesprochen wird. Das ist doch keine Sprache! Und dieser Mann, der nicht einmal reden kann, wie man mit Sejjid Omar reden muß, sagt, daß hier überhaupt kein Moslem wohnen dürfe! Er meint, wir machten mit unsern Glaubensgebräuchen nur Störung und seien keine reinlichen Menschen; die Singhalesen aber, diese Götzendiener, seien gerade so sauber wie die Christen! Ist das nicht unerhört? Wenn ein echter und wahrer Bekenner des Propheten hier wegen Ungeziefer nicht wohnen darf, so frage ich diesen Portier, warum dann er keins hat! Doch nur, weil er nichts zum Beißen hat und so unappetitlich ist, daß alles, was zu den Debaib¹⁷ gehört, bei seinem Anblicke hier zur Thür hinaus und auf die Straße springt! Komm, Sihdi; wir danken für ein solches Hotel und suchen uns ein anderes!"

Er wollte fort. Ich gebot ihm durch eine Handbewegung, zu bleiben, und wendete mich an den Portier. Dieser war ein ganz höflicher Mann. Ein Zimmer, wie Omar verlangt hatte, war nicht frei; aber ich wollte auch kein solches, sondern gern mein früheres, und dieses war noch unbesetzt. Der Sejjid konnte allerdings keinen Raum zum Schlafen bekommen, doch durfte er sich am Tage zu meiner Bedienung beliebig im Hause aufhalten. Die Verwaltung hatte infolge der erwähnten Erfahrung ganz berechtigter Weise verboten, arabische Diener für die Nacht zu behalten, und meinem islamstolzen Omar konnte es nach seinem verächtlichen Urteile über die „Götzenanbeter“ gar nichts schaden, wenn er hier die Beobachtung machte, daß diese Buddhisten erfahrungsgemäß den Muhammedanern vorzuziehen seien. Ich erklärte also, daß ich hier bleiben und das Zimmer nehmen werde. Omar konnte in dem „Pettah“ genannten Eingeborenenviertel wohnen, wo ein mir bekannter Deutscher ein Hotel niedrigeren [84] Ranges besaß. Dort gab es für ihn übrigens auch mehr Gelegenheit zu den ihm so am Herzen liegenden Sprachstudien als hier im Grand Oriental-Hotel. Der Portier erhielt für das, was er von des Sejjid Strafpredigt verstanden hatte, als Entschädigung ein Trinkgeld, welches er mit einer Miene zu sich steckte, die mir deutlich sagte, daß er mich von diesem Augenblicke an trotz des arabischen Dieners für einen „Gentleman“ halte.

Mein Raum lag auch hier zwei Treppen hoch, nicht nach der See oder nach der Straße, sondern nach dem Hofe zu, bei dessen Anblick mich das Gefühl überkam, daß ich nach langer Zeit nun wieder einmal zu Hause sei. In diesem Hofe kannte ich jeden, auch den kleinsten und verborgensten Winkel, obgleich ich ihn nie betreten hatte. Er war der Bereich der interessantesten ethnographischen Studien gewesen, welche ich von meinem hochgelegenen Söller aus hatte machen können, denn er wurde teils vom Hotel und teils von Geschäftshäusern eingeschlossen und stand mittelst breiter Durchgänge mit der Straße in Verbindung. Es gab da ein immerwährendes Kommen und Gehen von Gestalten aller Farben und aller Sorten. Am interessantesten war mir ein Tamile gewesen, dessen linkes Bein im Beginne der Elephantiasis gestanden hatte und - - - Siehe da, kaum war ich jetzt in das Zimmer getreten und warf nach so langer Zeit den ersten Blick hinab in den Hof, da kam dieser Tamile aus dem hintern Winkel herbeigehumpelt, älter als damals, doch ganz dasselbe verdrossene Gesicht und ganz derselbe trockene Husten, den er früher schon hatte. Aber die Geschwulst hatte jetzt das ganze Bein bis herauf an den Leib ergriffen und war so stark geworden, daß man sich keiner Uebertreibung schuldig machte, wenn man sagte, daß dieser arme Teufel ein Menschen- und ein Elefantenbein besitze.

Im Zimmer stand derselbe hohe Tisch und dasselbe Bett mit Messinggestell und Fliegennetz, daneben die zwei niedrigen Serviertische, an denen man den Kaffee oder Thee einnimmt. Draußen auf dem Söller gar es noch denselben langen, bequemen, indischen Ausstreckestuhl, welcher vorn zwei verschiebbare Leisten hat, auf denen die Füße hochgehalten werden. Ueber den Söller selbst muß ich aus triftigen Gründen noch eine Bemerkung machen.

Er war aus durchbrochenem Holz gebaut und reichte über die ganze hintere Seite des Gebäudes. Dieses enthielt in jedem Stockwerke einen lange Flucht von Zimmern, von denen aus man auf den Söller treten konnte. Um nun zu vermeiden, daß ein Gast den anderen störe, war der Söller teils durch dünne Holzwände, teils auch durch grobe Stoffvorhänge in so viele Teile geschieden, wie Zimmer vorhanden waren. Es konnte also jedermann auf seinem Balkon oder Söllerteile sitzen, ohne eigentlich von den Nachbarn gesehen zu werden; aber die Vorhänge hatten mit der Zeit Löcher bekommen und die Zwischenwände waren so schadhaf

¹⁷ Insekten.

geworden, daß man [85] oft weit mehr zu sehen bekam, als man eigentlich sehen wollte und auch sehen durfte. Man brauchte sich auch gar nicht anzustrengen, um die trennende Wand so zu beseitigen, daß eine persönliche Ueberraschung des Nachbarn möglich war. Auf alle Fälle aber hatte man die Trennung nur für das Auge, nicht aber für das Gehör berechnet, denn da bei der dortigen Hitze es keinem Menschen einfiel, seine Söllerthür zu schließen, so konnte man fast jedes Wort verstehen, welches in den beiden Zimmern rechts und links nebenan gesprochen wurde. Dergleichen Situationen sind im Oriente leider allzu häufig. Oft sind nicht nur die Zimmer, sondern auch die Schränke, Kommoden u. s. w. halb öffentlich eingerichtet, weil entweder gar keine Schlüssel oder nur solche von ganz derselben Nummer vorhanden sind, so daß jedermann mit seinem Schlüssel die Möbel aller Gastzimmer öffnen kann.

Um summarisch zu verfahren, will ich hier gleich einiges über Colombo im allgemeinen erwähnen. Ich beabsichtige dabei nicht etwa eine Beschreibung der Stadt, sondern es soll nur gesagt werden, was zum Verständnisse des später Folgenden notwendig ist.

Ihren Namen hat die Stadt von dem hier in die See mündenden Kalani-Ganga erhalten; sie wurde Kalanbua genannt; die Portugiesen haben Colombo daraus gemacht. Ihre Lage ist eine durchaus ebene, und so brauchte in den von den Europäern bewohnten Teilen kein Areal gespart werden. Die Bungalows¹⁸ der Weißen sind von herrlichen Gärten und Parks umgeben, in denen die indische Vegetation zur vollsten, herrlichsten Geltung kommt. Die Dattelpalme kennt man hier nicht; [86] sie will Sand und Wüstennähe haben. An ihre Stelle ist die Kokospalme getreten, welche ein kräftigeres, saftigeres Grün als die erstere zeigt und den Eindruck eines wohlgenährteren, besser situierten Pflanzenwesens macht.

Die von den Eingeborenen bewohnten Stadtteile haben schmale Straßen; die Häuser und Häuschen stehen eng beisammen. Man sieht Laden an Laden, und wer sich vor gewissen Gerüchen scheut, der thut wohl, sich in eine der stets und überall vorhandenen Rickschahs zu setzen und dahin zu fahren, wo es nicht mehr riecht.

Der Name dieser aus Japan eingeführten Fahrzeuge lautet eigentlich Jinrickschaw, doch pflegt jedermann kurz nur Rickschah zu sagen. Man denke sich eine sehr leicht und für die Zugkraft nicht eines Pferdes, sondern eines Menschen gebaute, zweirädrige Kalesche mit vorzuschlagendem Regendach und einer Doppeldeichsel, so weiß man ungefähr, wie eine Rickschah aussieht. Der Singhalese, welcher sie zieht, trägt die leichteste Kleidung, die auf der Straße erlaubt ist, oft nur eine Hose, welche vom Gürtel bis zur Hälfte der Oberschenkel reicht. Aber sein langes, seidenweiches Haar ist wohlfrisirt, zurückgekämmt und hinten in einen Knoten geschlungen, der von einem Kamme zusammengehalten wird. Das giebt dem Manne ein weiches, weibliches Aussehen. Dieser Kamm ist aber ein Zeichen der Männlichkeit; Frauen tragen ihn nicht, und Knaben erst dann, wenn bei ihnen der Bart zu wachsen beginnt.

Also außer mit diesem Kamme und der bescheidenen Hose ist der Rickschahmann vollständig unbekleidet. Wa- [87] rum? [Warum] Man steige ein! Sobald man sitzt und er erfahren hat, wohin man will, beginnt er zu laufen. Die Luft ist schwül; die Sonne brennt; er läuft! Es geht nicht im Schritt, nicht im Trab, nicht im Galopp, sondern er läuft, aber wie! Es hat den Anschein, als ob er wie ein Torpedobootjäger sechsundzwanzig Knoten in der Stunde machen müsse. Man hat ihn etwas zu fragen; er antwortet so kurz wie möglich, und er läuft! Die nackten Beine werden nicht müde; die nackte Brust scheint keine Lunge zu bergen; der Atem geht ruhig und regelmäßig, und doch würde ihn eine Droschke erster Güte nicht einholen, denn - - er läuft! Da, da - - man schaue hin! Es beginnt noch etwas zu laufen! Nämlich unter dem Zopfe quillt ein kleines, einziges Tröpflein hervor, bleibt, wie verschämt darüber, daß es sich so öffentlich zeigen muß, einige Augenblicke im Schatten des Kammes stehen und bewegt sich dann, erst langsam, hierauf sprungweise und hernach schneller und immer schneller über den Hals und den Rücken herab, bis es unter dem oberen Rande der Hose verschwindet. Ein zweiter Tropfen kommt. Dieselbe anfängliche Verschämtheit, dasselbe Zögern, dann dieselben [88] Sprünge und dasselbe vorläufige Ziel. Ein dritter, fünfter, zehnter, zwanzigster, hundertster Tropfen erscheint. Sie folgen sich schneller und schneller, bis sie ein Bächlein bilden, welches von dem Zopfe nach der Hose strebt. Das Bächlein läuft ununterbrochen, aber - - der Mann läuft auch! Der Passagier sitzt hinter ihm, sieht beide laufen und weiß nicht, worüber er sich

¹⁸ Villen, Wohnhäuser.

mehr wundern soll, ob über die Ausdauer seines unermüdlichen Zweibeiners oder darüber, daß aus einem Zopfe eine so unerhörte Menge von Wasser laufen kann. Aber auf der rechten Schulter bildet sich auch ein Tropfen, auf der linken ebenso, beide rinnen herab, dem Rückgrate zu, um sich dort mit dem Bache zu vereinigen. Sie bekommen Nachfolger. Es entsteht hüben und drüben ein zweiter und dritter Bach, nach deren Einmündung der mittlere zu einem Flüschen wird. Bald treten auch an anderen Stellen Wasserperlen hervor, aus denen Bäche werden, an den Oberarmen, der Brust, den Seiten, und alle eilen der Hose zu, welche naß und immer nässer wird, bis sie die allgemeine Ueberschwemmung nicht mehr fassen kann und in Gestalt von zwei Missisippis [Missisippis] an den beiden Beinen nieder- [89] laufen [niederlaufen] läßt. So läuft das Wasser endlich am ganzen Körper, und - - der Mann läuft auch! Der Fahrgast sieht das mit Staunen und wundert sich schließlich darüber, daß er so ruhig sitzen bleibt und nicht von der Rickschah herunterspringt, um - - - auch zu laufen! Es ist ein wahres Glück, daß man dem Kuli gesagt hat, wohin man fahren will, denn wenn man das vergessen hätte, so würde er laufen, laufen und immer weiter laufen und gewiß nicht eher aufhören, als bis er sich ganz in Wasser aufgelöst hätte und zwischen den Deichselarmen der nun stehen gebliebenen Rickschah nur noch die Hose und der Kamm zu sehen wären.

Und wenn das Ziel erreicht ist und er sich mit der freigewordenen Hand über das badende Gesicht streicht, so geht sein Atem so ruhig wie im Augenblicke des Einsteigens; sein Auge blickt so sanft wie eine dunkelsammetne Pensee; er fordert nach deutschem Gelde nur eine Mark für die Stunde, und wenn man ihm noch einige Pfennige zu dem geliebten Siribissen extra giebt, so möchte er nun vor lauter Dankbarkeit so, wie vorher vor lauter Wasser, auseinanderfließen. Das ist die Rickschah und das ist der Rickschahmann.

Mein Sejjid Omar konnte es nicht gut verwinden, daß ich gegen seinen Vorschlag im Grand Oriental-Hotel blieb. Er kämpfte mit sich, ob er schmallen solle oder nicht; ich ließ das unbeachtet. Er mußte meine Effekten nach dem Zimmer bringen und ihnen dort die mir gewohnte [90] Ordnung geben. In Indien spart man nicht mit der Dienerschaft. So standen auch an meiner geöffneten Thür zwei Singhalesen, welche mich eigentlich zu bedienen hatten und dem Sejjid helfen wollten. Das paßte ihm aber, zumal in seiner jetzigen Stimmung, nicht. Er faßte sie beide, den einen mit der rechten, den anderen mit der linken Hand, schob sie, ohne ein Wort zu sagen, weit auf den Korridor hinaus und zog dann die Thür hinter sich zu[,][.] Hierauf hielt er mir seine Hände hin, sah mich lächelnd an und fragte:

„Sihdi, das waren Götzendiener? Nicht?“

„Du nennst sie so,“ antwortete ich.

„Und ich habe sie angegriffen?“

„Allerdings.“

„Und nun sieh, was ich thue!“

Er küßte seine beiden Handflächen und fuhr dann fort:

„Das ist ganz dasselbe, als ob ich diese Singhalesen geküßt hätte, so wie du den Knaben küßtest. Ich werde mir weder die Hände noch den Mund waschen, weil ich mich nicht verunreinigt habe, denn alle Menschen sind ja Brüder! Bist du nun mit mir zufrieden? Hat die Güte meines Islam jetzt nicht ebenso gesiegt, wie sie siegte, als ich den Amerikaner, welcher mich beleidigt hatte, nach dem Menahouse führte?“

„Nein!“

„Warum?“ fragte er erstaunt.

[91] „Weil beide Male etwas anderes gesiegt hat.“

„Was?“

„Das darf ich dir nicht sagen, weil du es mir verboten hast.“

„Maschallah! Ich dir etwas verboten? Dir? Das ist doch mehr, als zehn Unmöglichkeiten sind!“

„Du hast mir die Bedingung gestellt, nie von meinem Christentum zu sprechen.“

„Was hat das mit meinem Sieg zu thun?“

„Nicht dein Islam hat gesiegt, sondern mein Christentum.“

Er sah mich so verwundert an, daß ich erklärend fortfuhr:

„Wer hat damals und auch heute zu dir gesagt, daß du zwar Sejjid Omar seist, aber kein guter Mensch? Wer hat dich im Menahouse aufgefordert, den Amerikaner zu holen? Und wer hat dir heut durch einen Kindeskuß gezeigt, wie die Güte zu handeln hat, von welcher du soeben sprachst?“

Er senkte die Augen und ließ auch die Arme sinken, bei ihm das sichere Zeichen, daß er sich in Verlegenheit befand. Aber er wurde für diesen Augenblick der Antwort überhoben. Man brachte mit das Fremdenbuch, in welches ich mich einzuschreiben hatte. Ich überflog die Namen der vor mir gekommenen und noch nicht ausgestrichenen Fremden. Es waren mehrere Deutsche und Oesterreicher dabei. Von einem Schiffsarzte wußte ich, daß er mich kannte, und da ich mich an niemand binden lassen und also gar nicht genannt sein wollte, so schrieb ich meinen Vornamen als Familiennamen ein und sagte den Sejjid, als wir wieder allein waren, wie er mich hier, falls er gefragt werde, zu nennen habe.

„Und weißt du aber auch, Sihdi, wie du mich zu nennen hast?“ sagte er kleinlaut.

„Nun, wie?“

[92] „Omar el Gahil.¹⁹ Ich sehe ein, was du gewiß schon längst bemerkt hast, nämlich, daß ich so dumm gewesen bin, deine Liebe für meine Güte und dein Christentum für meinen Islam zu halten. Willst du mir eine Bitte erfüllen?“

„Wenn ich kann, ja, gern.“

„Sprich immerhin vom Christentum mit mir, und erlaube mir, auch von ihm sprechen zu dürfen, wenn ich dich nach ihm zu fragen habe! Ich war in der letzten Zeit gar nicht zufrieden mit mir, daß ich damals im Kontinentalhotel diese Bedingung gestellt habe. Es raubt den Schlaf, wenn man gern etwas wissen will und doch nicht davon sprechen darf.“

„Gut; wir wollen diese Bedingung also fallen lassen. Jetzt werden wir zwei Rickschahs nehmen und nach dem Gasthause fahren, in welchem du wohnen sollst.“

Da hob er die gesenkten Arme wieder empor und ließ ein frohes Lächeln sehen. Er fühlte, daß ich ihn nur deshalb nicht zu Fuße gehen ließ und sogar selbst mit fuhr, um ihm zu zeigen, daß ich nun wieder mit ihm zufrieden sei. Er ahnte gar nicht, daß er nur noch mit einem Fuße in der Moschee, mit dem andern aber schon auf dem Wege zur Kirche stand.

Als wir dann hinunter kamen und der Thürsteher fragte, ob er nach Wagen oder Rickschah rufen sollte, antwortete Omar in zwar höchst fraglichem Englisch, aber mit der ganzen, niederschmetternden Hoheit, die ihm möglich war:

„Wir brauchen nur zu winken. Von Euch übervorteilen lassen wir uns nicht!“

Er vermutete ganz richtig, daß jeder von dem Hotelbediensteten besorgte Wagen höher zu bezahlen sei als einer, den man sich selbst besorgt. Ich hatte für dieses Mal gegen seine Eigenmächtigkeit nichts einzuwenden. Er hob zwei Finger in die Höhe, worauf zwei Rickschahmänner herbeigeeilt kamen. Ich stieg ein; er wartete, bis ich saß; dann nahm er auf der zweiten Platz, und zwar in einer Haltung und mit einer Miene, als ob er soeben das Grand Oriental-Hotel gekauft, bar bezahlt und an den ersten, besten Bettler sofort wieder verschenkt habe.

Wir fuhren nach dem Pettah, die Straße, welche nach der Markthalle führt. Sie ist erst breit und licht, wird aber später eng. Kurz vor Mittag ist dieses sogenannte „schwarze Stadtviertel“ sehr belebt. Es gab Stellen, wo [93] man sich drängte; trotzdem fiel es unsern Rickschahleuten nicht ein, ihre Schnelligkeit zu mindern. Sie haben ein bewundernswertes Geschick, sich überall glücklich durchzuwinden. Wie näherten uns einer Straßenkreuzung. Von jenseits kamen uns Rickschahs, Zebuwagen und dicht gedrängte Fußgänger entgegen; von links und rechts her flutete ein ähnlicher Verkehr, und hinter uns hörten wir plötzlich Hufschlag und schreiende Stimmen. Ich sah mich um. Es kam eine Schar Kavalleristen geritten, im kurzen Galopp und straßenbreit. Ich kannte die Art dieser Herren, die sich um nichts, am allerwenigsten um die gesunden Glieder tief unter ihnen stehender Völkerschaften kümmern. Da war weiter nichts zu thun, als sich zu fügen und zu salvieren. Ich ließ schnell halten, stieg ab und machte mich seitwärts an das nächste Haus; Omar folgte meinem Beispiele. Da waren die Gentlemen auch schon da. In demselben Augenblicke bog eine Rickschah um die Ecke, auf uns zu, in unverminderter Schnelligkeit. Der Passagier schien Eile zu haben, und der vorgespannte Tamile hatte das Militair nicht sehen können. Den Reitern machte es sichtlich Spaß, die Passanten in Verlegenheit zu setzen. Sie lachten zu den Angstrufen, welche überall erschollen, und als sie vorüber waren, konnte man sehen, was sie durch ihren Uebermut erreicht hatten. Die Niedergerissenen standen auf, so gut sie konnten; die Getretenen oder Gequetschten rieben schimpfend die schmerzenden Glieder. Die erwähnte Rickschah war im Zusammenprall umgeworfen worden; die Folge war ein zerbrochenes Rad, und

¹⁹ Omar, der Unwissende.

dem Tamilen hatte die Deichsel das Gesicht verletzt. Der Passagier lag unter dem Fahrzeuge, arbeitete sich aber schnell hervor und wendete sich in englischer Sprache an mich als den ihm nächsten Europäer:

„Das ist eine geradezu unverzeihliche Rücksichtslosigkeit! Ich muß diesen Menschen nach, um den Namen des Kommandierenden zu erfahren und ihn anzeigen zu können. Wem gehören diese beiden Rickschahs?“

„Mir und meinem Diener,“ antwortete ich.

„Wollen Sie mir die Ihres Dieners abtreten? Es ist keine andere in der Nähe.“

„Gern.“

„Komm nachher ins Hotel,“ befahl er dem Tamilen. „Du mußt entschädigt werden.“

Er bestieg Omars Rickschah und eilte den Uebelthätern nach. Der Eindruck, den er auf mich gemacht hatte, war der eines sehr energischen Herrn. Er trug einen, nun allerdings beschmutzten Anzug vom feinsten, weißen, indischen Stoffe. Fast ebenso weiß war auch der Vollbart, welcher sein Gesicht umrahmte. Die Züge dieses Gesichtes hatten nichts, was auf seine Nationalität schließen ließ. Daß er einen nicht billigen und mit einem grauen Schleier umwundenen Panamahut trug, war noch kein Grund, ihn für einen Amerikaner zu halten.

Was nun thun? Wir waren zwei Personen zu nur [94] einer Rickschah, und es war augenblicklich keine zweite freie zu sehen. Ich wies Omar an, hier an dieser Stelle zu warten, da ich vorausfahren und ihn dann durch die meinige holen lassen würde. Hierauf fuhr ich nach dem Gasthofe, dessen Wirt mich zwar wieder erkannte, aber meinen Namen vergessen hatte, was mir nicht unlieb war, weil jetzt nur der Vorname gültig sein sollte. Er hatte Platz mehr als genug und nahm Omar, der sich auch bald einstellte, sehr gern bei sich auf.

Da ich heut eine Menge Briefe zu schreiben hatte und darum nicht ausgehen wollte, so gab ich dem Sejjid bis zum Abend frei; dann sollte er nach dem Hotel kommen und nachfragen, ob es vielleicht etwas für ihn zu thun gebe. Bis dahin sollte er im Pettah nach alten Münzen und Merkwürdigkeiten, besonders aber nach Büchern suchen und mir dann sagen, wo so etwas zu sehen und vielleicht zu kaufen sei. Er verstand zwar nichts davon, hatte mir aber schon öfters seine ungemeine Findigkeit für dergleichen Sachen bewiesen.

Hierauf kehrte ich nach dem Grand Oriental-Hotel zurück, speiste auf meinem Zimmer und machte mich dann über die angegebene Arbeit her. Dabei ging ich öfters hinaus auf den Söller, um die Raben zu füttern, welche ich von früher her kannte. Sie bevölkern die Dächer und Bäume in Scharen und waren so zahm, daß sie sogar in das Zimmer kamen. Ihr beliebtester Trick war, die Butter, welche in Ceylon selten ist und aus Europa bezogen wird, so schön sauber vom Brode [Brote] zu fressen, als habe ein Kind sie abgeleckt.

Am Nachmittage ging ein echt ceylonesischer Regen nieder: jetzt blauer, vollständig wolkenloser Himmel; plötzlich verdüstert er sich, doch ohne daß man massige Wolkenbildungen bemerkt. Das Wasser stürzt förmlich wie ein ausgeschütteter See hernieder. Dann wieder ebenso plötzlich heiterer Himmel. Diese Regenscene spielt sich oft innerhalb einer halben Stunde ab.

Als es dunkel wurde, was hier regelmäßig kurz nach sechs Uhr geschieht, kam Omar. Ich ließ ihn einige kleine Einkäufe für mich machen, dann konnte er wieder gehen. Er hatte auch schon die Thür in der Hand, als er wieder umkehrte, indem er sagte:

„Bald hätte ich vergessen, Sihdi, dich zu fragen, ob du heut vielleicht ein kleines Buch verloren hast.“

„Wo?“

„Da, wo wir standen, als die Soldaten kamen.“

„Ich habe kein Buch bei mir gehabt.“

„So muß ich es dem Baja²⁰ wiedergeben.“

„Welchem Händler? Du hast es mit?“

„Ja. Als du mit deiner Rickschah allein fortgefahren warst und ich warten mußte, sah ich den Baja aus seinem Laden kommen und ein kleines Buch aufheben, welches im Schmutz der Straße lag, ganz nahe an der Stelle, wo [95] die zerbrochene Rickschah umgestürzt war. Der Händler hatte dich und mich stehen sehen und fragte mich, ob das Buch vielleicht dir oder mir gehöre, und ich sagte nein, weil ich ja alles kenne, was du hast. Er mußte es also behalten. Als ich nun vorhin zu dir ging, mußte ich an seiner Thür vorüber. Er sah mich kommen und

²⁰ Ladenbesitzer, Handelsmann.

fragte mich, ob ich lesen könne, was in dem Buche stehe. Ich sagte wieder nein, weil es nicht arabisch war. Aber ich kam auf den Gedanken, es dir mitzunehmen, denn es war doch nicht ganz und gar unmöglich, daß es dein Eigentum ist. Oder wenn nicht, so steht vielleicht ein Name darin, der uns sagt, wem man es zu geben hat. Der Baja möchte wahrscheinlich gern einen Finderlohn haben. Darf ich es dir zeigen?"

„Natürlich!"

Es war ein in blaue Seide gebundenes, sichtlich vielgebrauchtes Damennotizbuch, auf dessen Vorderseite ich die beiden goldenen Buchstaben M. W. las. Das Gold war freilich fast verblichen. Beim oberflächlichen Durchblättern sah ich, daß es teils englisch und teils deutsch geschrieben war und Notizen über weibliche und häusliche Angelegenheiten enthielt, denen ich das, was ich wissen wollte, nicht entnehmen konnte. Am hintern Deckel des Einbandes war ein Täschchen angebracht, in welchem ein zusammengefaltetes Papier steckte. Ich nahm es heraus und öffnete es. Man denke sich die Größe meines Erstaunens, als mein Blick auf die vier Zeilen fiel, welche der Wind der Tochter des Missionars in Kairo zugeweht hatte, nicht etwa in Abschrift, sondern das Original, von meiner Hand geschrieben!

Nun wußte ich auf einmal, daß die beiden Buchstaben [96] den Namen Mary Waller zu bedeuten hatten. War sie etwa mit ihrem Vater hier in Colombo? Die Möglichkeit lag vor, weil sie die Absicht gehabt hatten, sich längere Zeit in Indien zu verweilen. Mochte das nun sein, wie es wollte, das Notizbuch war Marys Eigentum, und sie mußte es wiederbekommen. Hier im Hotel wohnten Wallers nicht; ich hatte ja das Fremdenbuch gelesen. Sie waren nur entweder im Galle Face-Hotel oder ganz draußen im Hotel Lavinia zu suchen, beide Häuser ersten Ranges; in einem anderen wohnten sie gewiß nicht. Ich beschloß also, das Buch zu behalten und morgen Erkundigungen einzuziehen. Darum gab ich Omar für den Baja eine Rupie Finderlohn, fügte aber keine weitere Auskunft hinzu.

Als er gegangen war, mußte ich an jenes Erlebnis in Kairo und an den Pyramiden denken. Wir hatten uns im freundschaftlichsten Wohlwollen voneinander getrennt, aber es ist eine vielbewährte Regel der Klugheit, Reisebekanntschaften nur als Episoden zu betrachten. Pfllegt man sie später fort, wenn die Wanderpoesie verflogen und verklungen ist, so geschieht es nur zu oft, daß man es zu bereuen hat. Ich war zwar überzeugt, daß Waller und seine Tochter sich freuen würden, mich wiederzusehen, aber dieses Wiedersehen mußte ihn an frühere Schwächen erinnern, und das konnte ich ihm ersparen. Uebrigens, wenn ich sie fand, so war ich gezwungen, mich ihnen zu widmen, und es erschien mir sowohl für sie als auch für mich vorteilhafter, auf die persönliche Freiheit nicht so ohne zwingenden Grund zu verzichten.

Diese Betrachtungen brachten mich zu dem Entschlusse, [97] Wallers, wenn sie hier sein sollten, nicht aufzusuchen, sondern ihnen das Buch auf einem anderen, unauffälligen Wege zuzustellen. Wie es auf die Straße im Pettah gekommen war, das brauchte nicht ein Rätsel zu sein, welches gerade ich zu lösen hatte.

Aber in Beziehung auf das Gedicht fühlte ich, daß mir die Finger nach der Feder zuckten. Der Wind hatte es Mary zugeweht. Wie würde sie sich wundern, wenn sie jetzt bei dem Anfange eine Fortsetzung von derselben Hand erblickte! Wie würde sie sinnen und nachdenken, auf welche Weise sich das zugetragen habe! Vielleicht öffnete sie nicht jetzt, sondern erst später, nach Monaten, nach langer, langer Zeit das Blatt; wie groß erst dann das Staunen!

Leider hatte ich damals das Gedicht nicht fertiggeschrieben, weil mir die Disposition nicht ganz klar erschienen war. Ich hatte das Sujet in vier Vierzeiler fassen wollen, war aber zu der Ansicht gekommen, daß die Fassung in zwei Achtzeiler sinnentsprechender sei. Der erste war fertig geworden, der zweite aber nicht, weil ich anderes und notwendigeres zu thun gehabt hatte. Aber das war ja vollständig hinreichend zu dem jetzigen Zwecke, die junge Freundin durch dieselbe Handschrift von demselben Verfassen zu überraschen. Ich glättete also die Falten des Papiere möglichst aus, probierte die hiesige Tinte ob sie von derselben Schwärze sei, und fügte dann vier neue Zeilen hinzu, so daß die Strophe nun folgendermaßen lautete:

„Tragt euer Evangelium hinaus,
Um aller Welt des Himmels Gruß zu bieten,
Doch achtet jedes andre Gotteshaus;
Ein wahrer Christ stört nicht den Völkerfrieden!

[98] Gebt, was ihr bringt, doch bringt nur Liebe mit;
Das Andere alles sei daheim geblieben.
Grad weil sie einst für euch den Tod erlitt,
Lebt sie durch euch, um weiter fortzulieben."

Eben war ich mit diesen Zeilen fertig, als sich im Nebenzimmer rechter Hand ein Geräusch vernehmen ließ. Es war bisher zu beiden Seiten so still gewesen, daß ich geglaubt hatte, die beiden benachbarten Räume seien unbesetzt; dies schien nun aber, wenigstens in Beziehung auf den einen, nicht der Fall zu sein.

Ich unterschied zunächst zwei Stimmen, welche sprachen. Es wurden Stühle gerückt und heraus auf den Söller geschafft. Da klangen die Worte natürlich deutlicher. Ich hörte jemand sagen, und zwar in englischer Sprache:

„Also mein letzter Abend in Indien, speciell auf Ceylon! Wie freue ich mich, daß ich diese lange und gefährliche Arbeit zum Abschlusse gebracht habe und nun die Heimat wiedersehen darf!“

Wenn ich mich nicht irrte, so kannte ich diese Stimme. Ich hielt sie für diejenige des graubärtigen Herrn, welcher unter die Rickschah des Tamilen geraten war. Er hatte zwar nur wenige Worte mit mir gesprochen, aber ja erst heut, also vor so kurzer Zeit, daß mir der Klang seines Organes noch nicht wieder verloren gegangen war.

„Und dieser letzte Tag auch nicht ganz ohne Gefahr,“ bemerkte der andere. „Unter die Hufe der Pferde zu geraten, das hätte schlimmer enden können, als es glücklicherweise ausgefallen ist!“

„Das ist nicht zu bestreiten. Ich hoffe, [hoffe] daß der kommandierende General, der mir die Bestrafung des Schul- [99] digen [Schuldigen] zugesagt hat, sich nicht durch meine Abreise verleiten läßt, die Untersuchung einschlafen zu lassen. Setzen wir uns! Wir haben noch Zeit bis zum Diner; ich liebe es nicht, der erste an der Tafel zu sein.“

Die Stühle draußen knackten; es trat eine Redepause ein. Also meine Vermutung bewahrheitete sich; es war der graubärtige Herr, welcher, wie seine Aufforderung zum Setzen erraten ließ, der jetzige Besitzer des Nebenzimmers und also mein Nachbar war.

„Diese lästigen Abschiedsbesuche,“ seufzte er. „Immer und immer in *full dress*, sogar beim Essen! Ungesund und zeitraubend!“

Diese Worte waren für mich scheinbar nebensächlich, aber auch nur scheinbar. Da der heutige Abend sein letzter hier auf Ceylon war, so reiste er also morgen ab, und ich folgerte: Er war den Reitern nachgeeilt und dann, während ich mich noch im Pettah befand, in das Hotel gegangen, um für den Gang zum kommandierenden General den Gesellschaftsanzug anzulegen. Später hatte er Abschiedsvisiten gemacht und saß nun mit irgend einem Bekannten drüben in seinem Zimmer, um die Zeit bis zum Abendessen zu verplaudern.

Das Gespräch, welches ich nun zu hören bekam, handelte von den Erlebnissen und Erfahrungen, welche er in Indien gemacht hatte. Er schien Gelehrter, speciellen Berufes wahrscheinlich Arzt zu sein und war von Amerika nach dem Oriente gekommen, um die Krankheiten desselben, besonders die Pest, zu studieren. Sein Aufenthalt im Morgenlande hatte fast zwei Jahre in Anspruch genommen, und das, was ich hörte, überzeugte mich, daß seine Studien sich nicht nur auf die materiellen, sondern auch auf die geistigen Verhältnisse der betreffenden Völker erstreckt hatte. Er war ein sehr scharfsinniger, kluger Mann und dabei ein vorurteilsloser, edel denkender Menschenfreund. Er sprach zuweilen Worte, für welche ich ihm hätte die Hand herzlich drücken mögen.

„Es ist für den Westen gefährlich, sich den Osten als abgethan zu denken und seine Völker als untergehende Nationen zu bezeichnen,“ sagte er. „Die Bibel erzählt, daß der Garten Eden im Morgenlande gestanden habe. Die Flüsse dieses Paradieses sind nicht nur für die sogenannten Auserwählten Gottes, sondern für alle Welt geflossen; aber der Mensch, welcher in das Eden gesetzt wurde, es zu pflegen, zu bebauen und seinen Nachkommen zu erhalten, vergaß nur allzu bald, daß dies eine Aufgabe sei, die ihn zwar zum Pfleger, aber nicht zum Herrn des Paradieses machen sollte. „Er wollte sein wie Gott!“ sagt die heilige Schrift; das heißt, er wollte herrschen; er wollte bestimmen, ohne nach den göttlichen Gesetzen zu fragen. Der Herr warnte ihn, warnte ihn in seiner Güte nur durch das kleine Verbot eines Apfels, welchen stehen zu lassen bei der unendlichen Fruchtfülle des Gartens so leicht war und gar keine Selbstüberwindung kostete. Aber der all- [100] begehrlische [allbegehrlische] Mensch wollte nun gerade

diesen, und - - - er hat ihn genommen. Doch diese Habsucht, welche in ihrer Grenzenlosigkeit trotz ihres unendlichen Reichtums nicht auf einen einzigen, kleinen Apfel verzichten, sondern den rechtmäßigen Herrn um alles bringen wollte, hat sich durch ihre ungehorsame Begehrlichkeit selbst um alles gebracht; sie bezahlte den einen Apfel mit dem ganzen Paradiese. Das ist die Geschichte des Sündenfalles in Beziehung auf das ganze Menschengeschlecht, auf die Nationen und auf jeden einzelnen Menschen."

Er hielt inne; der andere sagte nichts. Es schien mir, als habe der Schluß der Rede nicht das gebracht, was der Anfang versprochen hatte; da aber fuhr der Sprecher fort:

„Jedes Volk hat nicht nur das Recht, sondern auch die volle Kraft, sich auszuleben. Und jedes Volk hat die heilige Pflicht, andere Völker sich ausleben zu lassen. Aber der Teufel der Hab- und Selbstsucht, welcher sich in das Paradies eingeschlichen hatte, um den Menschen aus dem Glücke desselben heraus in das von ihm selbst beherrschte Elend zu locken, hat nicht bloß diesem einen Kain gegen diesen einen Abel die Keule in die Hand gedrückt, sondern ist, zum Brudermorde reizend, an den Thronen und in den Hütten aller Zeiten und aller Völker ein finsterner Gast gewesen und schleicht sich auch durch unsere Gegenwart. Und wie es das Heiligste auf Erden, die Verehrung Gottes war, aus welcher damals die egoistische, liebeleere Faust des Mörders den scheinbaren Grund zu dem Verbrechen zog, so hat von Anfang an bis auf den heutigen Tag jeder Opfernde seinen Altar für den einzigen gehalten, der Gott gefallen müsse. Wo sind die Stätten, deren wohlgefälliger Opferduft geradeauf zum Herrn gestiegen ist? Und wer zählt die angeblichen heiligen Orte, deren schwerer, dunkler Rauch nicht zum Himmel steigen konnte, sondern verderbenbringend weithin auf die Länder fiel? So lange die Erde steht, hat das Heilige dem Unheiligen, die Menschenliebe der Eigensucht, die Civilisation der Rücksichtslosigkeit als Vorwand gedient, und ich suche vergeblich nach einem sanften, frommen Abel unter den Völkern, den nicht irgend ein Kain gehindert hätte, sich auszuleben. Wer kann die materiellen Summen und die geistigen Reichtümer berechnen, welche für die Menschheit ungehoben blieben, weil Kulturformen von der Erde verschwunden sind, welche nicht nur trotz, sondern gerade wegen ihrer Eigenart für die Allgemeinheit gewiß unermesslich viel geleistet hätten, wenn es ihnen erlaubt worden wäre, sich bis zur Vollendung ihrer Aufgabe zu entwickeln!"

Er machte jetzt wieder eine Pause, welche der andere nicht schweigend vorübergehen ließ, denn er sagte, und zwar in einem Ton, dem ich es anhörte, daß er dabei lächelte:

„Ihr Lieblingsthema, lieber Professor! Aber mehr für zartfühlende Frauen als für uns Männer, die wir mitten im rücksichtslosen Leben stehen, welches uns zwingt, [101] uns zu wehren, weil wir eben auch den Wunsch haben, uns ausleben zu dürfen. Wenn Sie in dieser Weise sprechen, ist es mir, als ob ich Miß Mary, Ihren Liebling, vor Ihnen sitzen sähe, um Ihrem Völkerevangelium gerade ebenso zu lauschen, wie einst eine andere Mary zu den Füßen eines anderen und, wenn Sie gestatten, größeren Meisters saß, um ihm zuzuhören."

„Ja. Fügen Sie aber auch hinzu, daß dieser Meister, Christus, zu der Schwester dieser Mary sagte: ‚Mary hat den besten Teil erwählt; der wird nicht von ihr genommen werden!‘ Mary Waller ist körperlich die Tochter ihres Vaters, seelisch das Kind ihrer Mutter, geistig aber das meinige, und ich bin stolz darauf, daß sie das ist. Wollen Sie mir entschlüpfen, indem Sie von ihr sprechen?"

„O nein. Sie wissen ja, daß auch ich zuweilen über solche Dinge nachdenke, wenn ich dabei auch nicht zu denselben Schlüssen komme wie Sie. Für mich sind, wie auch jeder einzelne Mensch, die Völker abgethan, sobald sie nichts mehr leisten."

„Der einzelne Mensch auch?"

„Ja."

„Darf Ihr Arbeiter schlafen?"

„Welche Frage! Natürlich, ja!"

„Aber er leistet doch nichts, während er schläft!"

„Er wird, wenn er heut Abend schlafen geht, dann morgen um so mehr leisten, je besser er geschlafen hat. Er holt sich vom Schlafe neue Kräfte."

„Well! Auch Völker schlafen. Ihr Schlaf währt freilich länger als nur eine Nacht, und wer die Notwendigkeit dieses Schlafes nicht begreift, der kann freilich versucht sein, ihn für den Tod oder sie für abgethan zu halten. Aber diese schlafenden Völker wachen wieder auf, wenn ihnen der Atem nicht genommen

wird. Sie haben während der Ruhe neue Kraft gesammelt, und wenn ihr Morgen kommt, dann wehe dem, der sie für tot gehalten und sich als lachender Erbe in ihren Rechten eingenistet hat! Ich meine, daß man besonders hier im Oriente vorsichtig zu sein habe. Es giebt da schlafende Riesen, welche man, wenn auch nicht für schon tot aber doch für sterbend hält. Wenn ein Schlafender zuweilen eines seiner Glieder bewegt, soll man das nicht für Todeszuckungen halten. Ein solcher Riese ist der Islam. Er schläft, und darum sehen wir an ihm nur das, was wir positives, unwillkürliches Leben nennen. Wir dürfen ihn berühren, seinem Kopfe, seinem Arme, seiner Hand vorsichtig eine andere Lage geben. Wenn wir keine Mörder sind, wird er erwachen, unbedingt erwachen, und es steht bei uns, ob dieses Erwachen ein freundliches, friedliches sein wird oder nicht. Die Seele kehrt am Morgen in den Körper zurück, mit ihr das Leben aller seiner Glieder, das Selbstbewußtsein und der Wille mit dem Thatendrang. Der Islam ist das Medium der Seelen aller Völkerschaften, die sich zu ihm bekennen. Die Glieder dieses Riesenleibes ruhen jetzt; [102] sie verhalten sich passiv. Wer hat den Mut, ihn durch irgend eine Gewaltthat aufzuwecken?"

„Ich nicht!“ scherzte der andere. „Lassen wir ihn schlafen, bis er von selbst erwacht. Er wird sich dann freilich sehr verwundert die Augen reiben, wenn er bemerkt, daß er, die Majestät von Muhammeds Gnaden, inzwischen Christ geworden ist. Halten Sie Buddha, Tao, Lao und Konfucius vielleicht auch für solche Schläfer?“

„Nein, denn in keiner der von ihnen gelehrten Anbetungsformen liegt die Aggressivität, welche dem Christentum und dem Islam eigen ist. Hier liegt die Gefahr für uns nicht auf dem eigentlich religiösen Gebiete. Es handelt sich um den friedlichen Ausgleich zweier ganz verschiedener, in vielen Beziehungen heterogen entwickelter Menschenrassen, der weißen und der gelben. Die rote haben wir glücklich hingemordet, denn was von ihr noch übrig ist, das sind nur noch die letzten, ersterbenden Hauche einer vierhundert Jahre langen, ununterbrochenen Todesklage. Aber für die gelbe Rasse wird uns die Weltgeschichte keinen Kortex und keinen Pizarro liefern, und das ist ein Glück für uns, denn diese Weltgeschichte ist zwar langmütig aber auch unerbittlich gerecht, und das Land, in welchem einst „die Sonne nicht unterging“, ist durch den Fluch, der auf den Thaten seiner einstigen Konquistadoren ruht, und trotz aller seiner berühmten „Silberschiffe“ so klein und arm geworden, daß es weder Raum noch trockenes Brot und Wasser für die wenigen noch lebenden Indianer haben würde. Ein gewaltig ernstes Mentekel für uns, die wir uns eben unterfangen, den Besitz der gelben Rasse unter uns aufzuteilen! Es steht im Buche des Schicksals geschrieben, daß wer China erobern will, der muß Chinese werden. Es giebt in dieser Rasse ein Ferment, dem keine andere Rasse widerstehen kann. Sie wird jeden Feind assimilieren, und wer mit ihr verkehren, dabei aber dieser Aufsaugung entgehen will, der muß beherzigen, daß es nur ein einziges Mittel giebt, nämlich Freund anstatt Feind zu sein!“

„Welch ein Glück für unsern Freund Waller!“ erklang es wieder scherzend. „Er wird nicht assimiliert, denn er kommt ja doch als Freund!“

„Irren Sie nicht! Der Chinese schätzt seinen Glauben nicht niedriger ein als wir den unserigen; ja, in Beziehung auf seine mehrtausendjährigen Sitten und Anschauungen wird er uns trotz aller sonstigen Ueberlegenheit doch nicht anders als nur Barbaren nennen. Er wird jeden, der zu ihm kommt, um ihm für seine Religion eine andere anzubieten, für einen Dummkopf halten, und wenn dieser Ignorant bei seinem Vorsatze bleibt, so ist bis zur Feindschaft nur ein kleiner Schritt. Dazu kommt leider Wallers krankhafte Eigenart. Er ist erblich vorbelastet.“

„Ihre alte Meinung, lieber Professor! Ich aber halte ihn zwar für außerordentlich nervös, doch nicht für geisteskrank.“

[103] „Das habe ich auch nicht gemeint. Erblich belastet kann man auch in anderer als nur ärztlicher Beziehung sein. Erblich belastet ist für uns der Chinese in Hinsicht auf seinen Ahnenkultus, den er von den Vorfahren geerbt hat. Erblich belastet für den Chinesen ist Waller bezüglich seiner religiösen Unduldsamkeit, welche jedem Gliede seiner Familie seit Generationen anerzogen worden ist. Hält er doch sogar jeden Christen, der nur im geringsten anders denkt oder glaubt als er, für ewig verdammt und verloren! Auf religiöse Kontroversen sich mit ihm einzulassen, ist geradezu unmöglich, weil er jede andere Meinung als Beleidigung behandelt. Und dabei gehört sein Christentum nicht einmal einem gewissen, kirchlich abgegrenzten Bekenntnisse an, sondern es

beruht auf den Lehrsätzen, welche sich in seiner Familie nach und nach herausgebildet haben und von den Eltern auf die Kinder vererbt worden [104] sind. Dazu kommt, daß er seinem Vater hat versprechen müssen, Missionar zu werden, um durch die Verbreitung dieser religiösen Familientraditionen möglichst viele Heiden zu bekehren und dadurch für sich und seine Vorfahren bei Gott ein Verdienst zu erwerben, welches ihnen im Jenseits angerechnet werden muß."

„Vorfahren? Das grenzt ja an den chinesischen Ahnenglauben!"

„Natürlich! Und doch wettet er so gegen ihn! Seine verstorbene Frau, eine wahre Engelsseele, milderte, so viel sie konnte. Sie hätte ihn, wenn sie am Leben geblieben wäre, wohl nicht nach China gehen lassen. Er wollte das auf eigene Faust und aus eigenen Mitteln thun. Diese letzteren waren für solche Ausgaben doch nicht ganz hinreichend, und dies gab ihr den materiellen Grund zum Widerstreben. Da starb sein reich gewordener Bruder, der Bankier, kinderlos, und er beerbte ihn. Nun waren die Mittel überreich vorhanden, und es hätte für ihn kein Halten mehr gegeben, wenn die Gute nicht schwer krank geworden wäre. Sie starb, ohne daß ich es wußte, denn ich war zur Zeit ihres Todes schon in Persien. Seine Tochter schrieb es mir. Später teilte sie mir ihre Abreise mit, und wir bestimmten ein Rendez-vous in Cambay, wo wir uns auch glücklich trafen. Sie ist in die Fußstapfen ihrer Mutter getreten, mit der ich, der Nachbar und entfernte Verwandte, sie erzogen und unterrichtet habe, und ich hoffe für ihn gute Wirkung davon, daß er sie mitgenommen hat. Uebrigens scheint er in neuerer Zeit einen Anstoß erhalten zu haben, seine Lehrsätze nicht so, wie früher, für absolut unfehlbar zu halten. Mary sprach aus Rücksicht auf den Vater nicht davon, und so unterließ ich es, mich zu erkundigen; aber sie unterhielten sich oft von einem Deutschen, mit dem sie in Kairo zusammengetroffen sind. Mit ihm und zwei Chinesen haben sie wiederholt Ausflüge gemacht, und ich glaube, aus ihren Bemerkungen schließen zu dürfen, daß es diesem Germanen gelungen ist, wahrscheinlich aber ohne daß er es beabsichtigt hat, den Vater zu vermögen, über seine religiöse Starrheit nachzudenken. Er kann zwar grad noch so aufbrausend und absprechend wie früher sein und genau noch so gegen heidnische Tempel und Säulen wettern, aber plötzlich wird er still, sinnt nach, und dann kommt eine weiche, friedliche, menschenfreundliche Bemerkung, die aus diesem Munde früher eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Ich habe mein Möglichstes gethan, diese Augenblicke zu benützen, ihn für solche gute Stimmungen empfänglicher zu machen, glaube aber nicht, viel gewirkt zu haben, da wir uns so bald wieder trennen mußten."

„Sind sie dann direkt nach China?" hörte ich den Zweiten fragen.

„O nein. Er ist ja Herr seiner selbst und Missionar aus eigener Machtvollkommenheit. Darum kann er reisen, wann, wie und wohin er will. Sein nächster Zweck war, [105] Indien kennen zu lernen und quer durch das Land nach Kalkutta zu gehen. Dort angekommen, hat er mir geschrieben. Der Brief wurde mir nachgeschickt; ich habe ihn heute erhalten. Er wird noch einige Touren an der Ostküste unternehmen und bittet mich, ihm meine Antwort nach Penang zu senden. Ich hatte heute nicht Zeit, zu schreiben, muß es aber dann nach dem Diner gleich thun, denn ich habe Mary ihr Notizbuch zu schicken, welches - - ach ja, ich habe es nicht hier in diesem vertrackten Salonanzuge, sondern dort in der Brusttasche des Jacketts. Als sie mich zum letzten Male besuchte, notierte sie sich etwas und vergaß dann, es mitzunehmen; ich fand es zwar später, doch waren sie schon abgereist. Horch! Klang da nicht das Gong?"

„Ja. Man giebt das Zeichen zum Essen."

„Wir können noch warten!"

Sie verweilten sich noch einige Zeit, doch kam das durch den Tamtam unterbrochene Gespräch nicht wieder auf denselben Gegenstand. Und das war mir sehr lieb, denn wenn Mary Waller wieder erwähnt wurde und dieser Professor abermals an das Notizbuch dachte, so konnte er auf den Gedanken kommen, es aus dem Jackett zu nehmen, in welchem es ja nicht mehr steckte.

Es war ein ganz eigentümliches Zusammentreffen von Umständen, welche sich so miteinander verbanden, als ob ein bestimmter Wille sie gerade so gelenkt hätte und nicht anders hätte lenken wollen. Man pflegt das Zufall zu nennen; für mich aber ist diese Verlegenheitserklärung nicht vorhanden. Der Mensch glaubt, zu schieben, und er wird geschoben. Tritt ihm ein Ereignis nahe, welches er nicht selbstgefällig auf seine eigene Rechnung setzen kann, obwohl sich später zeigt, daß es von großem Einfluß auf sein Leben ist, so geniert es ihn, einzugestehen, daß hoch über ihm eine weise, mächtige Führung waltet, welche ihn nicht um die

Erlaubnis fragt, mit ihm thun zu dürfen, was sie für richtig hält, und so hat er das vollständig nichtssagende und inhaltslose Wort Zufall erfunden, mit welchem er zwar seine Ohnmacht eingesteht, weil er nicht anders kann, aber auch keine ihn beherrschende und bewußt handelnde Potenz anerkennt. Mein Leben ist sehr reich an solchen sogenannten Zufällen, welche sich später als für mich außerordentlich wichtig erwiesen, und wenn ich dann auf sie zurückblickte, so entdeckte ich, daß sie mit einer logischen Folgerichtigkeit an mich herangetreten waren, die mich als denkenden Menschen zwang, sie nicht einem willenslosen, blinden Ungefähr, sondern einer außerhalb mir und jenseits dieser Thatsachen existierenden, unendlichen Güte zuzuschreiben. Darum war auch das Ineinandergreifen der gegenwärtigen Umstände kein Zufall für mich, sondern ich nahm diese Thatsachen mit der Ueberzeugung hin, daß sie sich ganz gewiß als jetzige Ursachen späterer Folgen erweisen würden.

Das, was der Professor über Waller gesagt hatte, erklärte mir alles, was mir an dem letzteren bisher unver- [106] ständlich [unverständlich] gewesen war. Der Missionar besaß nicht das wahre, echte, allgemeine, sondern ein ganz besonderes, persönliches Christentum, welchem gerade deshalb, weil es ein individuelles, durch scharfe, psychologische Konturen eng begrenztes war, die Hauptsache, nämlich die Nächstenliebe fehlte, ohne die es ja gerade das nicht geben kann, was das Christentum der Menschheit bringen soll, nämlich die Erlösung. Waller hatte die Vokation zum Glaubensboten sich selbst erteilt, ohne dazu berufen und geeignet zu sein, und die Lehren Christi ebenso wenig begriffen wie die Unklugheit der Forderung, daß jeder Andersdenkende weiter nichts zu sagen haben als: „Vergieb mir nur, du einzig Auserwählter, daß ich auch vorhanden bin!“ Wer sich in dieser Weise mit einer so hohen Mauer umgiebt, daß er sie selbst nicht übersteigen kann, der darf nicht erwarten, daß andere sich die Mühe machen werden, über sie hinweg zu ihm zu kommen. Wer sich mit solcher Ostentation abschließt, wird abgeschlossen bleiben!

Nun wußte ich, wie das Notizbuch auf die Straße des Pettah gekommen war. Es hatte in der Brusttasche, wahrscheinlich der äußeren, des Professors gesteckt und war während seines Sturzes von der Rickschah herausgerutscht. Wie bequem für mich, daß er gerade neben mir wohnte! Ich konnte es ihm unbemerkt wieder in die Tasche stecken und hatte gar nicht nötig, zu diesem Zwecke zu versuchen, über den Söller in sein Zimmer zu gelangen. Die Dienerschaft pflegte nämlich, sobald ein Gast seinen Raum verlassen hatte, die Korridorthür desselben mit Hilfe einer besonderen Vorrichtung so halboffen einzuhaken, daß die Luft hindurch strich und das Zimmer kühlte. Auf diesen Umstand rechnete ich. Ich wartete, bis er mit seinem Besuche zum Essen hinuntergegangen war; dann klingelte ich, um mir das Diner heraufbringen zu lassen. Meine Singhalesen rannten alle beide fort, um für gleichen Dienst dann gleiches Trinkgeld zu bekommen, und ich war also nun unbeobachtet. Ich trat hinaus auf den Korridor, auf dem sich jetzt niemand befand, hakte die Nachbarthür aus und sah beim Scheine des in dem Hotel gebräuchlichen, im Zimmer brennenden Windlichtes das weiße Jackett am Nagel hängen. Es genügten drei Schritte; ich steckte das Notizbuch in die [107] Brusttasche, eilte hinaus, hakte die Thür wieder ein und kehrte in meine Stube zurück. Niemand hatte etwas gesehen.

Als der Professor nach Tische wieder heraufkam, war er allein. Er ging einige Male hin und her; dann wurde es still. Er schrieb wahrscheinlich. Ich vermied jedes Geräusch, damit er glauben möge, daß er unbeobachtet sei. Am nächsten Vormittage hörte ich ihn abreisen. Ich ließ mir die Zimmerliste geben und las: Garden, Professor, Philadelphia. Es war so eigentümlich, fast als sei ein lieber Bekannter von mir fortgegangen. Seine Ansichten waren zwar nicht ganz die meinigen gewesen, ihnen aber doch sehr nahe verwandt, und geistige oder seelische Verwandtschaft ist ein Band, welches nie zerreißt, auch wenn man es nicht pflegt.

In den nächsten Tagen unternahm ich Ausflüge zu Land und zu Wasser, teils um Erinnerungen aufzufrischen, teils auch um neue hinzuzufügen. Sie waren alle hochinteressant; hier aber habe ich nur einen von ihnen zu erwähnen: Ich fuhr mit Sejjid Omar mit der Bahn nach Point de Galle, dem mir unvergeßlichen Schauplatze einer meiner früheren Reiseerzählungen, in welcher ich auch das dortige Hotel Madras erwähne.

Die Bahn geht längs des Meeres, oft auf einem im Wasser liegenden Damme hin, welcher durch Korallenklippen vor Ueberflutung und Zerstörung geschützt wird. Rechts hinaus liegt die entweder blau träumende oder beweglich funkelnde See,

die ich hier nie in Erregung gesehen habe, und links die Küste mit dem tiefen Grün ihrer herrlichen Vegetation, aus welcher einzelne Häuser oder zusammenhängende Dorfschaften mit fremdblickenden, verwunderten Augen auf den vorüberrollenden Zug schauen. Die Pflanzenwelt prangt hier in fast noch größerer Ueppigkeit, als drüben auf dem ostindischen Festlande. Bambusgruppen, Jack- und Brotfruchtbäume, riesige Bananen und volltragende Feigen, gelblich leuchtende Pisonien, Borassus-, Caryota-, Corypha-, Calamus- und Arecaplumen bilden die Unterbrechung von Kokospflanzungen, welche kein Ende nehmen. Die dazwischen liegenden Häuser der Wohlhabenden sind mit blumengeschmückten Veranden versehen; der Aermere lebt in einfachen Ziegel- oder Lehmhäusern, deren Dächer meist aus Palmblättern bestehen. Auch diese Wohnungen sind von Gärten umgeben und machen den Eindruck der Sauberkeit, welcher für jeden, der aus mit Arabern bevölkerten Gegenden kommt, doppelt angenehme Wirkung hat.

Die Eingeborenenstadt von Point de Galle liegt im Niveau der See; die Europäerstadt zieht sich über die hohe, luftige Klippe nach dem wieder tiefer stehenden Leuchtturm hin. Von dem noch oberhalb der Kirche stehenden Hotel aus konnte ich den ganzen Hafen mit den hier ankernden Schiffen fast aller seefahrenden Nationen überblicken. Ich habe Point de Galle und seinen Hafen schon wiederholt be- [108] geschrieben [beschrieben] und will hier nur sagen, daß sich eine Fahrt von Colombo nach diesem Ort und Matara fast überreich belohnt.

Mein diesmaliger Aufenthalt währte nicht länger als von heute früh bis morgen Abend, also nur eine Nacht, und diese Nacht war keine angenehme. Da ich gern hoch, frei und licht wohne, wählte ich ein Zimmer in der zweiten Etage, während ich Sejjid Omar in der ersten unterbringen ließ. Die Räume hier oben hatten die Eigentümlichkeit, daß ihnen die Decken fehlten; das Hausdach, welches noch hoch über sie emporstieg, schützte sie gemeinschaftlich vor dem Regen, und da die Zwischenwände diesem Dach nicht folgten, sondern in etwas über Manneshöhe aufhörten, so konnten sich die Bewohner dieser Etage zwar nicht sehen, aber alles, was in dem einen Zimmer gesprochen wurde und ebenso jedes Geräusch und jeder andere Schall fiel von dem hohen Dache mit verdoppelter Stärke in die andern Räume zurück, so daß es fast nicht möglich war, ein lautes Wort zu sagen oder irgend etwas Hörbares zu thun, was niemand wissen sollte. Man wohnte da, wenigstens in Beziehung auf das Ohr, in vollster Oeffentlichkeit.

Ich aß auch hier, wie fast stets im Hotel, auf meinem Zimmer, bekümmerte mich um niemand und wußte also nicht, was für Gäste noch vorhanden waren. Doch erfuhr ich von Omar, daß eine Anzahl Engländer per Segelschiff von Pondichery angekommen seien, welche mit der Bahn nach Colombo wollten.

„Das sind keine höflichen Leute,“ urteilte er. „Ich habe sie begrüßt, aber sie dankten nicht, sondern lachten mich aus. Muhammed hat den Gruß geboten, und so grüße ich alle Menschen, auch die, welche nicht Muhammedaner sind, denn gerade weil ich einer bin, muß ich zeigen, daß wir höflich sind. Wenn diesen Leuten ihr Christentum befiehlt, mich auszulachen, anstatt mir zu danken, so sollten sie daheimbleiben und nicht dahin gehen, wo der Gruß geachtet wird,“

Ich sagte nichts dazu, denn er liebte Old England nicht, und ich fühlte mich nicht berufen, über diese seine Abneigung mit ihm zu streiten.

„Sihdi, was heißt im Englischen *tail*?“ fuhr er fort.

„Schwanz und auch Zopf.“

„Ape und *monkey*?“

„Affe.“

„So haben sie einem Chinesen nachgerufen, welcher hier wohnt und auch höflich grüßte, als er an ihnen vorüber und nach seinem Tische ging. Wenn sie mich oder einen andern beleidigen, so bin ich still, weil ich eben Sejjid Omar bin; aber hätten sie das dir gethan, so dürften meine Fäuste wohl gute Arbeit bekommen haben!“

Was diese seine Fäuste betraf, so mußte man Respekt haben. Er war nichts weniger als ein Losschläger, aber ein riesenstarker Kerl und kannte keine Furcht. Wo es Krakehl gab, da entfernte er sich stolz; aber es war auch vorgekom- [109] men, [vorgekommen] daß man ihn nicht gehen ließ, und da hatte er sich, ohne die Gegner zu zählen, mit einigen guten Hieben prächtig Luft gemacht.

„Es muß ein Mann hier wohnen,“ sprach er weiter, „welcher Ohm Krüger heißt, und ein Leyds, ein Jameson, ein Chamberlain. Es ist eine große Prügelei, welche beginnen soll. Sie sprechen davon; sie lachen; sie freuen sich und trinken Wein und Schnaps dazu. Es geht mich nichts an, gar nichts; aber meinst du nicht, Sihdi, daß ich diesen Ohm Krüger aufsuchen und warnen soll?“

„Er wohnt nicht hier. Du hast diese Leute nicht richtig verstanden. Gehe ihnen aus dem Wege! Das ist das beste, was du thun kannst.“

Da ich früh einen Ritt nach Paragoda machen wollte, so legte ich mich zeitig schlafen. Aber ich hatte kaum die Augen geschlossen, so kam es die Treppe herauf gepoltert und gebrüllt, als ob die Stiegen lauter Tamtams wären. Es hatte den Engländern unten nicht mehr gefallen; sie kamen herauf in meine Etage, wo sie zusammen zwei Zimmer mit je drei Betten hatten. In dem, welches neben dem meinigen lag, setzten sie sich fest. Sie feierten irgend ein südafrikanisches Ereignis, über welches sie in Wonne geraten waren. Der Wirt mußte Champagner und Cognac bringen und sie selbst bedienen, denn sie seien Englishmen, für welche die singhalesischen oder tamilischen Kellner nicht hoch genug ständen; aus solchen Händen könne man nichts genießen.

Ich weiß gar wohl, daß die sogenannten „Pioneers der Civilisation“ nicht immer zur Elite der Gesellschaft gehören, und daß man besonders in den Hafenstädten des Orients nicht erwarten darf, nur auf geistige Nachkommen von Knigge zu stoßen; es flegelt sich sogar in den Salons und auf den Promenadendecks erster Klasse unserer Lloydampfer so mancher Passagier herum, der seinem rücksichtslosen Benehmen nach eigentlich auf das Zwischendeck gehört, und es kann vorkommen, daß, während ich ein vorüberrauschendes Schiff betrachte, eine Dame sich gerade so und in der Weise vor mich hinstellt, daß sie mich auf beide Füße tritt, obgleich mehr als genug Platz zu beiden Seiten ist; auch weiß ich gar wohl, daß die meisten dieser gesellschaftlichen oder ungesellschaftlichen Gepflogenheiten aus einer ganz bestimmten Gegend stammen und dort großgezogen werden; aber es kann mir doch nicht einfallen, aus dem Grunde, daß einzelne Personen sich für Uebermenschen halten, deren ganzes Volk als Uebernation zu betrachten, sondern ich weiß, daß sie wie jede andere und auch die unserige ein Recht auf Nachsicht und Verzeihung hat, und pflege diese Milde besonders gern an ihren Uebermenschen auszuüben, weil sie ihrer am bedürftigsten sind. Darum war ich auch jetzt entschlossen, den Lärm im Nebenzimmer, welcher immer mehr in Radau ausartete, ohne Gegenwehr über mich ergehen zu lassen.

Aber es wurde mir außerordentlich schwer gemacht, [110] diesem Vorsatze treu zu bleiben. Der Wein heizte, und der Cognac brannte. Die Hilfsgeister eines falschen Patriotismus wuchsen riesengroß; das laute Sprechen, welches vom Dache über uns mit doppelter Stärke zurück und in alle Zimmer geworfen wurde, steigerte sich zum Lärm und drohte, zum Skandal zu werden. Man schrie, man schimpfte, man lachte, man sang Trotzlieder; man gröhlte und johlte; man warf Flaschen und Gläser an die Wand, und zwar zu Ehren dieses oder jenes Ministers oder Diplomaten. Es kam die Rede auf eine gewisse Depesche und auf einen gewissen Emperor; man bezeichnete die Depesche als so und so und den Emperor als das und das; die Worte sind nicht wiederzugeben. Da stand ich denn doch auf, zog mich an und ging hinaus, um mir von dem Wirte ein anderes Zimmer geben zu lassen. Er stand in der ersten Etage und sprach mit Sejjid Omar, welcher wegen des wüsten Gebrülls sehr besorgt um mich war und ihn interpelliert hatte. Es gab kein anderes Zimmer. Ein vor kurzem eingelaufener Dampfer hatte neue Gäste gebracht, welche nur mit Mühe unterzubringen gewesen waren. Man fühlte sich im ganzen Hause über das Benehmen dieser Englishmen empört, und als ich ihm drohte, nach einem andern Hotel zu gehen, welchem Beispiele wohl auch die andern Gäste folgen würden, entschloß er sich endlich, um Ruhe zu bitten. Er war einer der vielen orientalischen Wirte, auf welche das Wort Engländer von faszinierender Wirkung ist.

Wir gingen hinauf, Sejjid Omar mit. Er wollte sich persönlich überzeugen, ob sein geliebter Sihdi auch wirklich nun die erwünschte Ruhe finden werde.

Der Lärm schwieg soeben. Es war nur eine einzelne Stimme zu hören, und der, welcher sprach, war kein Engländer, denn er bediente sich des in Südchina und besonders in der Gegend von Kanton gebräuchlichen Pitchenenglisch.

„Der Chinese, welcher auf der andern Seite neben ihnen wohnt,“ erklärte mir der Wirt.

Ich hörte, daß dieser Chinese in sehr höflichen Ausdrücken bat, doch nun endlich ruhig zu sein, da es außer ihnen auch noch andere Gäste im Hause gebe und die Zeit zum Schlafen jetzt, nach Mitternacht, ja wohl gekommen sei. Ein schallendes Gelächter war die Antwort; man trommelte mit Fäusten auf den Tisch und an seine Zwischenwand und brüllte ihm die beleidigendsten Titel zu. Da ging der Wirt hinein und bat, den Wunsch des Chinesen zu erfüllen.

„Erfüllen?“ schrie einer. „Wir, die wir jetzt nach China gehen, um diese

Zopfaffen zu civilisieren, um ihnen Bildung und Klugheit zu bringen, wir sollen hier diesem Kerle Gehorsam leisten? Das ist stark! Das ist beleidigend! Das lassen wir uns nicht gefallen!"

„Das ist stark! Das ist beleidigend! Das lassen wir uns nicht gefallen!“ stimmten ihm die andern drohend bei.

„Und hier nebenan wohnt ein Deutscher, der auch schon Beschwerde geführt hat!“ fuhr der Wirt fort.

[111] „Ein Deutscher? Ah der hat vielleicht verstanden, was wir von der Depesche gesprochen haben! Er mag nur warten, denn er wird noch mehr, viel mehr zu hören bekommen! Wenn dieser Mensch schlafen will, so mag er - - -“

„Halt! Der Chinese!“ schrie ein anderer dazwischen. „Holt ihn herein! Er muß Cognac trinken und uns Abbitte thun!“

Der sich ebenso wie ich vergeblich nach Ruhe sehnende „Sohn der Mitte“ war nämlich jetzt auch aus seinem Zimmer getreten. Als er uns sah, kam er auf uns zu. Er mußte da an der Thür der Engländer vorüber. Der Wirt hatte sie offenstehen lassen, und so kam es, daß der Chinese bemerkt worden war. Die Englishmen jubelten über den Vorschlag; sie kamen heraus und umringten ihn, um ihn in das Zimmer zu schaffen. Er war ein kleiner, schwächtiger Mann von wahrscheinlich geringer Körperkraft, und sein weites, chinesisches Gewand hinderte ihn, selbst diese ganz in Anwendung zu bringen. Zwei faßten ihn am Zopfe, um zu ziehen; die andern schoben. Das konnte ich nicht mit ansehen, nicht geschehen lassen! Der Wirt ließ kein Wort hören; er fürchtete sich; darum sagte ich in ernstem, doch nicht unhöflichen Tone, daß es wahrscheinlich eines Engländers würdiger sei, den Chinesen nicht seiner persönlichen Freiheit zu berauben.

„Wer ist dieser freche Mensch?“ fragte der, welcher vorhin den Vorschlag gemacht hatte, den Wirt.

„Der Deutsche,“ antwortete der Gefragte.

„Muß auch mit herein, um Abbitte zu thun!“

Er faßte mich am Arme. Ich hatte es keineswegs mit [112] Betrunknen, sondern nur mit Aufgeregten zu thun; es ist fast unglaublich, welche Mengen von Alkohol dazu gehören, derartige Menschen wirklich betrunken zu machen.

„Nicht anrühren!“ warnte ich. „Lassen Sie mich los!“

Da packte mich ein zweiter am Halse. Wir standen unweit der Treppe, welche eine gebrochene war und also nicht in gerader Linie aufwärts, beziehendlich abwärts führte. Ich stieß ihm die Faust in die Magengegend, daß er von mir weg und an die Wand flog, und riß mich von dem, der mich am Arme hielt, los. Da brüllten die anderen Vier, denn es waren ihrer sechs, wütend auf und drangen auf mich ein. Ich versuchte, sie mit den Fäusten von mir abzuhalten. Da ertönte hinter mir Sejjid Omars Stimme arabisch:

„Soll ich, Sihdi? Erlaubst du es?“

„Ja,“ antwortete ich. „Wir werfen sie die Treppe hinunter, alle Sechs. Dann wird hier oben Ruhe!“

Indem ich das sagte, unterlief ich den mir am nächsten gekommenen Engländer. Er hatte das nicht erwartet, und ehe er daran denken konnte, sich von meinem Griffe, mit dem ich ihn über den Hüften packte und emporhob, loszumachen, flog er die Treppe hinab. Und nun war es eine Lust, meinen Sejjid arbeiten zu sehen! Er sprang um die Engländer herum, so daß sie zwischen ihn und die Treppe zu stehen kamen, und packte den ersten Besten am Schenkel und an der Brust. Ein Ruck, ein Schwung, und der Mann flog dem von mir Expedierten nach. Ihm folgte sofort eine zweite Lieferung aus meiner und eine ebensolche aus Omars Hand. Die zwei noch übrigen Gentlemen schlugen auf uns ein. Wir wurden von einigen unschädlichen Fausthieben getroffen, auf die wir gar nicht achteten; dann ging es mit den beiden ebenso treppab wie mit den andern vier vorher.

„Das war die Arbeit, von welcher ich heut Abend gesprochen habe,“ lachte Sejjid Omar. „Du bist fertig, Sihdi; Du sollst sie gar nicht mehr anzufassen haben, denn ich nehme sie auf mich. Ich stelle mich hier an die Treppe, und wehe dem von ihnen, der es wagt, zurückzukehren!“

Sonderbarerweise fiel es ihnen gar nicht ein, auch nur den Versuch dazu zu machen. War das eine Bestätigung der alten Erfahrung, daß Menschen, welche gern rodomontieren, keinen eigentlichen Mut besitzen, oder hatte die ihnen von uns so kräftig erteilte Lehre in ihnen die Ueberzeugung geweckt, daß es klüger sei, sich fortzuschleichen, als noch einmal mit zwei solchen Desperados, wie wir waren, anzubinden? Wir hörten, daß sie unten auf der ersten Etage [113] noch mit

einigen großen, drohenden Worten um sich warfen; dann gingen sie hinab in den Salon, wo sie sich auf die Möbel legten, um ihre Niederlage zu beschlafen. Diese Zivilisatoren Chinas waren also abgethan!

„Deutsche Fäuste und arabische Fäuste, denen soll einmal ein Inglis²¹ widerstehen!“ meinte mein Sejjid Omar, dessen ganzes Gesicht ein einziges Freudenlächeln war.

Der Wirt hatte still und staunend dagestanden.

„Wie schnell Sie das fertig gebracht haben! Und was haben Sie gewagt!“ sagte er. „Fürchten Sie denn nicht, daß die Gentlemen Sie persönlich oder gerichtlich belangen werden?“

„Hoffentlich thun sie das!“ antwortete ich. „Ich bin herzlich gern bereit, sie sowohl persönlich als auch gerichtlich zu belehren, daß kein anständiger Engländer jemals so handeln würde, wie sie gehandelt haben. Der wirklich, echte Sohn Old Englands ist ein ganz anderer Mann, und Sie beleidigen ihn, wenn Sie solchen Radaubrüdern dieselbe Achtung zollen, auf welche nur er allein berechtigten Anspruch hat!“

Der Chinese stand von fern und winkte meinen Diener zu sich heran, um ihm etwas zu sagen. Dann verneigte er sich sehr ceremoniell und sehr tief vor mir und kehrte in sein Zimmer zurück.

„Er läßt dich um die Erlaubnis bitten, dir morgen früh seine Karte schicken zu dürfen,“ erklärte mir Omar. „Mehr konnte ich nicht verstehen, weil seine englische Sprache gar keine Sprache ist. Es giebt überhaupt nur zwei Sprachen, welche wahre und wirkliche Sprachen sind, nämlich die arabische und die deutsche. Die andern sind nur Redensarten, die man wohl sprechen lernen, aber nicht lieb gewinnen kann! Was thun wir jetzt?“

„Schlafen,“ antwortete ich.

„Gut! Und wenn die lärmenden Engländer wiederkommen sollten, so komme ich auch wieder, und wir werfen sie abermals die Treppe hinunter. Leletak sa'ide - deine Nacht sei gesegnet!“

Er ging, und ich war doppelt zufrieden mit ihm, einmal, weil er seine Fäuste so wacker gebraucht hatte, das andere Mal, weil es für ihn jetzt zwei „wahre und wirkliche“ Sprachen gab und nicht wie früher nur eine, die arabische. Er wußte freilich nicht, was alles in diesem seinem Geständnisse lag.

Nun, da der Chinese mir früh seine Karte schicken wollte, konnte ich freilich den beabsichtigten Ritt nach Pa- [114] ragoda [Paragoda] nicht machen, denn es stand nach dem Geschehenen zu erwarten, daß er heut länger als gewöhnlich schlafen und sein Besuch also erst spät erfolgen würde. Ich hingegen war schon zeitig wieder munter und machte einen Spaziergang nach dem Leuchtturme. Es führt dort eine Treppe zu den von der Brandung umrauschten Trümmern des Küstenfelsens hinab, zwischen denen allerlei interessante Muscheln, Korallen und andere „Früchte des Meeres“ zu finden sind. Von da zurückgekehrt, erfuhr ich vom Wirte, daß die sechs Engländer ihre Zeche bezahlt und das Hotel ohne Sang und Klang verlassen hatten, um nach dem Bahnhofe zu gehen und dort den Zug nach Colombo zu erwarten. Die Zeit bis dahin an dem Orte ihrer Heldenthaten zu bleiben, hatten sie also keine Lust gehabt. Es ist ja auch der Fanfaron nicht ohne Ehrgefühl.

Während ich den Kaffee trank, den ich selbst in Indien dem Thee vorziehe, obgleich er dort durchschnittlich sehr schlecht zubereitet wird, schrieb ich Postkarten nach Deutschland. Um mir nicht die Städte, Hausnummern und Namen merken zu müssen, hatte ich mir eine Liste angelegt, welche im Notizbuche steckte. Dieses enthielt alle wichtigen Papiere, die man der Sicherheit wegen am liebsten bei sich trägt. Ich zog mit der Liste alles heraus, was sich in dem betreffenden Fach befand, und legte es neben sie hin, ohne zu beachten, was gerade obenauf zu liegen kam.

Nach einiger Zeit brachte Sejjid Omar die Visiten- [115] karte [Visitenkarte] des Chinesen, einen langen, schmalen Streifen scharlachroten Papiers, auf welchem mittelst Stempel der Name Fang angebracht war. Es war eine uralte, berühmte Familie, welcher der Besitzer dieses Namens angehörte. Wahrscheinlich existierte sie schon zur Zeit des Kaisers Huang-ti, welcher nun fast vor viertausendsechshundert Jahren die Familiennamen in China einführte. Unter diesem Stempel standen die übrigen Personalien, welche mit Tusche und Pinsel geschrieben waren. Er hatte sich mit den Titel Tschin Schi²² die höchste

²¹ Engländer.

²² Ungefähr unser „Doktor“.

litterarische Würde erworben, und aus der Beifügung Tschuan Yüan²³ ersah ich, daß er von sechstausend Examinanden und dreihundertfünfzig Graduierten die Prüfung am besten bestanden hatte. Außerdem las ich, daß er Beamter des Han Lin Yan²⁴ war, aus welchem der Kaiser die Beamten für die verantwortungsreichsten Stellen wählt. Hierzu führte er noch den Titel eines Beisitzers im Kuoh Tse Kein, der chinesischen Nationalakademie der Gelehrsamkeit. Und diesen gewiß hervorragenden Mann hatten die Engländer am Zopfe maltrahiert!

Diese Worte waren alle mit chinesischen Zeichen geschrieben. Hierunter stand in englischer Schrift, doch chinesischer Höflichkeit:

„Der von der Sonne erleuchtete, hoch erhabene und vor Güte strahlende Beschützer aus dem deutschen Lande der edelsten Bewohner möge gnädigst gestatten, daß Fang, der ärmste, geringste und unwürdigste der Chinesen, zu ihm komme, um ihm seinen Dank zu sagen. Es wird dem schon vor zehntausend Jahren in seinen Ahnen lebenden Herrn nicht zugemutet, dem niedrigen Bittsteller eine Karte zu schreiben. Das Wort des Dieners ist genügend.“

Ich beauftragte Omar, mir schnell zwei Tassen Thee zu holen und dann dem Chinesen zu sagen, daß er sofort kommen solle. Die Herren Fu und Tsi in Kairo hatten nach abendländischer Weise gelebt und kein Eingehen auf ihre heimatlichen Gewohnheiten erwartet; hier aber war mir eine Karte geschickt worden, und so wünschte ich nicht, ganz und gar als „westlicher Barbar“ zu gelten. Der Thee wurde von der Etikette vorgeschrieben. Man pflegt ihn zwar nicht zu trinken, aber sobald der Besuchte oder der Besucher die Tasse an den Mund führt, ist dies das Zeichen, daß er die Visite zu beenden wünscht.

Der Thee wurde gebracht, aber der Chineser kam nicht. Wollte er mich etwa probieren? Ich schickte ihm Omar noch einmal, und als er auch dann noch nicht kam, so mußte der Sejjid zum dritten Male hin, und ich ging selbst mit, doch nur die Hälfte des Weges. Dort blieb ich stehen, um meinen Besuch zu erwarten. Nun trat er endlich aus dem Zimmer und näherte sich mir mit fortgesetzten, tiefen Verbeugungen. Ich verneigte mich ebenso und führte ihn nach meiner Thür, an welcher ich mich so [116] stellte, daß er auf ihrer linken Seite, der „Seite der Höflichkeit“, eintreten mußte. Dann folgten wiederholte Verbeugungen, ehe ich ihn dazu brachte, sich eher als ich niederzusetzen, worauf dann auch ich Platz nahm, und zwar zu seiner rechten Hand, denn in China ist links der Ehrenplatz. Omar stellte die Tassen vor uns hin und ging dann hinaus.

Bisher war kein Wort gesprochen worden, und ich verhielt mich auch jetzt noch still, weil der Höherstehende das Gespräch zu beginnen hat. Es gab nun einen schweigsamen Wortstreit zwischen der morgen- und der abendländischen Höflichkeit, und ich war fest entschlossen, Sieger zu sein. Es vergingen drei, vier, fünf Minuten, welche unter anderen Verhältnissen höchst peinlich gewesen wären; hier aber machten sie mir Spaß. Er schien ebenso wie ich sich fest vorgenommen zu haben, der höflichere zu bleiben, und so könnten wir als charakterstarke Männer noch heute mit einander dort in Point de Galle sitzen, ohne den Mund aufgethan zu haben, wenn nicht sein Blick auf meine Liste und die neben ihr liegenden anderen Sachen gefallen wäre. Da sprang er, von plötzlicher Ueberraschung aus dem Schweigen getrieben, empor, deutete auf diese Gegenstände und rief aus:

„T'ien-na! Was sehe ich? Was ist das? Wo haben Sie das gefunden?“

„T'ien-na ist eine chinesische Interjektion und heißt so viel wie „mein Himmel!“ Das Uebrige sprach er in seinem Pitchenenglisch. Der Ausdruck seines Gesichtes wurde aus einem verwunderten beinahe ein drohender. Da er nicht mehr saß, so zwang mich die Etikette, auch aufzustehen. Ich that das und antwortete in ruhigem Tone:

„Das ist, wie Sie sehen, ein keines Etui.“

Ich bemerkte nämlich erst jetzt, daß das Ledercouvert, welches mit Fu geschenkt hatte, obenauf lag.

„Ja doch, ja, ein Etui!“ fuhr er schnell sprechend und dringlich, fast gebieterisch fort. „Aber wie kommt das in die Hand eines Europäers? Ich will wissen, was sich in dieser Hülle befindet! Ich muß und muß es wissen!“

Ein Nichtkenner des Orients hätte nun sehr wahrscheinlich einen großen Fehler begangen; mir aber paßte zunächst dieser befehlshaberische Ton nicht, und sodann ahnte ich, heute etwas über die Bedeutung des geheimnisvollen chinesischen

²³ Der Optimus, der Beste.

²⁴ Kollegium der Litteratur.

Dreiecks erfahren zu können. Sollte das aber geschehen, so durfte mich dieser Fang weder für ununterrichtet noch für einen Mann halten, der sich imponieren ließ. Ich nahm also die Tasse, trank den Tee vollständig aus, setzte sie, den Boden nach oben, auf die Unterschale zurück, trat an das Fenster und schaute in einer Weise auf den Hafen hinaus, als ob außer mir niemand im Zimmer sei. Damit hatte ich ihn in einer Weise zum Fortgehen aufgefordert, welche für einen Chinesen gar nicht deutlicher sein konnte.

Er ging aber nicht. Ich hörte am leisen Rauschen [117] seines Gewandes, daß er sich in einer Tasche zu schaffen machte; dann sagte er in entschlossenem Tone:

„Sie scheinen, wie mir diese leere Tasse sagt, unsere Sitten zu kennen, aber gewiß nur oberflächlich. Sie schicken mich fort, aber ich bleibe doch, denn es handelt sich unter Umständen um Ihr Leben, wenn Sie dieses Etui dem nicht wiedergeben, der es verloren hat. Ich bin überzeugt, daß Sie nicht wissen, was Sie besitzen, und will Ihnen beweisen, daß ich ein Recht zu meinem Verhalten habe, ja noch mehr, ich bin sogar verpflichtet dazu. Die Aehnlichkeit der Gegenstände mag meine Legitimation sein. Hier, sehen Sie!“

Ich drehte mich wieder nach ihm um. Er hielt mir ein ledernes Couvert von genau derselben Größe und Farbe hin. Ich nahm es aus seiner Hand, öffnete es und sah, daß es ein weißes, pergamentartiges Papier enthielt, welches genau so geschnitten und mit Drachen versehen wie das meinige war. Auch die Zeichen für „schi“ und „ku“ waren da, aber das „k'i“ fehlte in der dritten, leeren Ecke. Durch sein Verhalten und dieses zweite Exemplar der Zeichnung wurde mir wahrscheinlicher, was ich bisher nur vermutet hatte. Es giebt in China geheime Gesellschaften, welche auf die dortigen Zustände einen Einfluß ausüben, dem sich kein Mandarin, und stehe er noch so hoch, und selbst der Kaiser nicht entziehen kann. Diese Gesellschaften sind über das ganze Reich verbreitet, und bei der Größe dieses Gebietes ist es unmöglich, daß die einzelnen Mitglieder einander kennen können. Was ist da wohl selbstverständlicher, als anzunehmen, daß es wenigstens für die hervorragenden Führer gewisse Zeichen giebt, an denen sie sich erkennen, mit denen sie nachweisen, wer und was sie sind? War das Geschenk von Fu vielleicht ein solches Zeichen, mit dem er mich vor etwaigen Gefahren hatte schützen wollen? Ich hatte es vermutet, und jetzt glaubte ich es fast. Fang hatte zwei, ich drei Charakter auf dem Papiere; das meinige war also vollständiger als das seinige. War hieraus etwa auf einen höheren Wert, auf einen Rangunterschied zu schließen? Ich nahm mir vor, vorsichtig zu sein und den Geheimnisvollen zu spielen. Darum gab ich ihm sein Zeichen höchst gleichgültig zurück, nahm das meinige aus dem Couvert, zeigte es ihm und steckte es dann wieder hinein, ohne ein Wort dazu zu sagen.

Er sah mich starr und schweigend an, und dann kam es langsam und stoßweise über seine Lippen:

„Ein Pu mit vollen Ecken! Ich habe bisher erst nur eins gesehen! Dieses ist das zweite, und viele giebt es nicht; das wissen wir! Und gar ein „k'i“ als drittes Zeichen! Kannst Du es lesen?“

Ein solches Papier wurde also Pu genannt. Puthen heißen die Klassenhäupter, die Schlüsselworte, die Hauptzeichen der chinesischen Schrift und Sprache. Pu hatte hier wohl die allgemeine Bedeutung als Zeichen, als Ausweis- [118] gegenstand. [Ausweisgegenstand] Ich wollte ihm natürlich nicht sagen, von wem ich mein Pu hatte, durfte ihn aber auch nicht bei der Meinung lassen, daß es von mir gefunden worden sei. Darum antwortete ich ihm schnell und zurückweisend in chinesischer Sprache:

„Wer darf den Besitzer eines solchen Pu fragen, ob er lesen kann! Verdienest du dir ein „k'i“; dann wollen wir weiter mit einander sprechen, eher aber nicht!“

Da preßte er seine beiden Hände ineinander, hob sie dreimal bis zur Stirn empor, verbeugte sich dreimal so tief, daß er mit der Stirn fast den Fußboden berührte, und sagte in demütigem Tone:

„Du sprichst die Sprache der „Blume der Mitte“; ich habe kein Recht, weiter zu zweifeln; verzeihe mir, o Mandarin des großen Pu! Mögen alle Ta-tau-hui so von der Erde verschwinden, wie ich jetzt aus deinem Zimmer verschwinden werde, damit meine Geringfügigkeit dich nicht mehr belästige! Aber verderbe mich nicht, sondern beschütze mich! Ich habe es gut gemeint! Meine Pflicht ist, dir zu melden, daß ich mit dem nächsten österreichischen Dampfer nach Osten fahre. Ich habe gelernt, was ich lernen sollte, und kehre nun heim, um dem höchsten Pu zu berichten, was ich zu berichten habe. Morgen gehe ich nach Colombo. Mein Leben und mein Eigentum ist dein Leben und dein Eigentum. Fordere von mir; ich

gehörche gern!"

Er zog sich unter steten Verneigungen, immer rückwärts gehend, nach der Thür zurück und „dienerte“ dann hinaus.

War das nicht überraschend, nicht sonderbar?

Ich war ein „Mandarin des großen Pu!“ Aber was war das eigentlich für eine Art von Menschenkind? Welche Pflichten lagen mir ob, und mit welchen Rechten war ich ausgestattet? Wie gern hätte ich diesen kleinen Fang noch länger hier behalten, um mehr zu erfahren; aber mein „hoher“ Ton hatte ihn fortgetrieben, und durch den nachträglichen Wunsch, daß er noch bleiben möge, hätte ich mich selbst desavouiert.

Er gehörte unbedingt einer geheimen Verbindung an, deren Mitglied auch ich war, sobald es mir beliebte, mein Pu vorzuzeigen. Wer hätte so etwas für möglich halten können! Und diese geheime Gesellschaft hatte gegen die fremdenfeindlichen „Boxer“ zu wirken, denn unter den Ta-tau-hui²⁵, welche Fang von der Erde verwünschte, waren diese Boxer gemeint! Das war wenigstens ein Grund, mir wegen meiner von mir ganz unbeabsichtigten Mitgliedschaft keine moralischen Vorwürfe zu machen. Ich war von Fang zuletzt, als er chinesisch sprach, du genannt worden. Auch der Chinese hat das ehrende „nim“ oder „schim“, welches „Sie“ bedeutet, und da es von Fang nicht angewendet worden war, so schien es den Mitgliedern seiner heimlichen Brüderschaft vorgeschrieben zu sein, sich untereinander du zu nennen.

[119] Ich bekam ihn übrigens während des Vormittages nicht wieder zu sehen. Am Nachmittage kam er mir da, wo die breite Hauptstraße der Eingeborenenstadt sich in zwei schmalere spaltet, in einer Rickschah entgegen. Als er mich sah, ließ er halten, stieg aus und verneigte sich, indem ich an ihm vorüberfuhr, so tief, daß ihm sein kleines, schwarzes Käppchen vom Kopfe fiel. Hier, außerhalb der Heimat, trug er weder Hut noch Mandarinenknopf. Ein Glück für sein gesellschaftliches Gewissen, daß ich kein Chinese war, weil sonst in dieser, wenn auch unverschuldeten Entblößung seines Hauptes eine schier unverzeihliche Beleidigung für mich gelegen hätte!

Es war ihm und mir ein schnelleres Wiedersehen bestimmt, als er wohl ebenso wie ich gedacht hatte. Nämlich als ich dann am Abend in Colombo auf mein Zimmer kam, lagen die inzwischen eingegangenen Briefe da, unter ihnen einer, dessen Inhalt mich bestimmte, die von mir geplante Reiseroute dadurch zu verlängern, daß ich ihr die Strecke Ceylon-Sumatra einfügte, und diese Fahrt mußte möglichst sofort, mit dem nächsten Schiffe, unternommen werden. Auf Befragen erfuhr ich, daß heut ein deutscher Lloydampfer nach Singapore abgegangen, übermorgen aber ein Oesterreicher fällig sei, welcher auch in Penang anlege. Ich beschloß, auf diesem Passage zu nehmen.

Am nächsten Tage teilte ich meinem Sejjid Omar diesen Entschluß mit, sagte ihm, wie weit Sumatra von Ceylon liege und um welche Zeit unsere Reise verlängert werde, und fragte ihn, ob er mitfahren wolle; wenn nicht, so könne er heimkehren; die Seereise nach Suez würde ich ihm natürlich bezahlen und auch das Gehalt für die Zeit bis zu seiner Ankunft in Kairo. Da antwortete er:

„Sihdi, thue mir das nicht an, daß ich dich verlassen soll! Ich gehe mit dir durch die ganze Welt! Nur bitte ich dich um fünf Pfund, die ich meinem Vater schicken will.“

„Ja, weißt du denn, wieviel ich dir schuldig bin?“

„Nichts bist du mir schuldig, gar nichts. Ich merke mir auch nichts, denn du bist kein falscher, sondern ein richtiger Christ und wirst mich nicht betrügen.“

Ich muß nämlich bemerken, daß er nur dann einmal Geld von mir forderte, wenn er welches nach Hause schicken wollte. Ich hatte schon öfters mit ihm abgerechnet und ihm seinen Lohn vorgezahlt; aber sobald er die vielen Goldstücke liegen sah, bekam er Angst und bat mich, sie ihm aufzuheben. Er bekam pro Tag fünf Mark, und da ich kein Pfennigfuchser bin, so brauchte er fast gar nichts für sich auszugeben und konnte den ganzen Lohn sparen. War ich ja einmal mit ihm unzufrieden, so konnte ich ihn nicht härter strafen als dadurch, daß ich ihm sein Geld hinlegte. Der Angstschweiß trat ihm sofort auf die Stirn, und ich werde nie vergessen, mit welcher Miene er bei unserer Trennung über zweitausend Frank in Goldstücken in sein Taschentuch einknotete.

[120] „O Sihdi,“ sagte er. „Nimm es wieder; ich schenke es dir; aber laß mich bei dir bleiben!“

²⁵ Wörtlich: Große Messer.

Diese Liebe war ja später durch unser langes Beisammensein erklärlich; aber er hatte sie mir gleich vom ersten Augenblicke an gezeigt, ohne daß ich den Grund entdecken konnte. Hier in Colombo erfuhr ich ihn endlich. Nämlich die Postanweisung an seinen Vater mußte englisch geschrieben werden, und da er das nicht konnte, so that ich es für ihn. Dann gab ich ihm die fünf Pfund und machte ihm die Bemerkung, daß seine Fürsorge für den Vater mich stets sehr gefreut habe. Da drückte und drückte es in ihm so lange, bis es herauskam:

„Sihdi, ich muß dir etwas von ihm sagen. Er kennt dich; ja, er kennt dich ganz genau, obgleich er dich nie gesehen hat.“

„Wie soll er mich da kennen?“

„Das ist es eben, was ich dir sagen will. In Kairo giebt es zahllose Blinde. Sei aufrichtig: bist du einmal an einem von ihnen vorübergegangen, ohne ihm etwas zu schenken?“

„Ja, das ist meine Eigenheit.“

„Aber eine Eigenheit, für welche unser Islam sehr gute Augen und ein dankbares Herz hat. Sein Hauptgebot ist, Almosen zu geben, und wenn ein Christ so oft und so gern giebt wie du, ohne sich darum zu kümmern, daß der Empfänger andern Glaubens ist, so wird er in der kürzesten Zeit bekannt, obgleich er das nicht bemerkt. Schon einige Tage nach deiner Ankunft im Hotel Continental warst du von der Scharia el Faggala bis zum Medan Abdin und vom Kantaret el Bulak bis zum Derb el Gamamis nur „der Almani, der allen Blinden giebt.“ Darum schaute ich stets zu dir hinüber, wenn du im Freien deinen Kaffee trankst, und als es hinter dem Bab el Ghoraib die jährliche Dschemija el Imjahn²⁶ gab, da wurde von dir gesprochen und erzählt, und da wurde auch für dich zu Allah gebetet, laut und gern gebetet, obgleich jeder wußte, daß du ein Christ seist. Die Liebe macht ja alle Menschen gleich! Da wollte mein Vater dich kennen lernen; er wünschte, dich wenigstens einmal sprechen zu hören. Darum kam er zu mir und saß halbe Tage lang an meinem Stand, denn er dachte, du würdest einmal kommen und meinen Esel nehmen und dabei einige Worte reden. Aber du gingst stets vorüber, und da habe ich dich auch stets begrüßt.“

„Ja, höflich warst du immer, Sejjid Omar. Doch einmal bin ich nicht vorübergegangen. Du hast es nicht gesehen, denn du warst nicht da.“

„Ja, aber der Blinde hat es mir erzählt!“

„Er saß in der Nähe deines Standes, am Gitterzaun der Ezbekije, ein alter, sauber gekleideter Mann mit grauem Bart. Ich gab ihm etwas, und er wollte es nicht nehmen, weil er kein Bettler sei. Ich nahm es wieder zurück und so kamen wir ins Gespräch.“

[121] „Ja, gerade daß du es wiedergenommen hast, das hat ihn so gefreut. Es war ein großes Silberstück. Und noch größere Freude hat er über deine Worte gehabt: „Ich gab es dir, da war es dein; nun giebst du es mir, und ich danke dir, denn ich habe dich und du hast mich beschenkt!“ Dann bist du nicht gegangen, sondern du hast dich neben ihn auf den hohen Gitterstein gesetzt und mit ihm gesprochen. Du hast von der Blindheit geredet, die noch schlimmer als die körperliche ist, und von dem Auge der Seele, welches grad bei den Blinden schärfer und heller blickt als bei den Sehenden. Du hast ihm von einem Himmel und den Sternen erzählt, von denen er bisher keine Ahnung hatte, denn sie wohnten in seinem Herzen, und er wußte es nicht. Und als du dann nach wohl einer Stunde ihm die Hand gedrückt und dich entfernt hast, hat er deinen Schritten gelauscht, bis sie verklungen waren, und ihm ist gewesen, als sei er sehend geworden, denn der Himmel und die Sterne, von denen du sprachst, sind in ihm aufgegangen, und er sieht noch heutigen Tages ihre Herrlichkeit, obgleich es außerhalb seiner Augen dunkel ist!“

Der gute Sejjid war ja ganz poetisch geworden. Er schien sich für diesen Blinden besonders zu interessieren. Darum machte ich die Bemerkung:

„Ich habe ihn dann leider nicht mehr gesehen; er saß nie wieder an dieser Stelle.“

„Er kam nicht wieder, weil nun sein Herzenswunsch erfüllt war, dich einmal sprechen zu hören, oder - - - dieser Blinde sagt immer, sprechen zu sehen.“

„Ich denke, diesen Wunsch hat ein anderer gehabt, nämlich dein Vater; du sagtest es ja!“

„Ganz richtig! Aber mein Vater war eben dieser Blinde! Als er erfuhr, daß du einen Diener suchtest, befahl er mir, mich zu melden. Es bedurfte gar nicht

²⁶ Versammlung der Blinden.

eines Befehles, denn ich that es selbst so gern! Und wie glücklich war er, als ich ihm nach unserer Rückkehr von den Pyramiden sagte, daß unser Wunsch erfüllt sei! Du glaubtest, ich bemerke es nicht, aber ich habe es wohl gesehen, wie du mich wegen des Reitens auf die Probe stelltest. Mein älterer Bruder, der nun gestorben ist, war Saïs²⁷ beim Khedive; ich durfte wochenlang draußen bei ihm sein und auf den schönen Pferden sitzen. Da habe ich das Reiten gelernt. Nun schreibe ich von überall, wohin ich mit dir [122] komme, einen Brief an den Vater, welcher ihm vorgelesen wird. Da ist er froh, wenn ich ihm von dir erzähle und ihm sage, daß du mit mir zufrieden bist. O, Sihdi, wenn du ihm doch auch einmal eine Zeile senden wolltest; welche eine Freude wäre das für ihn!"

„So trag das Geld jetzt noch nicht zur Post, sondern warte! Ich werde gleich jetzt einen ganzen Brief, nicht bloß eine Zeile, an ihn schreiben. Die Adresse sagst du mir dann.“

Da ergriff er, wie damals in Kairo, meine Hand und küßte sie, ehe ich es verhindern konnte. Wie leicht ist es doch, gut und freundlich zu sein; wie schwer fällt das manchen Menschen, und wie noch mehr andere haben kein Geschick dazu! Und wie belohnt sich so ein bißchen Güte und Menschenliebe! Ich hatte einem Blinden eine Gabe angeboten, die von ihm nicht einmal angenommen worden war. Und der Lohn? Ein Diener, wie ich ihn mir treuer, aufopfernder und besser gar nicht wünschen konnte. Aber so reicher Lohn kommt nur dann, wenn man an keine Belohnung denkt! - - -

Der österreichische Dampfer kam ohne Verspätung; er hatte wenig Fracht und wenig Passagiere und sich also nicht durch aufhaltende Hafendarbeiten verspäten können. Alle Welt fährt lieber mit dem Norddeutschen als mit dem Triester Lloyd. Mir war es sehr lieb, daß es so viel Platz gab, denn ich gehe gern ungestört spazieren, auch auf - - der See.

Aber eine Anzahl von Passagieren kam doch mit an Bord, nämlich Fang, der Chinese, und die sechs Englishmen, welche wir in Point de Galle kennen gelernt hatten. Sie fuhrn der Gegend zu, welche mit Schmerzen erwartete, von ihnen civilisiert zu werden. Man kann sich denken, daß wir uns während der Fahrt gegenseitig vollständig unbekannt waren und auch vollständig unbekannt blieben, obgleich wir uns gezwungen sahen, an derselben Tafel zu speisen.

In einer Beziehung freilich hatten sie es versucht, mir einen Hieb zu versetzen. Sejjid Omar nämlich war, wie sich ganz von selbst versteht, nicht Passagier erster, sondern dritter Klasse, hielt sich aber zu meiner Bedienung viel auf dem Deck und in den Räumen der ersten Klasse auf. Hierüber hatten sie sich beim Kapitän beschwert und ihm sehr energisch zu verstehen gegeben, daß sie einen Passagier dritter Klasse nicht in der ersten dulden würden. Es war ihnen der Bescheid geworden, daß sie da gar nichts machen könnten. Es sei auf allen, auch auf den englischen Linien, so eingeführt, daß die reisenden Herrschaften des Tages über ihre Dienerschaften bei sich haben könnten, dafür aber für sie ein erhöhtes Passagegeld zahlen müßten. Das hätte ich auch gethan, und also sei mein Araber in vollem Rechte, zu mir zu kommen, so oft es mir und ihm beliebe. Omar, der sich an die meist italienisch sprechende Schiffsbemannung angevettert hatte, um sprachlich so viel wie möglich zu [123] profitieren, war von dieser Beschwerde unterrichtet worden und teilte mir es mit.

„Diese Inglis sind ganz unerfahrene Knaben,“ sagte er, „die noch nicht einmal wissen, was auf einem Schiffe gebräuchlich ist. Sie halten sich für bessere Menschen, als wir Araber sind; früher hätte mich das geärgert; aber jetzt bin ich Sejjid Omar und bedaure sie!“

Damit war die Sache abgemacht.

Mit Fang kam ich nicht zusammen. Er lag seekrank in seiner Kabine und ließ sich nicht sehen. Auch mochte die Scheu vor den Engländern das Ihrige dazu beitragen, daß er so beharrlich unten blieb. Diese Vermutung war nicht falsch; ich erfuhr es in der letzten Nacht.

Unser Dampfer brauchte fünf Tage, um von Colombo nach Penang zu kommen. Sonnabend waren wir abgefahren; Donnerstag kamen wir an. In der letzten Nacht ging ich nicht schlafen, sondern blieb an Deck und schrieb. Der Kapitän hatte meinetwegen den Befehl gegeben, das Licht nicht auszudrehen. Er war ein großer Vogelfreund und hatte neben seiner Kajüte eine Anzahl heimischer Vögel in hübschen Käfigen untergebracht. So oft es seine Pflicht erlaubte, ließ er sich einen Tisch zu diesen Käfigen stellen, um unter seinen Lieblingen zu sitzen und

²⁷ Vorläufer, Stallbediensteter.

sich mit ihnen zu beschäftigen. Auch ich liebe die geflügelte Welt. Er be- [124] merkte [bemerkte] das sehr schnell, und so kam es, daß er bald nicht mehr allein am Tische saß. Daher auch die Gefälligkeit, mich während der letzten Nacht mit Licht zum Schreiben zu versehen.

Es war eine wunderschöne, südliche Meeresnacht. Man muß so etwas erlebt haben. Beschreiben kann man es nicht. Und wenn man es könnte, so hätte es doch keinen Zweck, weil eine Beschreibung nie so wirken kann, wie das, was man beschreibt. Der südliche Himmel hat weniger sichtbare Sterne als der nördliche, aber sie scheinen größer und darum der Erde und mit ihr dem Menschen näher zu sein; die See erstrahlt in hellerem astralischen Glanze, und die Rätsel der Nacht, die man daheim nicht lösen konnte, treten hier viel deutlicher mit der Bitte an den Menschen heran, gelöst zu werden. Aber all sein stolzes Wissen und all sein scharfes Denken ist diesen Geheimnissen gegenüber ein Nichts; er kann nur ahnen und hoffen, und wenn der Engel des Glaubens zu ihm tritt und ihm zuflüstert, daß dieses Ahnen zur Wahrheit und dieses Hoffen sich erfüllen werde, so soll diese Stimme ihm ebenso heilig sein, als ob Gott selbst zu ihm gesprochen hätte.

Es war schon nach Mitternacht, als ich ein Räuspern hinter mir hörte. Ich schaute mich um und sah Fang, welcher leise die nach den Kabinen führende Treppe heraufge- [125] kommen [heraufgekommen] war. Er verbeugte sich und wartete dann, ob ich ihn anreden werde. Ich grüßte ihn in englischer Sprache. Er verbeugte sich noch einmal und antwortete:

„Daß Sie diese Sprache wählen, ist für mich ein Fingerzeig, wovon ich nicht zu sprechen habe. Stört es Sie, wenn ich hier oben bin und mir Bewegung mache?“

„Nein.“

Er verneigte sich zum dritten Male und wendete sich ab, um leise auf dem Deck hin und her zu spazieren. Das that er wohl eine Stunde lang, dann schien er wieder hinuntergehen zu wollen. Er mußte an mir vorüber und that das mit so zögerndem Schritte, als ob er mir gern etwas sagen möchte. Ich legte also die Feder weg und sah ihn fragend an.

„Ich bin jetzt nicht der Besitzer eines Pu, sondern ein Chinese wie jeder andere Chinese. Darf dieser mit Ihnen sprechen?“ fragte er.

„Und ich bin jetzt nicht ein Mandarin des großen Pu, sondern ein Deutscher, der Ihre Nation liebt, wie er alle Menschen liebt, und sich also gern mit Ihnen unterhält. Kommen Sie! Wir gehen aus dem Licht!“ antwortete ich.

Er folgte mir nach einer Bank, welche am Rande des Decks stand, und setzte sich dort ohne sein chinesisches Ceremoniell an meine rechte Seite. Da saßen wir nur in milden Scheine der Sterne.

„Sie lieben unsere Nation!“ begann er. „Ist es denn wirklich wahr, daß ein Mensch, der kein Chinese ist, diese Worte gesprochen hat? Jede, jede, aber auch jede Nation erfreut sich irgend einer Sympathie, nur die chinesische nicht! Womit haben wir das verdient? Was haben wir den andern Völkern zu leid gethan? Die Kaukasier schlachten heut einander ab und küssen sich morgen freundlich die gestern noch zürnenden Lippen. Haben jemals wir ihr Blut vergossen? Nie! Haben wir sie jemals beleidigt, befeindet, übervorteilt und betrogen, wie sie es unter einander thun? Nie! Befehden wir ihren Glauben? Verlachen wir ihre Voreltern? Spotten wir über ihre Geschichte? Nein! Trachten wir nach den Schätzen ihrer Bergwerke, nach den Früchten ihrer Felder, nach den Erträgnissen ihrer Industrie? Nein! Brauchen wir überhaupt etwas von ihnen? Nein und wieder nein und dreimal nein! Also frage ich: woher nehmen sie das Recht, wie Bacillen durch alle leiblichen und geistigen Poren in den Körper und in die Seele unserer Nation einzudringen und an dem sogenannten „gelben“ Manne denselben Rassenmord zu verüben, an welchem der „rote“ schon auch zu Grunde gegangen ist?“

Er hatte ruhig, kalt, langsam und halblaut gesprochen, wie zu sich selbst. War es in seinem Innern auch so kalt und ruhig? Da ich nicht antwortete, fuhr er fort:

„Ich weiß, was Sie sagen werden: die Völker haben mit einander zu verkehren! Das ist ein großes, wahres Wort. Aber der ärmste und niedrigste Mann besitzt bei [126] Ihnen sein sogenanntes Hausrecht. Das Gesetz schützt ihn gegen jeden, der ohne seine Erlaubnis bei ihm eindringen will. Dieses Recht hat jeder Mensch, jedes Dorf, jede Stadt, jedes Land, jeder Verein, jede Gemeinde, jedes Volk. Haben wir es etwa nicht auch? Ja, wir haben es! Und es ist eine geschichtliche Lüge, zu behaupten, daß wir dieses Recht mißbraucht hätten. Wir haben asiatische Völkerschaften bei uns aufgenommen, welche noch heut bei uns wohnen, obgleich sie anderen Glaubens sind. Wir haben auch mit den Christen den Versuch gemacht.

Sie wurden willkommen geheißen und mit hohen Würden und Aemtern bekleidet. Wie aber dankten sie uns? Heut hatten wir sie bei uns aufgenommen, und schon morgen griffen sie gierig in unsere Herzen, um sich nicht nur in unserm Lande und in unsern Städten sondern auch in unserm Himmel einzunisten. Sie, die wenigen Fremden, die sich daheim ihres Glaubens wegen selbst bitterlich hassen und bekämpfen; sie, die ihre gepriesene Civilisation seit Anbeginn bis auf den heutigen Tag mit dem Blute ihrer eigenen Brüder düngten; sie, deren angebetete Weltweisheit nicht weitergekommen ist, als nur zu der Behauptung, daß kein Gott die Welt regiere; sie, deren so laut ausposaunte Humanität nichts als nur der verkappte Egoismus ist; sie, deren staatliche Konstitutionen so vom Anarchismus, Nihilismus, Socialdemokratismus und andern Krankheiten, von denen wir uns frei gehalten haben, zerfressen sind, daß sie sich ihrer kaum erwehren können: sie kommen zu uns, die wir Hunderte von Millionen zählen und eine fünftausendjährige Geschichte und Kultur besitzen, und wollen uns zwingen, unsere Religion ihren haßerfüllten Konfessionen zu opfern; sie legen mit ihren Kanonen unsere Türme, Mauern und Häuser in Trümmern, um uns ihre bessere Bildung und Gesittung beizubringen; sie verlangen von uns, an Stelle unserer bewährten Philosophie die ihrige zu setzen, welche, ohne zum selbständigen Manne zu werden, noch gegenwärtig an den vertrockneten Brüsten heidnischer Ammen saugt; sie muten uns die sträfliche Befangenheit zu, ihrer Versicherung zu glauben, daß sie es mit der Erfindung ihrer „Interessensphären“ und „offenen Thür“ nur auf unser Heil abgesehen haben; sie tragen uns den Ungehorsam der Unterthanen gegen ihre Vorgesetzten und die auflehrende Verachtung altehrwürdiger, heilig gewordener Gebräuche zu; sie nennen uns Heiden, ohne zu bedenken, daß unser Recht, auch sie als solche zu bezeichnen, viel größer als das ihrige ist, denn ganz abgesehen davon, daß sie nicht nach Christi Liebe und Lehre gegen uns handeln, haben sie das unerforschliche, unbegreiflich allgütige Wesen, welches der Urgrund alles Daseins ist, durch irdische Gestaltung und menschliche Ausstattung aus der Unantastbarkeit seines Himmels gerissen und zum Götterbilde gemacht, während wir es so verehren und für so rein und über uns erhaben denken, daß wir nicht einmal unserer Sprache erlaubt haben, uns ein Wort zu geben, welches wir [127] als seinen Namen nennen! Aber gerade weil wir keinen Namen haben, ist dieses Wort als Geist bei uns, und wenn die irdische Form, in welche wir diesen Geist nicht zu fassen und zu zwingen wagen, einst auch für uns in Staub zerfällt, so haben wir einen Schritt zu ihm empor gethan und nehmen die Ehrfurcht und die Liebe derer mit, welche uns nicht vergessen dürfen, weil sie uns nachzufolgen haben. Und wenn die Christen dieses zum Himmel hebende Verlangen, die Vorangestiegenen nicht aus den Augen zu verlieren, weil uns mit ihnen auch der Weg zum Himmel verloren sein würde, als sündhaften, götzendienerischen Ahnenkultus bezeichnen, so beweist dies nur, daß sie in den Geist unserer Religion nicht eingedrungen sind und nicht eindringen konnten, weil sie den Geist der ihrigen noch nicht begriffen haben. Er kann sich nur der Liebe offenbaren, und diese, die besitzen sie noch nicht!“

Hier hielt er wieder inne. Erwartete er eine Antwort von mir, ein Eingehen auf diesen für mich so heiklen Gesprächsgegenstand? Ich räusperte mich, unschlüssig, ob ich sprechen sollte oder nicht. Da sagte er schnell:

„Bitte, schweigen Sie! Ich erwarte keine Antwort. Ich habe die Religion und die Kultur der Christen studiert und glaube, daß ich sie nun kenne. Ich weiß also, daß Sie sich jetzt in der höchst fatalen Lage befinden, als wahrer Christ die Scheinchristen verteidigen zu sollen und doch nicht zu können, weil es gerade der Wahrheit unmöglich ist, den Schein als Wahrheit hinzustellen. Werden wir uns klar! Die Strömung, welche jetzt gegen die Küste Chinas brandet, ist eine doppelte, nämlich eine religiöse und eine politische, und beide werden uns von einem und demselben Winde zugeführt, dem Egoismus. Fallen Sie mir nicht mit „Kulturaufgaben“, „civilisatorischen Pflichten“ und „Sendboten des Christentums“ in die Rede! Das sind Fiktionen, mit denen ein Kenner der Verhältnisse nicht irre zu machen ist! Wer von seiner Religion und von seiner Kulturform behauptet, daß sie die allein seligmachende und er also ein Auserwählter Gottes sei, der ist eben ein Egoist in der höchsten Potenz, und Religion und Politik sind für ihn nur die Mittel, seine Selbstzwecke zu erreichen. Als Christ will er den ganzen Himmel und als Kaukasier die ganze Erde nur für sich allein haben. Sprechen wir nicht von der „Beglückung der Chinesen!“ Das ist Dekorationsmalerei, die nur in die Ferne wirkt, in der Nähe aber die Pinselarbeit um so häßlicher zeigt! Die chinesische Frage ist eine religiöse und

eine Rassenfrage. Um von der religiösen zuerst zu sprechen, so ist sie für uns abgethan. Ich sagte bereits, daß die Christen, welche wir gestern bei uns willkommen hießen, schon heut die Thorheit begingen, uns in Beziehung auf unsere Religion gute Lehren geben zu wollen. Sie waren so unwissend, daß sie gar nicht ahnten, was eine solche Beleidigung der Gastfreundschaft einem Volke gegenüber, dem die Höflichkeit der Umgangsformen über alles geht, zu bedeuten hat. Und sie sind auch heut noch so un- [128] wissend, [unwissend] nicht zu erkennen, daß ihre Missionen trotz jahrhundertelanger Arbeit bei uns so viel wie nichts gewirkt haben, weil der Chinese die Behauptung, das Christentum sei die einzig seligmachende Religion, als eine krasse Unhöflichkeit, als eine persönliche Beleidigung auffaßt. Ueber dreihundert Millionen Menschen sollen mit allen ihren Ahnen viertausend Jahre zurück nichts als Dummköpfe gewesen sein! Und diese Beleidigung wird uns von Leuten in das Gesicht gesagt, welche ihren eigenen christlichen Brüdern wegen einer andern Auslegung eines Bibelwortes im Leben die Kirchen- und dann selbst noch im Tode sogar die Gottesackerthür verschließen! Welch eine Ungeheuerlichkeit! Haben sie es denn wirklich nicht gewußt, daß wir, das Volk der höchstentwickelten Umgangsform und Rücksichtnahme, die Mission zunächst und vor allen Dingen von diesem Standpunkte aus auffassen? Ein unhöflicher Mensch wird bei uns nie etwas erreichen, und der Missionar begeht gegen uns und unsere Ahnen die allergrößte und unverzeihlichste Unhöflichkeit, die sich ein Chinese denken kann! Und dabei weiß er nicht einmal, daß er nur oder meist aus diesem Grunde keine Erfolge hat! Er will uns belehren und ist doch selbst nicht über unsere Art, zu denken und zu fühlen, belehrt! Ja, es hat einige verständige christliche Sendboten gegeben, welche uns studierten und kennen lernten und dann einsahen, daß der Chinese zwar Christ, wenn man seine Eigenart gelten läßt, aber niemals Europäer werden könne. Sie handelten darnach, wurden von unserm Kaiser hoch geehrt und konnten über die Früchte ihrer Arbeit glücklich heimberichten. Da aber verbot man ihnen diese Rücksichtnahme, und die Früchte blieben liegen und verfaulten. Meint man etwa, die bald hier und bald da emporlodernde Empörung gegen die Missionare richte sich gegen ihren Glauben? O nein! Selbst der ungebildetste Chinese hat wenigstens den einen Vorzug, in Beziehung auf die Religion tolerant zu sein. Diese Ausbrüche des angesammelten Zornes werden vielmehr durch die Art und Weise hervorgerufen, in der man diesen Glauben hoch über den unsern stellt und mit rücksichtslosen Sohlen unsere heiligsten Sitten und Gefühle niedertritt. Ich behaupte: und wenn zehntausend Missionare so lange lebten, daß sie zehntausend Jahre lang ihre Religion bei uns verkünden könnten, so würde doch keiner von ihnen mehr erreichen, als was der einzelne bisher erreicht hat, wenn sie nicht ihr jetziges Verhalten ändern und uns als Menschen gelten lassen, die ihre eigenartige Entwicklung und also auch ihre eigene Art, zu denken und zu fühlen haben. Ich gebe zu: es ist keineswegs ausgeschlossen, daß der Chinese ein Christ wird, aber er wird es nur dann, wenn er dabei Chinese bleiben kann!"

Er hob bei diesen Worten die Hand wie zum Schwur empor. Ich hörte ihm an, wie ernst ihm alles, was er sagte, war. Zeit zu einem Einwurfe oder einer Bemerkung fand ich nicht; er wartete nicht darauf, sondern sprach weiter:

[129] „Und nun die Rassenfrage, die ich eigentlich schon damit erledigt habe, daß ich sagte, der Chinese will Chinese bleiben. Ein gelehrter Christ, den man geistreich nennt, hat kürzlich China besucht und ein Buch über uns geschrieben. In diesem steht zu lesen: „Ein Dichter oder Künstler soll auf dem Höhenpunkte seines Schaffens sterben. Thut er das nicht, so geht es mit ihm bergab, und der Schatten seiner späteren Jahre verdunkelt seine Werke. So steht es auch mit den Nationen, und der Chinese hat vergessen, zu sterben, als die geeignete Zeit dazu gekommen war!“ Das mag für europäische Ohren geistreich klingen; es ist aber das grundfalsche Urtheil eines Mannes, welcher glaubt, uns in zwei Worten ebenso abthun zu können, wie er in zwei Monaten das Studium unsers Landes und Volkes vollständig abgethan zu haben glaubt. Wenn sich der Dichter überanstrengt hat, so soll er nicht sterben, sondern tüchtig essen und dann so lange wie möglich schlafen, um neue Kraft zu gewinnen. Thut er das, so wird er nach seinem Erwachen im neuen Vollgeföhle seiner selbst frisch weiterschaffen können. Der Chinese ist so klug gewesen, nicht zu sterben, sondern sich schlafen zu legen. Die Zeit, in welcher er erwacht, kann gestern gewesen sein, kann heut oder morgen kommen. Ich meine nun, für die weiße Rasse sei auch die Zeit nun da, sich von ihren civilisatorischen Anstrengungen auszuruhen, denn es mehren sich die Zeichen, daß sie des Nachdenkens und der Sammlung bedarf. Ihr Körper hat

gelitten; die einzelnen Glieder versagen ihr den Dienst; ihre Gedanken verwirren sich; ihre Empfindungen werden hart; ihr Auge hat sich getrübt, und ihr Ohr vernimmt nicht mehr die Stimmen, die es früher gern und willig hörte. Sie sollte ihre Aufmerksamkeit nicht so sehr nach außen, sondern mehr nach innen richten, um die Schäden zu heilen und die Schwächen zu beseitigen, welche die Folgen der Ermüdung sind. Wenn es im Westen Nacht geworden ist, wird es im Osten Tag. Dort steht der Mensch jetzt vor dem müden Abend; hier aber bricht der frische Morgen an. Wenn die ruhebedürftige Rasse die Gereiztheit ihrer angestregten Nerven für Stärke und den Schlaf der andern Rasse für ein Zeichen der Schwäche hält, so ist es für sie ein Wagnis, die Schläferin gewaltsam aufzuwecken. Man gönne ihr doch ein friedliches Erwachen! Schon graut der Tag, und wir, die wir zur Brüderschaft des Pu gehören, breiten als die ersten, muntern Friedensvögel unsere Schwingen aus, der Sonne entgegenzufliegen und, von ihrem Glanze getragen, zur Heimat zurückzukehren, um ihr das Licht zu bringen, welches wohl der Himmel, aber nicht der Mensch uns giebt. Wir forschen und suchen, und wer mit Liebe und Eifer sucht, der muß die Wahrheit finden. Wir gehen zu den westlichen Völkern, um sie und ihre Kräfte und Absichten kennen zu lernen. Jeder hat sein besonderes Land und seinen besonderen Zweck. Der meine ist erreicht. Erreichen die andern den ihren in derselben Weise, so werden vielleicht [130] die niedrigen Wolken des Morgens blutig erglänzen, aber dann, wenn sie verschwunden sind, wird Friede sein auf Erden, wenigstens bei uns! Beherzigt dann der Christ, was ihm von seinem Herrn befohlen ward, so wird er uns als gleichbegabt und gleichberechtigt anerkennen und unser Bruder sein. Dann mag er zu uns kommen, um bei uns zu wohnen und zu lehren. Den Glauben und die Liebe eines Bruders weist man nicht zurück!"

Jetzt stand er von seinem Sitze auf und wartete eine kleine Weile, ehe er hinzufügte:

„So bin ich also bei meinem Ausgangspunkte wieder angekommen, bei der Liebe. Der Kaukasier lehre uns, ihn zu lieben, ehe uns belehre, nach seiner Art zu beten! Das ist die Antwort, welche wir ihm auf seine „chinesische Frage“ geben, die wir bei uns gar nicht kennen! Ich bin fertig, bin am Ende. Ich habe vorhin gesagt, daß ich jetzt nicht der Besitzer eines Pu, sondern ein Chinese wie jeder andere Chinese sein wolle; als solcher habe ich gesprochen. Das Pu gebietet uns eine andere Sprache, in welcher wir uns heimlich üben, um, ohne bei den Strengerdenkenden anzustoßen, mit dem Europäer in der freundlichen Weise verkehren zu können, die es uns vielleicht ermöglicht, seine gegen uns gerichteten Vorurteile zu überwinden und ihn zu der Ueberzeugung zu bringen, daß eine friedliche Wechselwirkung zwischen unsern beiderseitigen Kulturformen in seinem eigenen Interesse liege. Dazu gehört aber, daß er aufhört, sich als den alleinigen Spender und uns als die alleinigen Almosenempfänger zu betrachten. Wir wissen, daß wir nicht ärmer sind, als er. Betrachtet er sich aber auch fernerhin als den reichen Mann und den Chinesen als den armen Lazarus, so kann es kommen, daß dieses Gleichnis sich an ihm und uns in der Weise zu Ende lebt, wie Christus es einst erzählte. Und selbst wenn es ihm gelänge, aus dem von ihm gegen uns herbeigeführten Kampfe als Sieger hervorzugehen, würden ihn die Folgen sehr bald über die uralte Wahrheit belehren, daß die Seele eines in einem Eroberungskampfe siegenden Volkes niemals die Siegerin, sondern stets und immer die Ueberwundene ist!"

Er trat einige Schritte von mir zurück und bat, indem er sich tief verneigte:

„Verzeihen Sie mir, daß ich den Wunsch hatte, Ihnen zu sagen, was und wie ein Chinese über diese Religions- und Rassenangelegenheit denkt und spricht. Einem „Mandarin des großen Pu“ gegenüber hätte ich es nicht wagen dürfen, dieses Wort unaufgefordert zu ergreifen; da Sie aber nicht dies, sondern nur Deutscher sein wollten, so durfte ich es für erlaubt halten. Sie sollten die nackte, unverfälschte Meinung meines Volkes kennen lernen, weil es mir ist, als ob uns nach der Landung und Trennung in Penang ein Wiedersehen beschieden sei, und weil ich ahne, daß Ihr deutsches Volk uns schneller und besser verstehen lernen werde als diejenigen Völker, deren Seelen [131] anders als die deutsche fühlen. Wenn ich Sie nicht zu Worte kommen ließ, so that ich das nicht aus Unhöflichkeit. Was Sie als Christ und Abendländer mir entgegen würden, das weiß ich ebenso genau, wie Sie es wissen, und ich wollte Ihnen eine Rechtfertigung ersparen, welche zwar volltönend beginnt, aber schließlich doch nur zur Entschuldigung wird. Der Kaukasier befindet sich in einem doppelten Irrtum: er glaubt, uns zu kennen, und er denkt, daß wir ihn nicht kennen. Aber China und die Chinesen sind ihm trotz

der europäisch gefärbten Bücher, nach denen er uns beurteilt, fast ebenso unbekannt geblieben, wie sie es waren, als er sie zum ersten Male sah. Er hat die Eigenart des Geistes nicht begriffen, der treu und schützend, wie der Drache alter Sagen, über unseren Ländern und Gewässern schwebt. Da haben Sie die Bedeutung unseres Nationalsymbolen! In Ihren Augen eine Häßlichkeit, ist dieser Drache für uns ein Hüter tief vergrabener Schätze, dessen wahre Gestalt, jetzt noch unter seltsamer Form verborgen, sich nur dem Auge desjenigen Fremden zeigen wird, welcher nicht kommt, diese Schätze für sich allein zu stehlen, sondern sie mit liebe- und verständnisvoller Hand zum Segen aller an das Tageslicht zu ziehen. Dann, aber auch erst dann wird man beginnen, China kennen zu lernen. Uns aber ist Ihr Westen längst kein Rätsel mehr. Wir haben Augen hingesandt, unerbittlich scharf und unbefangene blickende Augen, und diesen Augen ist nichts entgangen, was sie sehen mußten, um die uns drohende Gefahr in ihrem ganzen Umfange zu erkennen, aber auch die Schwächen derer, die uns meistern wollen, alle zu durchschauen. Und wer bei gleicher Kraft im Kampf den andern besser kennt, der braucht sich nicht zu fürchten!"

Nun legte er die Hände zusammen, hob sie bis zur Stirn empor, verbeugte sich und ging. -

Das war eine sonderbare Unterredung gewesen, oder vielmehr keine Unterredung, weil ich doch nicht eine Silbe gesprochen hatte! Welch eine so ganz bedenkenlose Aufrichtigkeit! Wie hätte sich wohl ein anderer Europäer verhalten, wenn er an meiner Stelle gewesen wäre?! Ebenso still wie ich? Fast möchte ich es glauben. Gegenbehauptungen hätten ihm nichts genützt, denn dieser kleine Fang war so scharfsinnig und so wohlunterrichtet, daß man bei seinen Ausführungen sich beinahe als eine Verkörperung der Schwächen fühlte, von denen er gesprochen hatte. Und für mich lag noch ein anderer Grund zum Schweigen vor: es kam mir vor allen Dingen darauf an, ihm möglichst viel über die geheime Verbindung abzulauschen, und wer lauschen will, der soll nicht sprechen.

Meine Ausbeute war in materieller Beziehung so viel wie Null; aber ich hatte erfahren, daß der Zweck der Gesellschaft ein friedensfreundlicher sei. Trotzdem schien die Disciplin mit großer Strenge gehandhabt zu werden; das ersah ich aus der Unterwürfigkeit Fangs, und das [132] ging auch aus seiner Bemerkung, als er in Point de Galle mein Pu hatte liegen sehen, hervor, daß es sich unter Umständen um mein Leben handle. So ganz unverfänglich war die Sache für mich nicht!

Als es Morgen geworden war, sah ich, daß wir uns in der Straße von Malakka befanden. Am südlichen Horizonte trat die Diamantspitze von Sumatra hervor; wir näherten uns Penang.

Die Passagiere kamen alle an Deck, wie es ja immer ist, wenn man sich einem Hafen nähert. Sejjid Omar brachte schon unser Gepäck getragen; er liebte es, stets als der erste bereit zu sein, und es gehörte bei ihm zu den Unmöglichkeiten, irgend einen Aufbruch oder eine Abfahrt zu versäumen.

„Was wohnen für Leute in Penang, Sihdi?“ fragte er mich, indem er ein pfißiges Gesicht zog. Er schien etwas im Hinterhalte zu haben.

„Europäer, aber sehr wenig, ferner Hindu, Parsen, Chinesen, von diesen sehr viel, und Malaien.“

„Also wirklich Malaien?“

„Ja. Interessiert dich das? Du kannst ja nicht mit ihnen sprechen!“

[„] Ich? Nicht sprechen?“ rief er aus. „Darf ich als Malaie kommen und bei dir anklopfen?“

„Ja.“

„Gut! Du bist ein Schneider und heißt Kadaja. Paß auf!“

Er machte die Bewegung des Anklopfens und Hereinkommens und sagte dann:

„Salamat pagi tuwan! Apa kowe ada tukang mendjahit namanja Kadaja - guten Morgen, Herr! Sind Sie der Schneider Kadaja?“

„Saja tuwan - ja,“ antwortete ich.

„Apa kowe bisa mendjahit satu tjelana - können Sie mir eine Hose machen?“

„Saja tuwan - ja.“

„Brapa kowe minta terri satu tjelana - wieviel verlangen Sie für eine Hose?“

„Tiga ratus rupijah wolanda - dreihundert Gulden holländisch,“ antwortete ich, indem ich das Lachen verbiß.

Da sagte er zunächst nichts, sann sehr ernst nach, legte die Zeigefinger zählend auf einander, murmelte halblaut die Zahlen dazu, dann lachte er plötzlich laut auf und rief aus, indem er aus dem Malaischen in das Arabische

fiel:

„Nein, Sihdi, das kannst du nicht von mir verlangen. Für eine Hose gebe ich dir nicht dreihundert Gulden. Das ist mir doch zu viel!“

„Gut, also mache ich dir keine! Wo hast du denn diese malaischen Worte her?“

„Von zwei Schneidern, welche Malaien waren und in Colombo neben meinem Gasthause wohnten und flickten. Ich habe viel mit ihnen gesprochen. Aber die ma-
[133] laische [malaische] Sprache hat auch nur Redensarten, die man auswendig lernen muß, wenn man sie sprechen will. Und diese Leute gefallen mir nicht; sie zanken sich so gern!“

In diesem Augenblicke ertönte von der anderen Seite unsers Deckes her ein Schrei.

„Mann über Bord!“ brüllte ein Matrose drüben.

Wir eilten hinüber und erfuhren, daß es sich um einen der sechs Engländer handelte. Diese waren aus ihren Kojen auch herausgekommen und hatten verlangt, daß man die Sonnengardinen niederlasse. Jedes diese südlichen Meere befahrende Schiff ist nämlich nicht nur mit einem Sonnendache, sondern auch mit Back- und Steuerbordleinwand versehen, welche man auf der Seite, wo die Sonne steht, niederläßt, um Schatten zu haben. Nun war es aber heute noch so früh am Tage, von Hitze keine Rede, und außerdem hatten wir bis nach Penang nur noch eine Stunde; es wäre also schade um die Arbeit gewesen, ganz abgesehen davon, daß die Matrosen jetzt, so kurz vor dem Hafen, mehr zu thun hatten, als des überflüssigen Wunsches launenhafter Passagiere wegen auf der Regelung herumzuklettern. Die Leinwand ist des Windes wegen natürlich sehr fest angeknötet, und es erfordert Zeit, sie loszubekommen. Aber die Englishmen hatten sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß sie heruntergelassen werden müsse, und da ihnen kein Matrose gehorchte, so setzten sie [134] ihren Willen eigenmächtig durch, indem sie, was übrigens den Passagieren verboten war, auf die Regelung stiegen, um die Leinwand loszubinden. Der lauteste von ihnen, derselbe, welcher in Point de Galle den Vorschlag gemacht hatte, den Chinesen in ihr Zimmer zu zerren, hatte dabei die Balance verloren und war in die See gestürzt. Auf den Schrei, der hierauf erfolgte, war der Quarterdienst sofort nach dem Bug geeilt, um den dort hängenden Rettungsring hinabzuwerfen, und der Offizier vom Dienst erteilte ebenso schnell den Maschinisten die nötigen Befehle. Das Schiff hat an die Unglücksstelle zurückzukehren, was dadurch geschieht, daß es einen Bogen steuert. Aber die Kraft der Beharrung ist nicht plötzlich zu überwinden, und man hat selbst im allergünstigsten Falle zwei bis drei Minuten zu rechnen, ehe es den betreffenden Punkt wieder erreicht. Inzwischen wird der über Bord Gestürzte, wenn er kein guter Schwimmer ist und die Rettungsboje nicht ergriffen hat, ertrunken sein. Es gilt aber, zu bedenken, daß das Schiff von dem Augenblicke des Unfalles an, bis diese Boje geworfen wird, einen so bedeutenden Weg zurücklegt, daß der Verunglückte sich weit hinter dieser Boje im Wasser befindet und sie, falls er nicht Schwimmer ist, auch nicht erreichen wird.

Dieser Fall lag hier vor. Gerade als wir hinüberkamen, flog der Korkring über Bord, aber der Engländer tauchte weit, weit hinter ihm aus dem Wasser auf, warf die Arme in die Luft und verschwand dann wieder.

„Er kann nicht schwimmen?“ rief ich seinen Gefährten zu.

„Nein. Er ist verloren!“ antworteten sie alle.

Da warf ich meinen Hut weg, riß den Rock herunter und - - {“}

„Nein, du nicht, sondern ich, Sihdi! Soll einer von uns ertrinken, dann lieber ich als du!“

Indem Sejjid Omar dies sagte, schleuderte er die Pantoffel von den Füßen, warf den Kaftan ab und schwang sich auf die Regelung.

„Kannst du denn schw - - -“

„Ja!“ rief er, noch ehe ich die Frage ausgesprochen hatte.

„Nimm dich vor Haifischen in acht!“ konnte ich ihn noch warnen. Gerade jene Küstenwasser sind dieser gefräßigen Tiere wegen berüchtigt.

„Labbehk, Allah, labbehk - hier bin ich, Gott, hier bin ich!“

So rufen die muhamedanischen Pilger, wenn sie Mekka vor sich liegen sehen; so ruft der Moslem, wenn er [135] eine Gefahr, ein Wagnis auf sich nimmt; so rief auch mein Sejjid Omar; dann stürzte er sich hinunter in die Flut. Ein Schwung brachte nun auch mich auf die Regelung. Ich war entschlossen, nachzuspringen, falls sich nicht herausstelle, daß er ein ganz vorzüglicher Schwimmer sei.

Das Gewicht des Sprunges hatte ihn natürlich unter Wasser gebracht; jetzt tauchte er wieder auf. Er gab sich eine Viertelwendung und schwamm auf der

rechten Seite, weit und sicher ausgreifend, kräftig und ruhig nachstoßend. Ich sah, daß ich keine Angst um ihn zu haben brauchte. Die Wendung ermöglichte es ihm, mich stehen zu sehen.

„Bleib oben, Sihdi!“ erscholl seine Stimme. „Allah ist bei mir!“

„Schau auf das weiße Tuch, und schwimm so, wie ich es dir zeige!“ Das konnte ich ihm noch zurufen, dann kam er außer Hörweite.

Ich sprang wieder herab, hin zu den Vögeln, wo der Tisch des Kapitäns stand. Es lag auf ihm ein weißes Tafeltuch. Ich nahm es und eilte wieder an die Brüstung. Der Sejjid war klug; er schwamm ganz genau im Sog, dem Wasserstreifen, den die Bewegung der Räder oder der Schiffsschraube hinter sich zurückläßt. Es schwimmt sich da zwar schwerer als auf ruhigem Wasser, aber dieser Streifen bot Omar die einzige Möglichkeit, sich zu orientieren und nach der betreffenden Stelle zurückfinden.

Jetzt hatte er den Rettungsring erreicht und zog ihn an sich. Aber den Engländer konnte er nicht sehen. Selbst wenn dieser hätte schwimmen können, wäre es beiden unmöglich gewesen, einander zu erblicken. Auch ich sah ihn nicht. Hatte die Tiefe ihn schon hinabgezogen?

Der zweite Offizier stand neben mir, das Glas in der Hand. Ich nahm es ihm, ohne mir Zeit zur Bitte zu lassen, weg und sprang nach den Mittelwanten, das Tuch natürlich mitnehmend. Schnell hinauf nach dem Ausguck, der sich von den Herren Landratten „Mastkorb“ nennen lassen muß! Da oben stand ich nun hoch genug. Ich sah Omar, und er mußte auch mich, wenigstens mein weißes Tuch sehen. Sein heller Kopfbund stach von dem dunklen Wasser ab. Nun richtete ich suchend das Glas weiter auf das Sog hinaus, welches sich dort zu beruhigen und zu verbreitern begann. Da sah ich einen Gegenstand, welcher mehr bewegt wurde, als daß er sich selbst bewegte. Hoffentlich war das der Engländer! Ich wehte mit dem Tuche nach der Richtung, in welcher sich dieser Gegenstand von dem Sejjid befand, und sah, daß ich von diesem verstanden wurde; er folgte dieser Richtung; zwar wich er, da die Wasserfläche seinem Blicke keinen Anhalt bot, einige Male von ihr [136] ab, verbesserte aber diese Irrtümer infolge meiner Winke und so gelang es ihm, den Körper zu erreichen, der sich in größter Gefahr befand, denn er verschwand so oft unter Wasser, daß jedes Wiederuntertauchen das letzte sein konnte.

Nun darf man nicht meinen, daß wir während dieser Zeit Omar und den Verunglückten immer hinter uns hatten. Der Dampfer war ja umgekehrt und machte einen Bogen; daher kam es, daß wir auf dem letzten Teile dieses Bogens gerade auf sie zuhielten. Inzwischen war das auszulegende Boot in den Daviden klar geworden, und der Dampfer stoppte, um es niederzulassen. Omar hatte den Kopf durch die Leine des Rettungsringes gesteckt, so daß er diesen unter dem Rücken hatte und mit dem Gesicht nach oben schwamm – ein lobenswert pfiffiger Gedanke! Der Engländer lag quer über ihm, vollständig bewegungslos. So kam der Brave auf uns zugeschwommen. Man nahm beide in das Boot auf, welches wieder emporgewunden wurde, ohne einen Ruderschlag gethan zu haben. Es hätte also auch das Fallreep genügt. Das Schiff nahm die unterbrochene Fahrt wieder auf.

Natürlich stand alles, was auf dem ersten Platze Zutritt hatte, da, um den aktiven und passiven Helden dieses Vorkommnisses zu empfangen. Der passive, welcher tot zu sein schien, wurde unter Aufsicht des Schiffsarztes sofort hinuntergeschafft; um den Sejjid aber entstand ein bewunderndes Gedränge, dem er sich jedoch schnell entzog. Er holte seinen Kaftan und seine Pantoffel und verschwand nach dem Vorderdeck, um ein trockenes Unterkleid anzulegen. Dann kehrte er zurück. Der Kapitän und die Offiziere drückten ihm die Hände; die Passagiere folgten diesem Beispiele; die Matrosen nickten ihm mit vertraulichem Lächeln ihre Bewunderung zu; aber die fünf Englishmen, welchen der Arzt verwehrt hatte, ihren Genossen hinabzubegleiten, standen von fern und schienen den Retter desselben gar nicht zu sehen.

„Nun, Sihdi, kann ich schwimmen?“ fragte er, als er zu mir kam.

„Vortrefflich, Omar, vortrefflich!“ antwortete ich. „Du hast es im Nil gelernt?“

„Ja. Aber so oft ich nach Port Saïd kam, bin ich im [137] Meere weit über den Franzosen hinausgeschwommen. Es ist so schön, zu wissen, daß man nicht untergeht!“

Mit diesem „Franzosen“ meinte er das über lebensgroße Standbild, welches man Lesseps, dem Schöpfer des Suezkanals, dort mitten in brandenden Wogen errichtet hat.

„Aber gefressen kann man werden! Nimm dich später in Port Saïd in acht! Mir selbst ist es mitten im Hafen zweimal passiert, daß ein Haifisch an meinem Boote vorüberschwamm.“

„O, Sihdi, wenn Allah nicht will, so darf sogar der Haifisch nicht! Der Islam glaubt an zwei Engel, die stets bei jedem Menschen sind. Dieser sieht sie zwar nicht, aber sie schützen ihn in jeder Not und Gefahr, und ihr Schutz hat nur dann keine Kraft, wenn der Mensch aufgehört hat, gut zu sein. Weißt du, Sihdi, ich denke, diese beiden Engel sind es, die den Engländer aus dem Wasser geholt haben; nicht ich bin es gewesen. Sie haben es durch meine Hand gethan, weil ich schwimmen kann. Ob er gerettet ist, weiß ich nicht. Als ich ihn erreichte, war kein Leben mehr in ihm; er wurde vom Wasser wie ein Stück Holz hin und her [138] geworfen. Aber ich würde mich sehr freuen, wenn er erwachte!“

„Unser Feind!“ warf ich ein.

„Das ist er nicht mehr. Wir haben ihn die Treppe hinuntergeworfen; das war die Strafe. Und wenn die Strafe vorüber ist, so ist auch die That vorüber; man darf nicht mehr an sie denken. Wozu wäre denn die Strafe, wenn die That noch bliebe? So denke ich, Sihdi! Denkt ihr Christen etwa anders? Werft ihr einem Manne, welcher bestraft worden ist, die Strafe und die That später noch vor? Und nun ich diesem Inglis nachgeschwommen bin, um ihn zu retten, ist es mir, als ob das Andenken an seine Ungezogenheit da draußen im Wasser ertrunken sei. Kann man einem Menschen Gutes erweisen und dann noch böß über ihn denken?“

Ich gestehe offen: als er das sagte, schämte sich etwas in mir, dem Europäer und Christen, vor ihm, dem Araber und Muhammedaner. Und dieser so richtig fühlende und edel denkende Afrikaner war - - - „ein Eselsjunge!“

Der Arzt kam nicht eher wieder herauf, als bis wir im Hafen von Penang Anker warfen. Es waren eine ganze Stunde lang künstliche Bewegungen notwendig gewesen, um den Atem wieder zu beleben, doch nun erfuhren wir, daß der Patient gerettet sei.

„Jetzt schläft er und wird in einigen Stunden an das Land gehen können,“ meinte der Doktor. „Aber es steht außer allem Zweifel, daß er sein Leben Ihrem Araber verdankt. Das habe ich ihm gesagt, als er für kurze Zeit erwachte. Omar hat ihn so lange über Wasser gehalten, bis wir kamen; hätte er das nicht gethan, so wären wir eben - - - zu spät gekommen.“

Als der Sejjid mich fragte, wo wir wohnen würden, zeigte ich ihm das „East and Oriental Hotel“, welches wir im Schatten hoch- und vollwipfeligter Bäume von unserm Ankerplatze aus am nahen Strande liegen sahen. Aber trotz dieser Nähe mußten wir nach der Landung per Rickschah einen weiten Umweg durch einen großen Teil der Stadt machen, um nach diesem Hause zu gelangen.

Mein Abschied vom Kapitän war herzlich. Es ist nun einmal so, ich habe ein Faible für jeden Oesterreicher, und wer das für einen Fehler hält, der mag ihn mir verzeihen! Freilich, wenn man mich fragte, für welche Nationalität ich kein Faible habe, so käme ich wohl in Verlegenheit, denn ich bin ihnen allen, allen gut. Und das soll man ja wohl auch!

Ich hatte gedacht, Sejjid Omar würde wohl nicht gern eher vom Schiffe [139] gehen, als bis sich der Engländer sehen ließ. Einen Dank hatte er verdient, und es wäre ganz menschlich gewesen, so lange an Bord zu bleiben, bis er ihn bekommen würde - - ein freundliches, anerkennendes Wort, nichts weiter. Aber er schien gar nicht daran zu denken und war von allen Passagieren der erste, welcher nach einem der vielen eigenartig gebauten, bunt bemalten Landungsboote rief. Daß er dies malaisch that, versteht sich ganz von selbst; er hatte die dazu nötigen Worte auswendig gelernt.

Hier waren unsere Rickschahmänner nicht Singhalesen oder Tamilen, sondern Indochinesen, die er mit einem kräftigen „Tsching tsching“²⁸, was er aber „Tsing tsing“ hätte aussprechen sollen, begrüßte. Es waren echte, kräftige untersetzte Kuligestalten mit riesigen Hüten auf den Köpfen, doch hatten sie beileibe keine kompliziertere Toilette als unsere Rickschahmänner ceylonesischen Angedenkens. Nur darf ich nicht vergessen, zu erwähnen, daß dort in Colombo der Zopf sehr elegant mit einem Kamme auf dem Kopf befestigt war, während er hier in Penang in Gestalt eines von den Motten verheerten Meerkatzenschwanzes auf dem Rücken hin- und herpendelte.

Das East and Oriental Hotel besteht aus zwei Abteilungen, einer einheimischen und einer europäischen. Die letztere habe ich, den Speisesaal ausgenommen, gar

²⁸ „Heil, heil!“ der chinesische Gruß.

nicht betreten, denn ich lasse mich nicht gern zwingen, jeden Tag volle vierundzwanzig Stunden lang nur immer Lord und gar nichts anderes zu sein. Die andere Abteilung, eine sehr in Ruhe gelassene Dependence, liegt seitwärts, lang gestreckt an einem schmalen Garten hin, den herrlich bewipfelte Bäume einfassen. Gleich hinter diesen Schattenspendern rauscht Tag und Nacht die See am Strand empor, und es ist so wunderbar, so wenige Schritte von ihr im Wachen und im Träume unausgesetzt das mächtige Recitativ „Ihn preisen alle Meere“ aus dem von Gottesengeln komponierten Oratorium „Das Halleluja der Schöpfung“ erklingen zu hören. Die Natur spricht nicht in artikulierten Worten zu uns, weil ihre Sprache nicht für das Ohr, sondern für das Herz berechnet ist; ihre Laute sollen in die Tiefe dringen, weil sie aus der Höhe kommen; wer ihnen aber die Tiefen seines Innern verschließt, für den werden jene Höhen, aus denen sie erschallen, nicht vorhanden sein!

Die Dependence war so wenig besetzt, daß es mir freistand, unter den vorhandenen Wohnungen nach meinem Belieben die Wahl zu treffen. Jedes einzelne Logis nimmt einen Querschnitt durch das ganze Gebäude ein und besteht aus mehreren Räumen. Vorn liegt der Garten, von dem aus man in das orientalisches ausgestattete Vorzimmer tritt; dann folgt das geräumige, immer kühle Wohngemach, aus welchem man nach hinten in einen Flur kommt, der auf der einen Seite nach der Badestube und auf der [140] andern nach den Toilettenräumen führt. Hieran schließt sich ein wohlgepflegter Blumengarten, innerhalb dessen Einfassung sich die lieblichen oder auch stolz-schönen Vertreterinnen der hinterindischen Flora durch die Augen in die Herzen schmeicheln. Das alles steht jedem einzelnen, für sich wohnenden Gäste zur Verfügung. Man sieht, es wird mit den Quadratmetern nicht gespart, und wem das zu splendid erscheint, den kann ich durch die gewichtige Versicherung beruhigen, daß später durch die Rechnung alles ausgeglichen wird. Es steht im Buche der „Gesunden Vernunft“ geschrieben, daß kein Hotelbesitzer mehr liefert, als er sich bezahlen läßt.

Dieses Nebengebäude hat ein Stockwerk mit ganz ebenso angeordneten Räumlichkeiten. Es stand vollständig leer, und da ich unten keine Nachbarn neben mir hatte, so wohnte ich so still und ungestört, wie ich nur wünschen konnte. Für Sejjid Omar brauchte ich keinen besonderen Raum, denn er erklärte, in meinem Vorzimmer schlafen zu wollen. Er that dies aus Anhänglichkeit zu mir; die Leitung des Hotels aber hatte das, wie ich später bemerkte, als eine nach ihrer Ansicht übel angebrachte Sparsamkeit aufgefaßt, infolge deren sie nun nicht recht wußte, woran sie mit mir war. Mit einem eigenen arabischen Diener kann doch wohl nur ein wohlhabender Mann reisen; aber wenn für das Logis dieses Dieners nichts ausgegeben wird und nur so wenig Gepäck vorhanden ist, wie ich besaß, so hat man in einem englisch dirigierten Hotel allerersten Ranges Veranlassung, dem betreffenden Gast ja nicht zu viele Verbeugungen zu machen. Mir aber war das eben recht. Es ist mir niemals eingefallen, nur um im Gasthause zu imponieren, eine Menge überflüssigen Gepäcks mit mir herumzuschleppen.

Der erste Beweis, daß ich nicht als erstklassig galt, wurde mir zu Mittag geliefert. Man unterließ es, mir zu melden, daß zur Tafel gegangen werde. Das Zeichen, welches mit dem Gong gegeben wird, war wegen der Entfernung nicht zu hören. Omar aber war eben in dem Hauptgebäude gewesen und benachrichtigte mich.

„Die Herren sind alle unter schwarz und oben weiß mit einer Spitze hinten,“ sagte er, „und die Damen haben ihre Koffer leer gemacht und alles an sich aufgehängt.“

Man geht nämlich in Indien gern in schwarzer Hose und kurzer, weißleinener Jacke, deren schößeloser Rand eng an der Taille liegt und hinten eine Schneppe hat, zum Frühstückstische. So knabenhaft das aussieht, es wird von den Touristen nachgemacht. Man giebt auf solche Aeußerlichkeiten sehr viel, und wer sich von ihnen ausschließt, der darf nicht erwarten, als „fair“ behandelt zu werden; es wird über ihn hinweggesehen wie über eine leere Stelle, an welcher sich niemand befindet.

Es gab keine langen Tafeln, sondern nur einzeln stehende Tische im Speisesaale; das „my house is my castle“ wird gerade von denen, welche keine andere als [141] nur ihre Koffer-Schlösser besitzen, am augenfälligsten zur Schau gelegt. Jeder Tisch wurde von zwei Eingeborenen bedient, welche in lange, weiße Gewänder gekleidet waren und rote Shawls um die Hüften gewunden hatten. Das sah sehr sauber und außerdem sehr vornehm aus. Es war mir nicht eingefallen, meinen bequemen, weißen Reiseanzug abzulegen; man beachtete mich also nicht, und das war mir eben recht. Ich ging dorthin, wo es zwei leere Tische gab, und

setzte mich an einem derselben nieder.

Kurze Zeit nach mir trat eine Gruppe bekannter Personen in den Saal - - die sechs Engländer, welche mit uns von Colombo gekommen waren und nun, wie es schien, auch hier wohnten. Sie ließen sich, um mehr Platz zu haben, zwei Tische zusammenstellen und hatten es sich bequem gemacht, als einer von ihnen mich sitzen sah. Ich saß mit dem Gesicht nach ihnen gerichtet und bemerkte, daß sie hierauf von mir sprachen. Sie schienen sich zu beraten; dann stand der, welchen Omar gerettet hatte, auf und kam zu mir her. Seine Schritte waren sichtlich zögernd, und in seinen Zügen lag der Ausdruck einer Verlegenheit, welche er nicht ganz überwinden konnte. Bei mir angekommen, verbeugte er sich sehr formell und sagte:

„Gestatten Sie, mein Herr! Ich heißt Dilke und bin Edelmann.“

Ich stand auf, verbeugte mich in derselben Weise und nannte meinen Namen. Er hatte deutsch gesprochen wenn auch nicht fließend, aber doch nicht schlecht.

„Meine Kameraden sind auch Engländer und Edelleute,“ fuhr er fort. „Sie haben nicht gesagt, was Sie sind - - -?“

„Ich bin hier fremd,“ antwortete ich, „weißt aber trotzdem ganz genau, welche Verpflichtungen Ihre gesellschaftliche Stellung mit sich bringt.“

Seine Schläfen röteten sich ein wenig; er beherrschte sich aber und sprach ruhig weiter:

„Ich habe im Anschlusse an diese Ihre Bemerkung eine Bitte auszusprechen. Wo befindet sich jetzt, in diesem Augenblicke, Ihr arabischer Diener, welcher, glaube ich, Sejjid Omar heißt?“

„Das ist allerdings sein Name. Er ist drüben in der Dependence, wo ich wohne.“

„Gestatten Sie mir, hinüberzugehen, um ihn einzuladen? Wir wünschen, daß er mit uns speise.“

Das hatte ich nicht erwartet! Er schien diesen Gedanken auf meinem Gesicht zu lesen, denn er fügte lächelnd hinzu:

„Wir haben, ganz abgesehen davon, daß ich ihm mein Leben verdanke, eine Angelegenheit in das Gleichgewicht zu bringen, welche uns nach meinem Sturze in das Wasser höchst peinlich geworden ist. Auch Sie sind mit von ihr berührt, mein Herr. Meine Kameraden haben mich zu [142] Ihnen gesandt, um Sie zu ersuchen, jenen Abend in Point de Galle zu vergessen!“

Er sah mich erwartungsvoll an. Da gab ich ihm die Hand und sprach:

„Mr. Dilke, Sie sind wirklich ein edler, ein tapferer Mann, der es fertig gebracht hat, sich selbst zu besiegen. Das ist schwer, sehr schwer! Ich achte Sie. Sagen Sie Ihren Kameraden, daß alles ausgestrichen ist.“

„Wirklich?“ fragte er im Tone der Erleichterung.

„Ganz gewiß!“

„Wir danken Ihnen herzlich! Ich will Ihnen nicht verschweigen, daß wir in Besorgnis vor General Needler waren, welcher mit seinen Damen hier im Hotel wohnt. Er ist ein sehr guter Herr, denkt aber über gewisse Dinge strenger, als wir jungen Leute denken. Der Zufall könnte uns da sehr leicht in eine fatale Lage bringen. Ich freue mich darum sehr darüber, daß Sie vergessen wollen. Also ich darf Ihren Diener zu uns holen?“

„Ja. Aber sagen Sie ihm, daß ich Ihre Einladung genehmige, sonst geht er nicht mit. Er gehört dem ältesten muhammedanischen Adel an und hält es nicht etwa für eine Herablassung von Ihnen, wenn Sie ihn zu sich laden!“

„Ich danke!“

Er ging zunächst zu seinen Gefährten, um ihnen mitzuteilen, was ich gesagt hatte; dann verließ er den Saal. Er war kaum hinaus, so kam ein Herr mit zwei Damen, jedenfalls Vater, Mutter und Tochter. Er war schon alt, trug sich aber militärisch grad und stramm. Die Dienerschaft flog. Es war ihm ein Tisch reserviert worden, welcher ganz in der Nähe dessen stand, an welchem die Herren saßen. Als er sich ihnen näherte, standen sie auf. Er grüßte gütig zu ihnen hinab. Wahrscheinlich war das der General, von welchem Dilke gesprochen hatte.

Als dieser meinen Omar brachte, kam letzterer auf mich zu und fragte:

„Erlaubst du es wirklich, Sihdi, daß ich mit diesen Engländern speise?“

„Ja. Sie haben um Verzeihung gebeten.“

„Mich auch. Ich werde also genau so thun, als ob das Hotel in Point de Galle gar keine Treppe gehabt habe, welche man hinuntergeworfen werden kann.“

Nun ging er hin und wurde ersucht, seinen Platz neben Dilke zu nehmen.

Sein Erscheinen war erst fast kaum beachtet worden; aber als er nun bei den Englishmen saß und genau so wie sie bedient wurde, wendete sich ihm die

allgemeine Aufmerksamkeit zu. Man fragte die Kellner; man erfuhr, daß er nichts, als ein Diener sei; das erregte außerordentliche Verwunderung. Auch der General erkundigte sich bei der Dienerschaft. Er warf einen forschenden Blick auf mich und sah dann zu Omar hinüber, hieraus schloß [143] ich auf die Antwort, die man ihm gegeben hatte. Dann winkte er Dilke zu sich. Dieser erstattete in achtungsvoller Haltung einen längeren Bericht, welcher besonders die beiden Damen zu interessieren schien. Sie schauten jetzt mit ganz andern Augen zu Omar hin und beobachteten ihn, als Dilke mit zustimmenden Worten entlassen war, mit unausgesetztem, freundlichem Interesse.

Nun muß ich sagen, daß der Sejjid zwar am liebsten auf arabische Weise, also mit den zehn Fingern, aß; aber seit er bei mir war, hatte er gelernt, auch mit dem Besteck in der Weise umzugehen, als ob er das von Jugend auf gar nicht anders gewohnt sei. Die tiefe, ernste Feierlichkeit, welche dann jede seiner Handbewegungen charakterisierte, war für jeden andern einfach unerreichbar. So auch hier! Er saß in einer Haltung zwischen den Englishmen, als ob nicht sie ihn, sonder er sie zu Gaste geladen habe, und benahm sich zwar sehr freundlich, aber dabei so gesetzt und würdevoll, daß es ihnen gewiß nicht einfallen konnte, ihn als den Beschenkten zu betrachten. Dem unverdorbenen Orientalen ist jene ungekünstelte Unnahbarkeit eigen, welche auch sein Land, nicht aber der Occident besitzt.

Obwohl ich wußte, daß mein Omar nicht den geringsten Fehler begehen werde, aß ich doch sehr langsam, [144] um den Saal nicht eher als er zu verlassen. Aber es gelang mir nicht, diesem Vorsatze treu zu bleiben, und daran waren die Generalin und ihre Tochter schuld. Ein Araber, welcher einen englischen Lord aus der See gerettet hat, ist eine Persönlichkeit, für welche man sich selbst als sonst sehr zurückhaltende Lady interessieren darf. Und wenn dieser Araber eine solche Gestalt, ein solches Gesicht und ein so wohlanständiges, unaufdringliches Benehmen wie mein Sejjid hat, so kann man es sich sogar gestatten, ihn ohne alle gesellschaftlichen Befürchtungen zu sich kommen zu lassen. Mutter und Tochter waren beide wohl gutherzige Damen, dazu vielleicht ein wenig wißbegierig, kurz, ich sah, daß sie den General so lange mit einer sich auf Omar beziehenden Bitte bearbeiteten, bis er nach längerem Sträuben seine Zustimmung gab. Als die sechs Herrn sich nach Tische erhoben und ihrem Gaste die Hände reichten, winkte er diesen zu sich und sagte ihm einige Worte. Ich hörte Omars Erwiderung:

„Ja, ich will den Kaffee gern mit Ihnen trinken, muß aber vorher „unsern Herrn“ dort um Erlaubnis fragen.“

Da winkte ich ihm diese Erlaubnis zu und entfernte mich in der Ueberzeugung, daß er von heute an die „Inglis“ anders beurteilen werde, als er es bisher gethan hatte.

Drittes Kapitel.

Am Thore Chinas.

Dem mit dem Dampfer nach dem Osten kommenden Reisenden treten hier in Penang zum ersten Male chinesische Gestalten, Formen und Gebräuche in der Weise entgegen, daß sein Auge von ihnen gefesselt wird. Er findet das, was er sieht, so überaus fremdartig, seinem gewohnten Fühlen und Denken so fern liegend, daß er sich unwillkürlich fragt, ob es ihm möglich sein werde, unter diesen neuen Eindrücken der Alte zu bleiben. Und er hatte ein Recht, einen schwerwiegenden Grund zu dieser Frage, weil allen diesen Erscheinungen eine Lebensfülle, eine strotzende Kraft, eine überzeugende Selbstverständlichkeit innewohnt, durch welche die Ansicht, daß es sich um altersschwache, kranke Zustände handle, schon in den ersten Stunden arg erschüttert wird.

Freilich, wer ein so groß, dick und fett gepflegtes Vorurteil mit sich bringt, daß sein klares, unparteiisches Urteil von diesem gefräßigen Behemoth vollständig verschlungen worden ist, der wird hier, an der Außenpforte der chinesischen Welt, nichts als den oberflächlichen Eindruck verspüren, daß er

jetzt den ersten Schritt in das Land die Bizarritäten gethan habe.

Von den ersten Kinderschuhen an hat man durch alle Klassen der Volks- und höheren und höchsten Schulen über die Chinesen nichts anderes gehört, als daß sie wunderlich gewordene, verschrobene Menschen seien, über welche die Weltgeschichte schon längst den Fluch der Lächerlichkeit ausgesprochen habe. In unzähligen Büchern, Zeitungen [145] und sonstigen Veröffentlichungen wird dieses billige Urteil breiter und immer breiter getreten; man atmet es ein; man schluckt es hinunter; es wird mit in Chymus und Chylus verwandelt; es geht auf die Knochen, in Fleisch und Blut über und bildet ein so unausrottbares Bestandteil unserer geistigen Existenz, daß wir gar nicht auf den Gedanken kommen, zu fragen, ob es ein wahres und also berechtigtes sei. Ich erlaube mir, meinem Gedankengange durch die Bemerkung vorzugreifen, daß es den Chinesen ganz in derselben Weise auch mit uns ergeht: sie bekommen von den Kinderjahren an bis in das Greisenalter über uns nur immer die eine, einzige Lehre wiederholt, daß wir wunderliche Narren seien, mit denen die Weltgeschichte nichts mehr anzufangen wisse, weil wir an sie die unerhörte Forderung stellen, uns für ihre Lieblinge zu erklären und die andern Nationen vollständig fallen zu lassen. Mit andern Worten, die Chinesen halten uns für ganz dieselben Thoren, die sie in unsern Augen sind.

Wer mit einer solchen, förmlich in das Wesen übergegangenen Ansicht nach dem Osten kommt, von dem ist nicht anzunehmen, daß er so bald andern Sinnes zu machen sei. Er kann sich jahrelang in China aufhalten und wird nicht nur ganz der Alte bleiben, sondern vielleicht gar noch schroffer als früher denken, wenn seine Voraussetzungen, daß er mit seinen Ideen das weite, fremde Land im Sturm erobern könne, nicht in Erfüllung gehen. Es giebt keiner von beiden nach, und so bleiben beide, wie sie sind. Nur eins ist nicht geblieben: die Erbitterung ist größer geworden! Das ist die einfache Erklärung der sonst unbegreiflichen Thatsache, daß Leute, welche ein halbes, ja gar ein ganzes Menschenalter in China zugebracht haben und also wohl mit Recht behaupten, Land und Leute genau zu kennen, dieses Land und diese Leute genau noch ebenso falsch beurteilen wie einer, der niemals dort gewesen ist. Ihre Kenntnis ist - - - Photographie! Ihr ganzes, vielleicht außerordentlich reiches Wissen besteht aus leb- und seelenlosen Kamerabildern, welche in den aus Europa mitgebrachten Apparaten entstanden sind. Aus dem Vorurteile der kaukasischen Rasse werden die Films geschnitten, denen man die Unmöglichkeit zumutet, uns die chinesische Volksseele in allen, auch ihren tiefsten und geheimnisvollsten Regungen, treu, wahr und aufrichtig darzustellen. Ist es für den Menschen denn gar so schwer, dem Bruder auch eine berechnete Eigenart, eine gleichwertige Individualität zuzutrauen? Muß denn jeder, der sich erlaubt, anders zu sein, darum gleich als inferior gedacht werden? Man beobachte den Europäer, wie er aus hochmütigen Augen im fremden Lande um sich schaut! Der Schiffsjunge, welcher jetzt wegen unheilbarer Dummheit vom Maate mit dem Tau verhauen wird, geht eine Viertelstunde später mit dem erhebenden Bewußtsein an das Land, daß alle Malaien und Chinesen Penangs nicht wert seien, ihm die oxsenledernen Stiefel zu schmieren, und zwar nur deshalb, weil [146] er ein Kaukasier aus Dorf Klapperschnalle ist! Ich hatte eine liebe, alte, gute Großmutter, die sagte mir, als ich bereit stand, in die Welt zu gehen: „Bilde dir ja nie ein, daß du besser seist als andere Leute! Hinter jedem Menschen, mit dem du sprichst, steht sein Engel. Du kannst ihn nicht sehen; aber er ist da; er sieht alle deine Gedanken, und wenn sie mißwollend sind, so kränkst du ihn. Und bedenke, daß der Engel des Negers genau so licht, so rein und so dankbar wie der deine ist! - -“

Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten mich, als ich nach Tische einen Gang durch Penang machte. In den Straßen und Gassen stieß ein Laden an den andern. Viele hatten gar keine Thür, weil die Vorderwand des Hauses fehlte und es an ihrer Stelle nur Tragpfosten gab. Und vor diesen Läden zogen sich zu beiden Seiten lange Reihen von feilhaltenden Frucht- und andern Händlern hin. Ich sah weder Polizei noch Militär, und doch herrschte überall eine Ordnung, welche einen erfreulichen Eindruck machte. Von dem Völkerbilde sage ich nichts. Es gab dasselbe kunterbunt der Nationalitäten wie in jeder östlichen Hafenstadt, nur daß hier Indochina vorherrschend war.

Es war außerordentlich heiß. Plötzlich verdüsterte sich der Himmel; es drohte einer jener plötzlich hereinbrechenden Platzregen, welche der Aequatorgegend eigen sind. Ich blieb stehen und schaute mich nach einem Orte um, der mir und meinem Anzuge Rettung bot. Ein Hotel war nicht in der Nähe. Das sah ein an mir

vorübergehender Kuli. Er blieb stehen, deutete die Gasse hinab und sagte:

„Sablah kiri, Pilsen Birr!“

Sablah kiri heißt so viel wie „links“. Also links in dieser Straße gab es Pilsener Bier. Der Mann hatte mich ganz richtig abgeschätzt. Ich drückte ihm vor Freude ein Trinkgeld in die Hand und eilte dann die Gasse hinab. Ja, da stand linker Hand ein europäisch aussehendes, nettes Haus, dessen Parterre eine Restauration enthielt. Die breite Thür hatte keine Flügel, sondern leinene Vorhänge, und das Fenster war bis oben hinauf mit Flaschen besetzt. Da konnte man auch, und zwar in deutscher Sprache, lesen: „Echt Hamburger Pilsener Bier“. Ich hatte keine Zeit, stundenlang über diese sonderbare Echtheit nachzudenken, denn soeben prasselte der Regen in der Weise los, als ob an Stelle des Himmels ein sehr weitmaschiges Sieb vorhanden sei. Ich that einen schnellen Sprung zwischen die Vorhänge hinein und entging dadurch zwar vorn, leider aber nicht auch hinter dem drohenden Bade. Es traf, wie der biedere Erzgebirgler sich auszudrücken pflegt, der erste „Schwabb“ des Regens meinen Rücken noch dergestalt, als ob mir eine Gießkanne voll Wasser nachgeschüttet worden sei. An der „Vorderhand“ vollständig trocken, fühlte ich mich an der „Hinterhand“ bis auf die Haut durchnäßt und wurde von dem herzlichen Lachen zweier weiblicher Stimmen empfangen, in welches ich sofort einstimme. Die beiden saßen am Fenster, die eine, welche die Mutter [147] war, häkelte an einer weißen Spitze; die andere, natürlich die Tochter, putzte sich eine Feder an den Hut. Ihre Gesichtszüge und besonders ihr Lachen paßten so genau in die Gegend, wo man gern so unbefangen lustig ist, daß ich, anstatt zu grüßen, die Frage aussprach:

„Sie sind Oesterreicherinnen?“

„Ja,“ antwortete die Mutter. „Kennen Sie uns?“

„Nein.“

„Woher wissen Sie da, daß wir Oesterreicherinnen sind?“

„Weil Sie ausschauen wir Ihre Majestät die Kaiserin Maria Theresia und ein so liebes, cisleithanisches Lachen haben.“

„Cis - - - cis - - - cis - -! Wie ist das? Wer lacht cis?“ fragte die Tochter.

„Lassen Sie das Cis, und geben Sie mir ein Pilsener! Ist es echt?“

„Ja, aus Hamburg. Das aus Pilsen hält sich nicht bei uns.“

Ich kannte das. Man trinkt dieses echte Pilsener aus Hamburg im ganzen Osten; die Flasche wird mit zwei, oft auch mit drei Mark bezahlt. Die Frau war Witwe. Sie erzählte mir ihre Lebensgeschichte, die aber nicht hierher gehört. Beide waren sehr musikalisch. In der Stube stand ein Piano. Bald saß ich am Instrumente und spielte. Die Damen sangen heimatliche Lieder dazu. Der Regen ging vorüber; wir musicierten aber weiter. Plötzlich schwiegen sie mitten in einer Strophe.

„Herr Tsi!“ rief die Mutter.

Welche ein Name! Ich schaute nach der Thür, welche [148] in das Innere des Hauses führte. Es konnte jeder andere Chinese so heißen, aber er war es, war es wirklich! Er that, als er mich sah, einige schnelle, fast würdelose Schritte, beinahe waren es Sprünge, auf mich zu und begrüßte mich in einer Weise, welche nicht den geringsten Zweifel übrig ließen, daß er sich aufrichtig über dieses unvorhergesehene Zusammentreffen freute. Die Damen waren aufgestanden und setzten sich nicht wieder nieder. Es sprach aus der Art und Weise, wie sie uns stehend beobachteten, eine Hochachtung, welche Weiße, und besonders wenn sie Frauen sind, einem Angehörigen der gelben Rasse nicht zu erweisen pflegen. Als er einige kurze Worte an sie richtete, war er höflich, weiter nichts; dann bat er mich, ihm zu folgen.

Er führte mich aus dem Gastzimmer durch einen schmalen Hausgang in eine Art von Blumenholz, in welchem ein kleines Gebäude als Einzelwohnung stand. Die zu ihr gehörigen kleineren Nebenräume sah ich nicht. Das Wohnzimmer war verhältnismäßig groß und halb europäisch, halb indisch eingerichtet. Auffällig waren die vielen Sessel, die es gab. Es sah ganz so aus, als ob Tsi sehr oft Besuch habe. Auf einem Tische stand das Theegeschirr. Wasser brodelte über einem so großen Spiritusbehälter, daß anzunehmen war, es werde den ganzen Tag im Kochen gehalten. Ich nahm Platz. Er bereitete zwei Tassen Thee und sagte dabei:

„Hier wohne ich. Merken Sie auf, lieber Freund, was ich Ihnen sage! Es ist nicht viel, aber für mich außerordentlich wichtig. Mein Vater ist in die Heimat gereist; ich hatte noch an verschiedenen Orten, jetzt auch hier zu thun! Was das ist, bitte, fragen Sie mich nicht! Ich darf es nicht sagen und möchte doch gerade Sie nicht täuschen. Ich gelte als Arzt, bin es eigentlich auch. Wenn Sie

mich als solchen bezeichnen, laden Sie keine Unwahrheit auf Ihr Gewissen, denn ich habe in Montpellier *cum laude* bestanden. Ich habe viel Besuch zu empfangen und deshalb gerade diese Wohnung gewählt, weil sie verborgen liegt und die zu mir kommenden Personen von etwaigen Beobachtern für Gäste der Restauration gehalten werden. Wer sich darüber hinaus zu legitimieren hätte, der könnte sagen, er habe meine ärztliche Hilfe in Anspruch genommen. Ich lasse mich aus Nützlichkeitsrücksichten auch hier so [149] nennen, wie man mich in Kairo mißverständlich genannt hat - - Tsi. Ich bin ganz glücklich, Sie wiederzusehen, und bitte Sie, es zu ermöglichen, daß wir uns nicht so bald wieder trennen. Aber heute und morgen habe ich keine Zeit für Sie. Von übermorgen an stehe ich Ihnen von und mit ganzem Herzen zur Verfügung. Sie sehen, ich bin aufrichtig. Wie ich Sie kenne, erkennen Sie gerade aus dieser eigentlich rücksichtslosen Mitteilung, daß meine Freundschaft für Sie keine Höflichkeit sondern Wahrheit ist. Werden Sie mir verzeihen?"

„Aber ganz natürlich! Leider werden wir uns doch bald trennen müssen. Morgen kommt der Dampfer „Coen“ der „Koninklijke Paketvaart Maatschappij“, Kommandant Wilkens, der mein Freund ist, von Padang, um nach Singapore zu gehen. Wenn er zurückkommt, wird er mich für Uleh-leh aufnehmen.“

„Sie wollen hinüber nach Sumatra?“ fragte er schnell.

„Ja.“

„Und gerade nach Uleh-leh, also Atjeh? Nehmen Sie sich in acht! Man bereitet dort Dinge vor, welche jedem Europäer, der den Kreis der Stadt verläßt, gefährlich werden können. Ich weiß das ganz genau! Doch davon sprechen wir später. Jetzt trinken Sie Ihren Tee und sagen mir, wie es Ihnen gegangen ist und wo Sie nach Kairo überall gewesen sind!“

„Wollen wir nicht auch das für später aufheben? Sie haben keine Zeit, und meine Erlebnisse sind nicht in der Absicht geschehen, Sie hier mit Erzählungen zu stören. Ich komme ja übermorgen wieder, oder suchen Sie mich im East and Oriental Hotel auf, wo ich mit Sejjid Omar wohne.“

„Was? Dieser ist noch bei Ihnen?“

„Ja. Er hat sich brav bewährt und wird sich außerordentlich freuen, Sie zu sehen. Er hielt ja schon in Kairo große Stücke auf Sie und Ihren Vater, wie Sie ja wissen. Jetzt gehe ich, doch nicht, ohne daß ich eine Frage nach unserm Freunde Waller ausgesprochen habe. Wissen Sie, daß er die Absicht hatte, jetzt hier in Penang zu sein?“

„Nein,“ antwortete er schnell und indem sein Gesicht den Ausdruck freudiger Ueberraschung annahm. „Ist er etwa hier?“

„Ich weiß es nicht. In meinem Hotel befindet er sich nicht, sonst hätte ich ihn heut an der Tafel gesehen.“

„Dann vielleicht in einem andern. Man muß schleunigst nachfragen!“

Er sagte das außerordentlich eilig und dringend.

„Allerdings,“ antwortete ich. „Ich werde mich gleich jetzt im Crag Hotel, Sea View Hotel und Hotel de l'Europe erkundigen.“

„Und mir sofort, sofort Auskunft bringen oder wenigstens senden?“

„Gern!“

„Wollte Miß Mary mitkommen?“

[150] „Ja.“

„Wissen Sie das genau?“

„Ganz genau. Sie wird ihn ja auf dieser Reise nie verlassen. Sie sind in Indien gewesen und kommen von der Ostküste herüber nach Penang.“

„Bitte, wer hat Ihnen das gesagt?“

Der liebe, junge Mann war ganz begeistert. Ich erwiderte ihm:

„Gestatten Sie mir, daß ich einstweilen auch ein Geheimnis vor Ihnen habe! Was Sie wissen wollen, erfuhr ich auf eine Weise, von welcher ich jetzt noch nicht sprechen kann. Erweisen Sie mir den Gefallen, zu schweigen, falls wir Vater und Tochter hier treffen sollten. Sie dürfen nicht erfahren, daß ich von ihrer Absicht, hierher zu kommen, gewußt habe.“

„Aber wenn Sie sie entdecken, geben Sie mir augenblicklich Nachricht?“

„Sofort!“

„Ich danke Ihnen! Und nun gehen Sie! Ich will Sie nicht abhalten, nachzuforschen, zumal ich gerade jetzt einen sehr wichtigen Besuch erwarte. Also, ich bin Doktor Tsi, der Arzt, weiter nichts!“

Wir drückten einander die Hände, und ich ging.

Als ich wieder in das Gastzimmer kam, saß da ein älterer Chinese bei einer

Tasse Thee. Er war durchweg in kostbaren Ghilam²⁹ gekleidet, doch ohne alle Rang- oder Standesabzeichen; aber es schien mir, als ob er auf seinem Hute eigentlich einen Knopf zu tragen habe. Kaum war ich eingetreten, so bezahlte er, ohne auszutrinken, und ging den Weg, den ich soeben gekommen war. Tsi wartete auf ihn.

Was ich von diesem erfahren hatte, das klang so geheimnisvoll. Jedenfalls handelte es sich um wichtige Angelegenheiten der Bruderschaft. Ich hatte nichts darnach zu fragen und begnügte mich mit der Freude, meinen jungen Freund Tsi hier so unverhofft wieder getroffen zu haben.

Nun nahm ich eine Rickschah und fuhr nach den genannten drei Hotels. Es hatte in keinem derselben ein Missionar Waller nebst Tochter logiert. Aber als ich nach Hause kam und im Bureau nachfragte, erfuhr ich, daß sie allerdings hier gewohnt hatten, doch bereits wieder abgereist seien. Waller war krank gewesen, so krank, daß er zwei Aerzte zu Rate gezogen hatte, und von diesen war ihm dringend geraten worden, so schnell wie möglich die niedere Küstengegend zu verlassen und Bergland aufzusuchen. Das von hier aus nächste Höhengebiet hatte man an der Nordspitze von Sumatra zu suchen, und so war er mit der Tochter und all seinem Gepäck nach Uleh-leh gegangen, von wo aus die Berge schneller und leichter als von einem Orte der Ostküste aus zu erreichen sind. Das war vor nun fast zwei Wochen gewesen; eine Nachricht hatte man während dieser Zeit nicht bekommen.

[151] „Es kam indessen ein Brief aus Ceylon an,“ fuhr der Bureauschreiber fort, welcher mir Auskunft gab. „Wir haben ihn mit dem nächsten Schiffe nachgesandt.“

Das war jedenfalls der Brief des Professors Garden aus Philadelphia.

„Nach welcher Stelle haben Sie ihn geschickt?“ erkundigte ich mich.

„Hotel Rosenberg in Kota Radscha, der Hauptstadt von Atjeh; Uleh-leh ist nur der Hafenort.“

„Das weiß ich. Der Atjeh-Fluß führt nach Kota-Radscha, und außerdem ist eine Eisenbahn vorhanden. Doch, Hotel Rosenberg? Das kann nicht der richtige Name sein. Ich kenne Rosenberg persönlich. Er ist ein sehr unternehmender Kaufmann und hat lange Zeit einem in Kota Radscha von ihm selbst gegründeten Geschäft vorgestanden; aber die Rücksicht auf die Gesundheit von Frau und Kind zwang ihn, es später aufzugeben. Er lebt jetzt in Wien.“

„Das stimmt. Aber er kehrt zuweilen wieder und pflegt dann bei uns zu logieren. Jetzt steht ein Schwager von ihm an der Spitze des Geschäftes, welches mit einem Hotel verbunden ist. Wir nennen es jetzt noch immer nach dem Namen des Gründers Hotel Rosenberg.“

Nun erkundigte ich mich nach der Art der Krankheit des Missionars, konnte aber nur erfahren, daß er außerordentlich hinfällig gewesen sei. Der Name eines der beiden Aerzte wurde mir gesagt. Ich suchte ihn per Rickschah auf und fand ihn daheim. Er teilte mir mit, daß es sich um einen besorgniserregenden Fall von Dysenterie gehandelt habe. Als Specifikum war Ipecacuanha gegeben worden, als Diät nur Reisswasser und Marantaaufguß, durch Ricinus eingeleitet. Das waren genau dieselben Mittel, mit denen man auch in den Nilländern dieser gefährlichen Krankheit entgegentritt. Man sagt, daß Ipecacuanha gegen die Dysenterie ebenso sicher wirke wie Chinin gegen das Fieber; aber einen schon durch die Krankheit so außerordentlich geschwächten Körper durch Ricinusöl, Reisswasser und Aufguß von Arrowroot, denn Maranta ist nichts anderes als Arrowroot, aufhelfen zu wollen, das konnte ich mit meinen Erfahrungen nicht vereinigen. Ich begann, um Waller besorgt zu werden, und ging mit mir zu Rate, was zu machen sei. Sollte ich Tsi benachrichtigen? Ich hatte es ihm versprochen, und er war ja, wie er mir mitgeteilt hatte, Arzt. Aber wer dem Missionar helfen wollte, mußte ihn in Atjeh aufsuchen, und vor Kapitän Wilkens gab es niemand, der dorthin ging. Man hatte also auf alle Fälle zu warten, und da eine ausführliche Mitteilung an Tsi ihn ganz unnützer Weise aufgeregt hätte, so gab ich ihm durch einige Zeilen nur die kurze Nachricht, daß meine Erkundigungen nach Wallers nicht ganz erfolglos gewesen seien, ich aber bis übermorgen noch ausführlicheres zu erfahren hoffe.

Mein Sejjid Omar befand sich in sehr gehobener Stimmung; er sagte zunächst nichts, aber ich sah es ihm [152] deutlich an. Er pflegte über solche Dinge nicht eher zu sprechen, als bis er glaubte, sie geistig richtig untergebracht zu haben. Ich konnte überzeugt sein, daß er dann nicht versäumen werde, mir seine

²⁹ Chinesisches Seidenzeug.

Mitteilungen in der ihm eigenen drolligen Wichtigkeit zu machen. Und wie gedacht, so geschah es auch!

Am Abend saß ich im offenen Vorzimmer. Die nahe Brandung predigte zu mir herüber; ein kühler Hauch bewegte die Wipfel der Bäume, zwischen denen die aufgegangenen Sterne zu mir niederfunkelten. Die Fee des Südens stieg aus den Wogen, um in den Gärten Penangs nach offen träumenden Blumen suchen zu gehen. Da gab es aber einen, der die Brandung nicht hörte, die Bäume nicht beachtete, die Sterne nicht sah und von der Fee erst recht keine Ahnung hatte. Dieser eine war Omar, der siegreiche Held der heutigen Tiffinstante.³⁰ Das, womit er gegenwärtig beschäftigt war, hatte freilich mit diesem seinem Heldentume nichts zu thun. Er hatte ein Licht herausgeholt und sich nicht weit von mir auf den Rasen niedergekauert, um meine hellen Schnürstiefel blank zu machen. Er that dies in ganz ungewöhnlich liebevoller und eingehender Weise. Der Lappen flog nur so, und das Leder stöhnte förmlich. So oft ich glaubte, daß er fertig sei, griff er immer wieder zu der Büchse mit der gelben Salbe, um von neuem zu beginnen. Dabei war auf seinem Gesichte deutlich zu lesen, daß ihn dieses abwechselnde Schmieren und Reiben, Reiben und Schmieren unendlich glücklich mache. Ein Moslem, der einem Christen mit Wonne die Stiefel schmiert. Man denke!

„Ist es noch nicht gut, Omar?“ fragte ich, als er das glänzende Werk zum sechsten oder achten Male wieder zerstören wollte.

„Nein,“ antwortete er sehr energisch.

„Aber du reibst die Salbe durch; dann werden meine Strümpfe fett und gelb!“

„So ziehst du andere Strümpfe an, und ich wasche dir die gelben! Heut muß das ganze, ganze Fett hinein!“

„Oho!“

„Jawohl! Und du bist selbst schuld daran, Sihdi! Weißt du, was du gethan hast? Wie einen Gentleman hast du mich behandelt, als du mir erlaubtest, mit den Engländern zu speisen. Weißt du, was das heißt? Als Diener habe ich dir die Stiefel nur einmal zu salben; als Gentleman aber salbe ich sie dir so lange, bis ich kein Fett mehr habe. Oder meinst du etwa, daß ein Gentleman undankbar sein darf? Wenn ich dich nicht hätte, so wäre ich noch der alte Sejjid Omar, der ich früher war, und wenn ich dieser wäre, so hätte mich kein General heut eingeladen, mit ihm und seinem Harem Kaffee zu trinken. Das habe ich doch nur dir, nicht mir zu verdanken!“

[153] „Hoffentlich hast du keinen allzugroßen Fehler gemacht!“

„Fehler? Ich weiß nicht, denn ich weiß, daß ich nur ein armer Eselsjunge bin; aber der Harem des Generales hat sie gemacht.“

„Wieso?“

„Er wollte mich als Diener haben und hat mir mehr geboten, als du mir giebst. Da habe ich geantwortet, wenn man das noch einmal sage, so müsse ich aufstehen und fortgehen, denn es habe noch niemals einen Diener gegeben, der einen solchen Herrn gehabt hat, wie du bist, Sihdi. Ich sagte ihnen, daß ich dir nicht bloß diene, sondern dich auch liebe; ich bin dir also nicht bloß aus Pflicht, sondern auch aus Liebe treu und werde dich für alles Geld der Erde nicht verlassen. Da drückte mir der General die Hand und forderte mich auf, dir zu sagen, daß er sehr bedaure, daß du kein Engländer seist. Am meisten hat ihm gefallen, daß mir sein Harem gefallen hat. Ich habe ihm das ganz aufrichtig gesagt. Bei den Christen sind die Frauen klüger als bei uns, und ich glaube, das ist der Grund, daß dort auch die Männer mehr wissen, als die unserigen wissen.“

„So meinst du, daß die Männer von den Frauen lernen können?“ fragte ich. „Das wäre ja ein Gedanke, der bei einem Moslem ganz unmöglich ist!“

„Ich habe jetzt nicht als Moslem, sondern als Sejjid Omar gesprochen. Ich bin zwar beides, aber ich kann doch auch einmal nur das eine oder das andere sein! Bei uns sind die Frauen so unwissend, daß die Kinder nichts von ihnen lernen können, auch die Knaben nicht, und wenn sie ihre Klugheit nicht von der Mutter bekommen können, so kann der Vater sie ihnen auch nicht geben, denn wer sich einen Harem anschafft, der keine Seele hat, der hat selbst so wenig Verstand, daß er für seine Kinder keinen übrig hat. Du hast einmal in Colombo mit dem deutschen Wirte gesprochen, bei dem ich wohnte, und dabei auch das Wort Mutterwitz gesagt. Ich verstand es nicht; aber ich habe darüber nachgedacht. Ein witziger Mann ist doch wohl ein gescheiter Mann, und wenn diese Gescheitheit Mutterwitz genannt wird, so ist sie ihm höchst wahrscheinlich von der Mutter

³⁰ In Indien sagt man Tiffin anstatt *lunch* oder *luncheon*.

angeboren worden. Warum aber haben wir kein arabisches Wort für Mutterwitz? Weil wir keine klugen Frauen und Mütter haben! Aber, weißt du, zuweilen giebt es eine, doch nur zuweilen. Ich kenne nur eine einzige, und die ist meine Mutter! Ich denke oftmals: Wenn ich ein guter Mensch bin, so habe ich das von ihr geerbt; der Vater hat es nur unter seinen Schutz genommen. Ist das dumm von mir?"

„Nein, lieber Omar, ganz und gar nicht dumm. Du ahnst etwas, was selbst bei uns viele große und gelehrte Männer noch nicht wissen. Du bist fast zu beneiden, daß du, was wir vergeblich suchen, schon so von weitem liegen siehst!"

[154] „Ich werde es wegnehmen, wenn ich vollends hin komme. Meine Gedanken werden nicht abirren, sondern auf diesem Wege bleiben. -- - So, jetzt sind die Stiefel fertig, denn die Salbe ist alle. Hoffentlich giebt es in Penang hier einen Laden, wo ich morgen wieder welche bekommen kann.“

Er hatte seinem lieben, guten Herzen Luft gemacht, trug die Schuhe in das Zimmer und ging dann, eine Wasserpfeife zu rauchen. Das und eine kleine, arabische Tasse Kaffee dazu, zusammen für ihn kaum mehr als zehn Pfennige kostend, war die einzige Luxusausgabe, welche er sich gestattete. Wie kommt es wohl, daß nur „unkultivierte“ Menschen so bescheiden und zufrieden sind?!

Am nächsten Frühmorgen wurde ein Spazierritt unternommen, von welchem wir erst gegen Mittag heimkehrten. Nach dem Tiffin ging ich nicht aus, sondern blieb daheim. Ich bin ein eigentümlicher Mensch. Ich kann mich einem Gedanken, welcher mich beschäftigt, niemals eigenmächtig entziehen, sondern ich bin so lange sein Eigentum, bis ich ihn vollständig erledigt habe. Es ist, als stehe ein unsichtbares Wesen bei mir, welches auf diese Erledigung warte und, wenn sie erfolgt ist, mich mit einem Gefühle der Befriedigung belohnt, welches mich mehr als Trank und Speise stärkt. Ich fühle mich dann, selbst nach langer anstrengender Arbeit, während welcher ich nichts genieße, nicht nur geistig, sondern auch körperlich so befriedigt, daß ich kein Bedürfnis nach materieller Nahrung habe. Ist es bloß der Magen, der den Menschen ernährt? Oder findet das, was wir Stoffwechsel nennen, auch noch auf eine andere, geheimnisvolle Weise statt? Ich kann, wenn ich geistig beschäftigt bin, recht gut mehrere Tage ohne Essen und auch Trinken sein, ohne Hunger oder Durst zu spüren. Man sollte diese Erfahrung aufmerksam verfolgen; vielleicht käme man dadurch auf eine ganz unerwartete Erklärung des Bibelwortes, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebe; denn, offen gestanden, mache ich die erwähnte Beobachtung meist dann, wenn ich von religiösen Fragen beschäftigt werde. Man wird wahrscheinlich über mich lächeln; ich aber würde mich freuen, wenn ich von anderer Seite erführe, daß ich nicht der einzige bin, der daran zweifelt, daß der Mensch seine körperliche und geistige Entwicklung nur allein dem Verdauungskanale zu verdanken habe.

Die gestrige Beschäftigung mit dem Aufenthalte und der Krankheit des amerikanischen Missionars hatte alles, was in meinem Innern zu ihm in Beziehung stand, wieder in der Vordergrund gezogen, und da stellte es sich denn heraus, daß ich diesem Gegenstande die Erledigung eines Gedankens schuldig geblieben war. Dieser Gedanke war freilich kein sehr wichtiger, und so hatte es kommen können, daß er einstweilen auf die Seite geschoben werden konnte; jetzt aber machte er sich wieder geltend, und jenes [155] unsichtbare Wesen stand hinter mir und mahnte mich unaufhörlich, diese Lücke aufzufüllen. Ich hatte diese Mahnung schon gestern abend in mir gespürt, war während der Nacht einige Male von ihr aufgeweckt worden, und während des heutigen Rittes hatte sie mich hin- und zurückbegleitet, um mich nun daheim festzuhalten, damit ich daran gehen möge, mich von ihr zu befreien oder, was wahrscheinlich richtiger ist, sie endlich wieder freizugeben. Es handelte sich, wie gesagt, um nichts großes, sondern nur um das Gedicht „Tragt euer Evangelium hinaus“, und wer nicht weiß, was im Seelenleben ein unvollendeter Gedanke zu bedeuten hat, der wird es nicht begreifen, daß man sich von so etwas beunruhigen lassen kann. Wer aber gewöhnt ist, seinen geistigen Himmel immer rein, klar und licht zu sehen, dem wird jeder nur halb fertig gedachte Gedanke zu einer Wolke, welche ihn nicht nur direkt stört, sondern auch auf alle seine anderen Gedanken ihren Schatten wirft. Wenn wir von einem Lichte der innern Welt des Menschen sprechen, so meinen wir damit jene alles durchdringende und das Einzelne zum Ganzen fügende Logik, welche den Geist von der Materie zu scheiden und ihn sich [156] anzueignen hat. Diese Logik duldet nichts Unfertiges, nichts Halbvollbrachtes, weil sie nur aus dem Klargestandenen zu neuer Klarheit schreiten kann. Da giebt es nichts Unwichtiges, nichts Nebensächliches, was man im Dunkel, ohne daß es schadet, liegen lassen

darf. Freilich, wer in der Weise nur für das Aeußere lebt, daß er für diese innere Welt keine Zeit und kein Verständnis hat, oder wer gar ein so grasser [krasser] Materialist ist, daß er nicht ansteht, eine unendlich reiche Schöpfung, die er in sich trägt, zu leugnen, dem kann keine Wolke seinen Himmel stören, weil er eben keinen Himmel hat.

Es war mir, als ob dieses Gedicht ein notwendiger Teil meines Verhältnisses zu Wallers sei, als ob ich es unbedingt vollenden müsse, wenn dieses Verhältnis so, wie sein Anfang es versprochen hatte, sich ausgestalten sollte, und so nahm ich mir vor, heute Nachmittag der fertigen ersten Strophe die noch fehlende zweite hinzuzufügen. Aber ob es mir gelingen werde, das wußte ich freilich nicht, denn ich verstehe unter „Dichten“ nicht das, was tausend andere damit meinen.

Aber, sonderbar, kaum hatte ich das Papier vor mich [157] hingelegt, so war es mir, als ob jenes „unsichtbare Wesen“ mir die nötigen Worte zuflüstere. Ich brauchte die erste Strophe gar nicht erst wieder zu zergliedern, um ihr die zweite logisch folgen zu lassen, und es dauerte wohl kaum zehn Minuten, so hatte ich geschrieben:

„Tragt euer Evangelium hinaus,
Indem ihrs lebt und lehrt an jedem Orte,
Und alle Welt sei euer Gotteshaus,
In welchem ihr erklingt als Liebesworte.

Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein;
Laßt ihren Puls durch alle Länder schlagen.
Dann wird ein Paradies die Erde sein,
Denn ihr habt ihr den Himmel zugetragen.“

Nicht lange hierauf lief die „Coen“ in den Hafen. Ich ließ mich an Bord bringen, um Kommandant Wilkens die Hand zu drücken. Er war ein tüchtiger, vielbefahrener Seemann, ein lang und stark gebauter, sehr aristokratisch erscheinender und auch wirklich vornehm denkender „Mijnheer“ und, *last not least*, ein seelensguter Mensch, der für seine Passagiere und Untergebenen wie ein Vater sorgte. Er freute sich, als ich mich für die Rückfahrt nach Uleh-leh anmeldete, und bat mich, doch lieber gleich mit nach Java zu gehen. Es sollte aber anders kommen, als ich dachte. Die Einleitung dazu kam, ohne daß ich es ahnte, soeben auf der Route von Laknawa herbeigedampft.

Ich war hinunter in den Speisesaal gegangen, um wieder einmal auf der dortstehenden, prächtigen Orgel zu spielen, welche Wilkens sich aus Amerika hatte kommen lassen. Da unterbrach er mich, indem er durch das geöffnete Oberlicht herunterrief:

„Wenn Sie etwas Schönes sehen wollen, so kommen Sie herauf! Es ist geradezu ein nautisches Ereignis, ein Unikum!“

Ich eilte hinauf. Er stand auf dem Hinterdeck und beobachtete mit bewundernden Blicken ein Fahrzeug, welches leicht und schnell, als ob das Wasser ihm gar keinen Widerstand biete, herbeigeflogen kam. Es war eine Dampfjacht, so scharf und kühn auf den Kiel gesetzt, wie nur die Amerikaner es fertig bringen oder – brachten, denn wir Deutschen verstehen das jetzt auch! Die Konturen waren zum Erstaunen schön und rein. Die Decklinie stieg vorn und hinten in die Höhe, denn sonderbarerweise war sowohl der Vorder- wie auch der Quarterplatz nach Dschonkenart erhoben, was dem Schiffe etwas Fremdartiges, fast möchte ich sagen, Märchenhaftes gab. Der nach Klipperart schneidig gezogene Bug wurde von einem wunderbar schönen Frauenkopf aus weißem, reinstem Marmor gekrönt, unter welchem auf dunklem Schleier in großen, goldenen Buchstaben der Name „Yin“ zu lesen war. Hinten wehte die chinesische Flagge mit dem gelben Sonnenball auf rotem Grunde.

„Wahrhaftig ein Unikum!“ rief Wilkens begeistert aus. „Macht wenigstens zwanzig Knoten die Stunde! [158] Habe so etwas noch nicht gesehen! Eine Vermählung des Leichtesten und des Unbeholfensten, der Schoner- und Dschonkenform, und doch nichts als Linien, welche eiligst vorwärts drängen. Diese Dampfjacht ist ein Meisterstück! Aber daß sie einem Chinesen gehört, ist mir unbegreiflich! Was bedeutet das Wort Yin?“

„Es heißt so viel wie Güte,“ antwortete ich; „das wird wohl der Name des schönen Wesens sein, dessen Marmorbild vom Bug getragen wird. Es sind chinesische Gesichtszüge, und doch auch wieder nicht. Diese Jacht ist ein Rätsel, und ich wollte, daß ich es lösen dürfte!“

Es war mir beschieden, daß ich es gar nicht zu lösen brauchte, weil es sich

mir freiwillig offenbarte.

Schade, daß das Deck mit der Sonnenleinwand verhangen war! Man sah keinen Menschen, als nur den hochstehenden Kommandierenden, und dieser hatte einen so breitkämpigen [breitkrämpigen] chinesischen Hut auf dem Kopfe, daß die Gesichtszüge nicht zu erkennen waren, zumal die Jacht in ziemlicher Entfernung an der „Coen“ vorüberging. Sie that das so zierlich, so anmutig und doch so kraftgewiß, daß nur eine vollständig ausgewachsene Landratte nicht darüber in Entzücken geraten wäre. Man konnte getrost darauf schwören, daß alle Augen, die es hier im und am Hafen gab, jetzt ausschließlich nur auf diese unvergleichliche „Yin“ gerichtet seien!

Sie schien gar nicht vor Anker gehen zu wollen, sondern sie drehte nur bei und gab ein Boot mit einem Manne und zwei Ruderern ab, welches Richtung nach dem Lande nahm. Dann dampfte sie wieder mit fast unhörbarer Maschine und vollständig rauchlos atmend, zum Hafen hinaus.

„Wie viele Millionen dieser Chinese wohl besitzen mag!“ seufzte Wilkens. „Er selbst aber kommandiert die Jacht jedenfalls nicht! So eine spielende Kurve bei so einer gedankenschnellen Trennung des Bootes, und dann so rund wieder herum und mit Vollkraft hinaus, das bringt kein Chinese fertig; das kann nur jemand, dem ich die Hand dafür drücken möchte, daß ich es habe ansehen dürfen. Die Jacht kam, gab dem Hafen mit dem Boote einen Kuß und ging dann wieder fort. So ist es, nicht anders. Morgen werde ich denken, daß ich diese Marmor-„Yin“ nicht gesehen, sondern nur geträumt habe!“

Der Aufenthalt der „Coen“ währte nur kurze Zeit. Ihr Kapitän hatte an Land zu thun und bat mich, für diese Zeit bei ihm zu bleiben. Daher mußte ich unterlassen, was ich sonst wohl gethan hätte, nämlich mich, um über die „Yin“ etwas zu erfahren, nach dem von ihr ausgesetzten Boote zu erkundigen. Als er seine geschäftlichen Angelegenheiten erledigt hatte, war von seinem Dampfer aus das erste Zeichen für die Abfahrt schon gegeben worden; er mußte sich beeilen; darum begleitete ich ihn nicht wieder an Bord, sondern nur bis an das Wasser. Der Abschied von ihm war nur für einige Tage, darum kurz und ohne [159] überflüssige Worte; dann ließ ich mich in einer Rickschah nach dem Hotel fahren. Dort angekommen, erfuhr ich von Omar eine Neuigkeit, welche er mir in sehr mißbilligender Weise mitteilte:

„Sihdi, ich bin zornig; ja, ich bin sogar wütend! Man hat keine Rücksicht auf dich genommen! Du willst ruhig und ungestört hier wohnen; aber man hat gerade die Zimmer, welche über uns liegen, an zwei Inglis abgegeben, die vor einer halben Stunde hier eingetroffen sind. Man hört hier unten jeden Schritt, den sie oben machen, und sie sprechen so laut, als ob sie ganz allein auf der Erde wären. Soll ich hinaufgehen und ihnen sagen, wie sie sich zu verhalten haben?“

„Nein. Jeder hat das Recht, zu wohnen, wo er will. Wenn ich mich von ihnen belästigt fühle, werde ich ein anderes Zimmer nehmen; es sind ja mehr als genug Wohnungen da. Der Mensch hat nicht stets das zu wollen, was gerade ihm beliebt, denn jeder ist auf andere angewiesen. Man muß sich nach der Decke strecken!“

„Decke - - - Decke - - -!“ wiederholte er. Das war ein ihm ganz fremdes Gleichnis. Er ging langsamen Schrittes in den Garten hinüber und lehnte sich dort an einen Baum. Seine Lippen bewegten sich. Er lernte die sieben Worte von der „Decke“ auswendig und dachte über ihre Bedeutung nach. Das war so seine Weise. Dann pflegte er später nach einer Gelegenheit zu suchen, das Resultat seines Nachdenkens anzubringen.

Als ich in meine Wohnung getreten war, hörte ich allerdings sofort, daß jemand über mir wohnte. Man ging mir starken, ungenierten Schritten hin und her; Tisch und Stühle wurden gerückt; es fiel etwas Schweres mit lautem Krache um. Ich sah Kellner an meiner offenen Thür vorüber eilen, welche mit Küchengeschirr an der nach oben führenden Treppe verschwanden. Die beiden, neu angekommenen Engländer schienen speisen zu wollen. Sie traten jetzt, um der Bedienung Raum zu geben, auf den freien Vorraum heraus, und ich konnte hören, was sie sprachen. Sie sahen den Sejjid stehen.

„Ein prächtiger Kerl dort!“ sagte der eine. „Schaut, Sir, was für ein Körperbau, und was für charakteristische Züge! Kein Bildhauer könnte sich [160] ein besseres Modell wünschen. Jedenfalls ein Muhammedaner vom Himalaja!“

„No!“ erklang die Antwort des andern sehr kurz und sehr bestimmt.

„Nicht? Ich glaube doch, Indien und seine Bevölkerung zu kennen! Nur in den Bergen können solche Prachtgestalten wachsen.“

„No!“

Bei diesem zweiten „No“ wurde ich aufmerksam. Der Klang dieses so unendlich bestimmt ausgesprochenen Wortes hatte etwas Bekanntes für mich.

„Nur immer Widerspruch!“ tadelte der erste Sprecher. „Woher soll der Mann sonst sein?“

„Aus Aegypten!“

„Kennt Ihr ihn etwa, Sir?“

„No. Habe ihn noch nie gesehen.“

„So habt Ihr Unrecht! Was hätte ein ägyptischer Fellache hier in der Malakkastraße zu thun?“

„Wollen wir wetten?“

„Wieviel?“

„Fünf Pfund, zehn Pfund, hundert Pfund! Mit ganz gleich!“

Jetzt, da gewettet wurde, war ich meiner Sache sicher. Ja, dieser Engländer, der so kurz und so bestimmt sprach und dem hundert Pfund ebenso gleichgültig wie fünf Pfund waren, wenn er nur wetten konnte, dieser Mann hatte nicht nur fünf- und nicht nur zehn- und nicht nur hundertmal mit mir wetten wollen, mich aber nie zu einem Einsatz gebracht. Er war nicht nur ein Bekannter, sondern sogar ein lieber, lieber Freund von mir! Auch die Stimme seines Gefährten mußte ich schon irgendwann und irgendwo gehört haben.

„Lassen wir es bei fünf Pfund,“ meinte der Letztere. „Ich weiß, daß ich gewinnen werde, und muß also bescheiden sein.“

„Setzen!“ wurde er aufgefordert.

Das war so hochinteressant, daß ich weiter vortrat, um mir kein Wort entgehen zu lassen. Ich hörte Goldstücke klingen; dann wurde Omar, von oben herab in arabischer Sprache angerufen:

„Chod minni, ia Ibn 'arab! Schu beledak - höre, Araber, wo bist du her?“

Omar sah erstaunt zu dem Frager hinauf und antwortete: „Aus Kairo in Aegypten.“

„Well! Komm her! Bis ganz heran, gerade unter mir!“

Der Sejjid folgte dieser Aufforderung.

„Heb den Saum deines Gewandes auf! Ich will dir etwas hinabwerfen!“

Omar that, wie ihm geheißen worden war. Er fing fünf Goldstücke auf.

„So! Dieses Geld ist dein, weil du aus Aegypten bist!“

[161] Hierauf folgte ein zweistimmiges Lachen, welches jedenfalls der unbeschreiblichen Verwunderung galt, mit welcher der Sejjid emporschaute. Er stand ganz starr, das Gesicht nach oben gerichtet und den aufgerafften Saum unbeweglich festhaltend. Dann, als man oben von der Brüstung zurückgetreten war, bewegte er sich langsam auf mich zu, hielt mir die Falten, aus denen die Goldstücke flimmerten, hin und sagte:

„Hast du es gehört, Sihdi? Fünf englische Pfund! Das sind fast tausend ägyptische Piaster! Mir geschenkt, weil ich aus Kairo bin! Rechts macht mich das stolz; links aber ärgert es mich! Diesem Inglis da oben ist Aegypten wert; das freut mich; aber er hält mich nicht für einen wohlhabenden Diener meines Sihdi, sondern für einen armen Teufel, welcher das Gewand aufhebt, um sich Piaster schenken zu lassen. Ich werde hinaufgehen, um ihm das Geld wiederzugeben.“

„Ja, du wirst hinaufgehen, aber das Geld behalten, Omar. Dieser Inglis ist unendlich reich, und er hat dir die fünf Pfund nicht gegeben, um dich zu beleidigen. Er hat dich gesehen und dann gewettet, daß du ein Aegypter seist. Und weil du einer bist, hat er das Geld gewonnen und es dir geschenkt.“

„Maschallah! So bin also ich es, der diese Wette gewonnen hat, nicht er! Denn wenn ich nicht Sejjid Omar aus Kairo wäre, so hätte er sie verloren! Und was ich gewonnen habe, das ist mein; ich werde mich also hüten, es ihm wiederzugeben! Aber du sagtest, daß ich hinaufgehen soll?“

„Ja. Sie werden jetzt speisen. Du teilst ihnen sehr höflich mit, daß ich mit ihnen essen will, sagst aber auf keinen Fall meinen richtigen Namen, auch nicht, daß ich ein Deutscher bin, der Bücher schreibt!“

„Gut! Das werde ich schon machen. Du weißt ja, daß du dich auf mich verlassen kannst! Aber diese fünf Pfund mag ich nicht einstecken. Hebe du sie mir auf, denn bei dir ist mir das Geld lieber als bei mir!“

Er gab mir die Münzen und ging. Es dauerte gar nicht lange, so kam er wieder, und zwar mit einem bitterbösen Gesicht.

„Nun, was hat man gesagt?“ fragte ich.

„Ausgelacht hat man mich, und beinahe hinausgeworfen,“ zürnte er. „Ich könnte diese Inglis gleich mit beiden Fäusten prügeln, aber du weißt ja, Sihdi, daß man

sich nach der Decke strecken muß!"

Ich gab mir Mühe, bei dieser so schnell eingetroffenen Nutzenanwendung nicht laut aufzulachen. Er fuhr fort:

„Ich sagte deinen Namen nicht, sondern den, welchen du immer in das Fremdenbuch zu setzen pflegst. Ich sagte nicht, daß du ein Deutscher, sondern daß du mein Sihdi seist; das ist doch mehr, als alle Völker zusammengenommen. Ich sagte nicht, daß du Bücher schreibst, sondern daß du Gedichte machst. Das ist keine Lüge und führt, [162] wie ich von unsern arabischen Dichtern weiß, den Menschen zur Unsterblichkeit. Und endlich sagte ich, daß dieser unsterbliche Sihdi ihnen sagen lasse, daß er heraufkommen werde, um mit ihnen zu essen.“

Er machte eine Pause. Die Sache machte mit heimlich Spaß; er aber fügte in seinem grimmigsten Tone hinzu:

„Da lachten sie über mich; das will ich ihnen verzeihen. Aber sie lachten auch über dich, und das kann ich ihnen nicht verzeihen! Der eine, welcher viel älter als der andere ist, sagte, wer unsterblich sei, der brauche nicht zu essen, weil der Hunger ihm ja nichts schaden könne. Und der jüngere befahl mir, dir zu sagen, daß er in der Küche ein Essen für dich bestellen und es dir schicken lassen werde. Das beleidigte mich so, daß ich vor Aerger vergaß, mich nach der Decke zu strecken. Ich wurde auch grob und sagte ihnen, daß ich ihnen ihre fünf Pfund wiederbringen werde. Da gaben sie den Kellnern den Befehl, mich hinauszuschaffen; ich bin aber natürlich selbst gegangen. Gieb mir die Goldstücke, Sihdi; ich trage sie hinauf!“

„Nein. Du wirst sie behalten und dennoch noch einmal hinaufgehen.“

„Das fällt mir schwer, Sihdi; aber wenn du es willst, so werde ich es thun. Was soll ich sagen?“

„Merke dir die Worte genau! Du sagst folgendermaßen: „Mein Sihdi läßt Sir John Raffley und die liebe *Chair-and-umbrella-pipe* grüßen!“ Hast du das verstanden?“

„Ja: Mein Sihdi läßt Sir John Raffley und die liebe *Chair-and-umbrella-pipe* grüßen!“

„Und wenn man dich fragt, woher ich ihn und sie kenne, so antwortest du: „Mein Sihdi war dabei, als sie auf Ceylon verloren ging und auf dem chinesischen Schiffe dann wiedergefunden wurde.“ Kannst du dir das merken?“

Er wiederholte die beiden Sätze einige Male, bis er sie sich eingeprägt hatte. Dann fragte er in bedenklichem Tone:

„Was thue ich aber, wenn ich wieder ausgelacht oder gar hinausgeworfen werde?“

„Das wird nicht geschehen, denn du wirst ganz im Gegenteile große Freude anrichten. Die Hauptsache ist, daß du auch wirklich hinein zu ihnen kommst, um deinem Auftrag aufzuführen. Am besten ist es du lässest dich gar nicht anmelden, sondern gehst stracks hinein, ohne dich vorher mit den Kellnern abzugeben.“

Hierauf ging er fort. Ich sah ihm nicht nach, war aber überzeugt, daß er unterwegs einige Male stehen bleiben würde, um das, was er zu sagen hatte, für sich zu wiederholen.

Um mein Verhalten begreiflich zu machen, muß ich auf die schon erwähnte Reiseerzählung zurückkommen, welche in Band XI meiner gesammelten Werke unter dem Titel „Der Girl-Robber“ zu finden ist. Ich erzähle da von einem Erlebnisse mit Raffley, welches sich auf Ceylon und [163] seinem Küstengewässer abwickelte, und sage von diesem „Englishman ohne Furcht und Tadel“ folgendes:

„Neben mir lehnte Sir John Raffley. Er bemerkte von all den Herrlichkeiten, welche ich sah, nicht das geringste. Die köstlichen Tinten, in denen der Himmel flimmerte und glühte, das strahlendurchblitzte Kristall der See, der erquickende Balsam der sich abkühlenden Lüfte und die bunte interessante Bewegung auf dem vor uns liegenden Fleckchen der herrlichen Gotteswelt, sie gingen ihm verloren; sie waren ihm im höchsten Grade gleichgültig; sie durften es nicht wagen, seine Sinne auch nur einen Augenblick lang in Anspruch zu nehmen. Und warum? Wunderbare und ganz überflüssige Frage! Was war denn eigentlich dieses Ceylon in seinen Augen? Ein Eiland, eine Insel mit einigen Menschen, einigen Tieren und einigen Pflanzen darauf und rundum von Wasser umgeben, welches nicht einmal zum Waschen oder zur Bereitung einer Tasse Thee geeignet ist. Was ist das weiter! Etwas Sehenswertes oder gar Erstaunliches gewiß nicht! Was ist Point de Galle gegen Hull, Plymouth, Portsmouth, Southampton oder gar London; was ist der Governor zu Colombo, obgleich sein Verwandter, gegen die Königin Viktoria von Altengland, Irland und Schottland; was ist Ceylon gegen Großbritannien und seine Kolonien; was ist überhaupt die ganze Welt gegen Raffley-Castle, wo Sir John geboren worden ist?!

Der gute, ehrenwerte Sir John war ein Engländer im Superlativ. Besitzer eines unermeßlichen Vermögens, hatte er noch nie daran gedacht, sich zu verehelichen, und war einer jener zugeknöpften, schweigsamen Englishmen, welche alle Winkel der Erde durchstöbern, selbst die entferntesten Länder unsicher machen, die größten Gefahren und gewagtesten Abenteuer mit unendlichem Gleichmüthe bestehen und endlich müde und übersättigt die Heimat wieder aufsuchen, um als Mitglied irgend eines berühmten Reiseklubs einsilbige Bemerkungen über die gehaltenen Erlebnisse machen zu dürfen. Er hatte den Spleen in der Weise, daß seine lange, knochige Gestalt nur in seltenen Augenblicken einen kleinen Anflug von Genießbarkeit zeigte, besaß aber doch ein außerordentlich gutes Herz, welches stets bereit war, die großen und kleinen Seltsamkeiten, in denen er sich zu gefallen pflegte, wieder auszugleichen. Eine innere Erregung schien bei ihm gar nicht denkbar, und er zeigte nur dann eine lebhaftere Beweglichkeit, wenn er auf eine Gelegenheit stieß, eine Wette einzugehen. Die Wettsucht nämlich war seine einzige Leidenschaft, wenn bei ihm überhaupt von Leidenschaft die Rede sein konnte, und es wäre wirklich geradezu ein Wunder gewesen, hätte er eine solche Gelegenheit versäumt.

Nachdem er aller Herren Länder kennen gelernt hatte, war er zuletzt nach Indien gekommen, dessen General-Gouverneur ebenso wie der Gouverneur von Ceylon ein Verwandter von ihm war, hatte es in den verschiedensten [164] Richtungen durchstreift, war auch schon einige Male auf Ceylon gewesen und im Auftrage des General-Gouverneurs jetzt wieder hergekommen, um sich wichtiger Botschaften an den Statthalter zu entledigen. Wir hatten uns im Hotel Madras kennen gelernt und uns nach und nach geistig zusammengefunden, und obgleich er mich niemals auch nur zur kleinsten Wette vermocht hatte, war ich ihm doch so befreundet und lieb geworden, daß er trotz seiner sonstigen Unnahbarkeit eine wahrhaft brüderliche Zuneigung für mich an den Tag legte.

Also jetzt lehnte er, völlig unberührt von den uns umgebenden Naturreizen, in denen ich sozusagen schwelgte, neben mir und beschielte den goldenen Klemmer, welcher ihm vorn auf der äußersten Nasenspitze saß, mit einer Beharrlichkeit, als wolle er an dem Sehinstrumente irgend eine welterschütternde Entdeckung machen. Neben ihm lehnte sein Regen- und Sonnenschirm, welcher so kunstvoll zusammengesetzt war, daß er ihn als Stock, Degen, Sessel, Tabakspfeife und Fernrohr benutzen konnte. Dieses Meisterstück war ihm von dem Traveller-Klub, Near-Street, London, als Souvenir verehrt worden; er trennte sich niemals, weder bei Tage noch bei Nacht, von demselben und hätte es um alle Schätze der Welt nicht von sich gegeben. Diese *Chair-and-umbrella-pipe*, wie er es nannte, war ihm beinahe ebenso lieb wie seine prachtvoll eingerichtete und pfeilschnelle kleine Dampfjacht, welche unten im Hafen vor Anker lag und die er sich für seinen persönlichen Gebrauch auf einem der Werfte von Greenock am Clyde, den in aller Welt berühmten Schiffsbauwerkstätten, hatte bauen lassen, weil er auch auf der See stets mit eigenen Füßen auf eigenem Grund und Boden stehen wollte." - -

So schrieb ich vor Jahren über ihn. Wir waren Freunde, ohne Freundschaft geschlossen zu haben; wir hatten einander lieb, ohne von dieser Liebe zu sprechen; wir [165] waren gegenseitig zu jedem Opfer bereit, ohne aber das, was wir für einander thaten, für ein Opfer zu halten. Das lag so in seiner wie auch in meiner Weise. Nach der letzten Trennung schrieben wir uns einige Male, und als dann ich keinen Brief mehr von ihm und er auch keinen mehr von mir bekam, fiel es keinem von uns beiden ein, zu denken, daß er vergessen worden sei, oder dieses Schweigen gar für eine negative Absage der Freundschaft zu halten. Die Treue ist etwas Geistiges, oder noch richtiger, etwas Seelisches, und wer sie nach der Zahl der Briefbogen mißt, der traut sich selber nicht. Wer meiner Freundschaft zumutet, ihm in ganz bestimmten Zeitintervallen eine ganz bestimmte Zahl von Zeilen zu schreiben, der zwingt das Heiligste ins Briefcouvert und kann nur wenig Freunde haben. Schreibselige Menschen begeben sich sehr leicht in die Gefahr, lästig zu werden, und nur der Backfischfreundschaft ist es erlaubt, von dem hohen Werte der Zeit noch nichts zu wissen.

Nun hatte ich meinen John Raffley vorhin sofort an der Stimme erkannt, und jetzt wußte ich auch, wer der andere war, nämlich sein Verwandter, welcher damals die Stelle des Governors von Ceylon bekleidet hatte. Wie kamen sie hierher? Die „Coen“ war das einzige Schiff, welches heute Passagiere abgegeben hatte, und ich wußte ja, daß sie mit dieser nicht gekommen waren. Zwar fiel mir da die „Yin“ ein, und wie ich Raffley kannte, so war gerade ihm der Besitz einer solchen Jacht wohl zuzutrauen; aber sie trug chinesisches Gewand, während er,

wie ich mich sehr wohl erinnerte, nichts weniger als ein Bewunderer chinesischer Verhältnisse gewesen war.

Da hörte ich eilige Schritte draußen von der Treppe her kommen, und eine sehr prestierte [pressierte(?)] Stimme rief:

„Wo denn, wo? Welche Nummer?“

„Zweiunddreißig!“

Das war Omar, der von weitem antwortete.

„Zweiunddreißig? *Well!* Also links, hier, gleich da! *Wonderful!*“

Noch zwei Schritte, einen Sprung auf die Holzlage meines Vorzimmers, und da stand er, vom schnellen Laufen rasch atmend, in Hemdärmeln, barhäuptig und, wie früher auch schon immer, den goldenen Klemmer auf der Nase, den er so virtuos bis auf ihre Spitze herunter reiten zu lassen verstand.

„Charley!“ rief er aus.

So pflegte er meinen Vornamen auszusprechen. Er stand zunächst ganz still vor mir und betrachtete mich mit Augen, aus denen nichts als Liebe und nichts als Freude strahlte. Seine Lippen zitterten erregt. Dann folgte jenes mir bekannte Spiel der Gesichtsmuskeln, mit welcher er, ohne ihn zu berühren, den Klemmer zwang, langsam bis an das Ende der Nase vorzurutschen und dort so verwegen sitzen zu bleiben wie ein Clown, der auf der äußersten Croupe seines Pferdes hängt. Dann schüttelte er die an [166] der Schnur hängenden Gläser vollends ab, breitete die Arme aus, zog mich an sich und hielt mich, ohne ein Wort zu sagen, fest umschlungen. Hierauf schob er mich von sich ab, betrachtete mich noch einmal von dem Kopfe bis zu den Füßen herab genau und rief dabei aus:

„Ja, ja, er ist's; er ist's in Wirklichkeit! Ein Sihdi, der mit mir essen will! Ein Mensch, welcher Gedichte macht! Stimmt! Daß ich das nicht gleich gedacht und gewußt habe! Charley, wollen wir wetten?“

„Worüber?“

„Daß Ihr nicht ahnt, wen ich bei mir habe!“

„Ich wette nicht, niemals! Das wißt Ihr doch!“

„Also noch immer nicht? Miserabel! Ihr seid ein ganzer Kerl, ja, ein famoser Kerl, in allen Sätteln fest und praktisch auf dem Land und auf dem Wasser, aber das eine, das eine, was Euch fehlt, das will noch immer nicht werden: Ihr wettet nicht, und so lange Ihr das nicht thut, ist es nicht möglich, Euch einen vollkommenen Gentleman zu nennen!“

Das war seine alte und einzige Klage über mich, die ich damals unzählige Male hatte hören müssen.

„Ist es ehrlich, zu wetten, wenn man weiß, daß man gewinnen muß?“ fragte ich.

„Nein! Aber ich wette ja mit Euch, daß Ihr nicht gewinnen werdet!“

„Ich gewinne! Euer Verwandter, der Governor, ist bei Euch!“

Da trat er zwei Schritte zurück, setzte den Klemmer wieder auf, sah mich erstaunt an und sagte:

„Unbegreiflich! Dieser deutsche „Sihdi, welcher Gedichte macht,“ konnte fünf und auch noch mehr Pfund von mir gewinnen und hat nicht mitgethan! Aber - - - was sehe ich!“ Er streckte beide Arme nach vorn und sah die Hemdärmel ganz betroffen an. „Wie bin ich gekommen? Wie stehe ich da?! Schrecklicher Mensch, der ich bin! Aber es war so schwül und nur der Governor da! Ist auch in Hemdärmeln! Muß ihn warnen! Kommt herauf, Charley, aber schnell, schnell! Habe vor Freude ganz den Rock vergessen! Ich reiße aus! Pardon!“

Er war wirklich im Gesichte rot geworden, der liebe, gute Mensch! Nun lief er so schnell fort, wie er gekommen war. Der Sejjid hatte draußen gestanden und gewartet; jetzt kam er herein und sagte:

„Dieser Inglis hat mich aber doch hinausgeworfen!“

„Was? Hinausgeworfen?“

„Ja, aber nicht aus Zorn, sondern vor Freude.“

„Wieso?“

„Als ich das von der *Chair-and-umbrella-pipe* sagte, fragte er mich wirklich ganz so, wie du dachtest, woher du sie kennst. Als er dann erfuhr, daß du auf Ceylon und auf dem chinesischen Schiffe dabeigewesen seist, da sprang er auf und rief: „Das kann nur mein alter, lieber Charley sein! [“] Dann packte er mich an, warf mich zur [167] Thüre hinaus, sich selber aber auch mit, und rannte nach der Treppe. Der andere Inglis rief ihm nach, er solle doch erst den Rock anziehen, aber er hörte gar nicht darauf. O, Sihdi, diese Inglis müssen sehr gute Menschen sein, weil sie dich so lieb haben! Ich bin nur froh, daß ich ihnen die fünf Pfund nicht wiedergegeben habe; das hätte sie denn doch vielleicht gekränkt!“

„Es sind zwei Engländer vom höchsten Adel, Omar. Sei also höflich, sehr höflich mit ihnen!“

„Du brauchst keine Sorge zu haben, Sihdi! Mein Adel ist von Muhammed, also weit über tausend Jahre alt, und adelig sein, das kann man bei uns nicht, ohne auch höflich zu sein! Ich weiß nicht, wie das bei den andern Völkern ist!“

Als ich hinaufkam, standen wohl sieben oder acht Kellner da. Meine beiden Gastfreunde waren also im Hotel hoch abgeschätzt. Ich wurde mit einer so aufrichtigen Freude und einer so wohlthuenden Güte empfangen, daß ich mich sofort wie bei Verwandten fühlte, bei denen man zu Hause ist. Man stürzte nicht mit Fragen über mich her; es wurde sogleich gegessen. Es lag überhaupt nicht in der Art dieser beiden Männer, viel Worte zu machen. Was man ihnen nicht ungefragt sagte, das gab es für sie nicht. Natürlich erkundigte ich mich nach dem Schiffe, mit welchem sie gekommen seien.

„Schiff?“ antwortete Raffley. „Ach, das weiß dieser Charley noch gar nicht. Kommt schnell heraus nach dem vordern Raume! Da seht Ihr es liegen.“

Er zog mich hinaus, wo man zwischen den Baumkronen hindurch den Hafen sehen konnte, was unten bei mir nicht der Fall war. Er deutete mit der Hand in die betreffende Richtung, und da sah ich, weit entfernt von der Stelle, an welcher der Platz der „Coen“ gewesen war – – die „Yin“ vor Anker liegen.

„Also doch, doch, doch, die ‚Yin‘!“ rief ich voller Freude aus. „Ich habe es mir gedacht und konnte es doch fast nicht glauben!“

„Ihr kennt den Namen?“

„Ja. Ich sah sie in den Hafen kommen, hell und leicht und schön wie eine Nymphe! Ein Fahrzeug, wie ich noch keins gesehen habe!“

„Freut mich, freut mich, Charley! Ist ganz nach meinen eigenen Angaben entworfen und gebaut!“

„Aber es wurde doch nur ein Mann im Boot abgegeben; dann geht ihr wieder fort!“

„Weil ich den Ankerplatz nicht kannte. Mußte mich erst erkundigen, an welcher Stelle ich die Kette fahren lassen konnte, und bin inzwischen wieder hinausgedampft und dann zurückgekehrt. Kommt wieder herein! Müssen auf diese meine ‚Yin‘ ein Glas leeren!“

Wir gingen zu dem Governor zurück und stießen mit ihm auf die Jacht an; er that bereitwillig Bescheid. Raffley füllte die Gläser wieder und sagte:

[168] „Und nun auf das Wohl einer andern ‚Yin‘, die mir noch tausend-, tausendmal teurer als diese ist! Ich bitte, bis auf den letzten Tropfen leer!“

Ich folgte natürlich dieser Aufforderung; der Governor aber warf Raffley einen verweisenden Blick zu und rührte das Glas nicht an.

„Well! Ganz, wie Ihr wollt!“ meinte dieser entschuldigend und begütigend. „Ich werde meine Wette aber doch gewinnen!“

Was war das für eine „andere Yin“? Und was war das für eine Wette? Es gab da einen Punkt, in welchem beide nicht übereinstimmten. Und es mußte sich um mehr, um viel mehr als um eine bloße Wette handeln. Wer, wie der Governor, einer solchen Aufforderung nicht Folge leistet, der macht sich einer Beleidigung schuldig, welche nach den Gesetzen der Kreise, denen diese beiden angehörten, sonst nur einen blutigen Ausgang nehmen kann. Wie kam es, daß Raffley, der in Bezug auf Ehrensachen so außerordentlich empfindliche Edelmann, sie in so ruhiger, ja sogar begütigender Weise hingenommen hatte? War er sich vielleicht einer Schuld bewußt? Ganz gewiß nicht! Dieser Mann trug trotz aller seiner Eigenheiten nicht eine Spur der Möglichkeit in sich, irgend etwas zu thun, was im Codex der guten Gesellschaft als unerlaubt bezeichnet wird. Es konnte sich hier nicht um ein Vergehen, sondern nur um eine Verschiedenheit der Ansicht handeln, zumal der Governor, sobald das Quiproquo vorüber war, sich ganz so unbefangen wie vorher zu ihm verhielt.

Und doch konnte es dem scharfen Beobachter nicht entgehen, daß ein unsichtbares Fragezeichen zwischen dem einen und dem andern schwebte, und dieses Fragezeichen schien ein chinesisches zu sein. Es verstand sich ganz von selbst, daß wir, die wir uns hier am Thore von China befanden, dieses Land auch im Gespräche wiederholt berührten; dann wurde der Governor jedesmal still; man merkte deutlich, daß er sich Reserve auferlegte. Und Raffley war es anzuhören, daß er sich bemühte, seine Aeußerungen abzumessen. Ich selbst befand mich da in einer ziemlich unbequemen Lage. Der Governor war kein Freund der mongolischen Rasse; das stand fest. Raffley war es früher auch nicht gewesen, schien aber seine Ansicht geändert zu haben; jedenfalls gab es für ihn einen Grund, sich

nicht so zu äußern, wie er es zu dürfen wünschte. Und ich mußte mich, um nicht anzustoßen, mit oberflächlichen Bemerkungen behelfen, obgleich es in meiner Natur liegt, jeder Sache gern auf den Grund zu gehen. Darum traten zuweilen Pausen ein, welche selbst durch Liebenswürdigkeiten nicht unbemerkt gemacht werden konnten.

Ich muß sagen, daß Raffley mir jetzt anders vorkam, als er früher gewesen war. Schon körperlich hatte er sich verändert. Seine hagere, knochige Gestalt war voller geworden; die scharfen Linien seines Gesichtes hatten sich ge- [169] mildert. [gemildert] Die Nase trat nicht mehr so hervor; es zeigte sich alles runder, sanfter, ansprechender als vorher. Er war, um mich so ausdrücken zu dürfen, jetzt bedeutend „hübscher“ als vorher. Seine Physiognomie war früher die eines scharfen Denkers, eines sehr willenskräftigen Mannes gewesen, der mit selbstbewußter Rücksichtslosigkeit seine eigenen Wege geht; nun aber schien der Geist sich mit der Seele vermählt zu haben, und das, das freute mich so sehr. Der Spleen war vollständig verschwunden und mit ihm die unendliche Gleichgültigkeit für alles, was nicht Old England und den Sport betrifft. Er zeigte ein lebhaftes Interesse für alles Reinmenschliche, und der starre, rechthaberische Dogmenglaube von früher hatte auch ein anderes, freundlicheres Gesicht bekommen. Damals war er nichts weiter als ein Engländer im Superlativ, ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle; jetzt aber war er mehr, viel mehr, nämlich ein harmonisch denkender Mensch und ein zwar nicht schöner, aber dafür bedeutender Mann.

Indem ich das alles beobachtete, fragte ich mich, durch welche Ursache diese Veränderung wohl hervorgebracht worden sei. Ich hätte wohl gern das „ewig Weibliche“ zur Beantwortung herbeigezogen, zumal ich an mir selbst erfahren habe, welchen segensreichen Einfluß diese größte Macht der Erde auf unsere sogenannten „männlichen“ Schwächen und Härten hat; aber er war stets so unnahbar maskulin gewesen, daß ich diesen Gedanken fallen ließ, zumal wir jetzt bis zum späten Abend beisammen blieben, ohne daß auch nur ein einziges Wort gefallen wäre, welches mir erlaubt hätte, zu vermuten, daß er jetzt verheiratet sei. Ich stand da vor einem psychologischen Rätsel, dessen Lösung ich nicht meinem Scharfsinn, sondern der Zukunft überlassen mußte.

Und diese Zukunft, wenigstens die naheliegende, unmittelbare, schien durch dieses heutige Zusammentreffen eine Direktion zu bekommen, an welche ich bis zum Erscheinen Raffleys in meiner Wohnung nicht hätte denken können. Ich sagte ihm nämlich, daß ich seine „Yin“ von der „Coen“ aus gesehen hätte, und erwähnte dabei meine Absicht, auf dieser letzteren Passage zu nehmen.

„Passage?“ fragte er. „Auf einem Schiffe, welches „Coen“ genannt wird? Fällt Euch gar nicht ein, Charley! Ihr nehmt natürlich Passage auf meiner „Yin“. Basta!“

„Herzlichen Dank, Sir!“ antwortete ich. „Aber ich muß mit der „Coen“ nach Uleh-leh.“

„Das ist der Hafenort von Atjeh. Was wollt Ihr dort?“

„Eine Geschäfts- oder vielmehr Geldangelegenheit ordnen. Es betrifft nicht eigene Angelegenheit; ein Freund hat mich darum gebeten.“

„Ist es notwendig?“

„Sogar eilig. Es handelt sich zwar um kein großes Kapital; für den Betreffenden aber würde der Verlust groß genug sein, ihn zu ruinieren.“

„So müßt Ihr freilich hin, wenn Ihr's versprochen [170] habt. Aber warum mit dieser „Coen“? Meine „Yin“ kann auch hinüber, und zwar, sobald Ihr wollt! Nur aber müßt Ihr mir versprechen, dann bei uns zu bleiben.“

„Kann ich etwas versprechen, ohne Euer Ziel zu wissen, Sir?“

„Unser Ziel? Hm! Nun, wir gehen nach China.“

„Bis wohin? Wie weit?“

„Hört, Charley, betrachtet Ihr Euch als meinen Freund?“

„Ich bin es von ganzem Herzen!“

„Well, so fragt einmal jetzt nicht! Ihr wißt, daß ich Herr meiner Zeit bin und daß ich meinen Kurs an jedem Tage ändern kann, wie ich Euch jetzt mit Uleh-leh bewiesen habe. Wenn Ihr es so eilig habt, können wir schon in dieser Nacht in See gehen. Ihr sagt, es handle sich um Geld. Was das betrifft, so weiß ich, daß Ihr ein sehr verständiger Mann seid; aber ich bin doch wohl noch verständiger, denn wer mehr Geld hat, der hat auch mehr Verstand. Ihr seid der „Sihdi, welcher Gedichte macht“, und dieser mein Verstand sagt mir, daß der Mammon und die Seele eines Dichters zwei Dinge sind, die man als Freund so weit wie möglich

auseinander halten soll. Es würde mit eine Freude sein, dies thun zu können. Um was handelt es sich denn eigentlich?"

„Um die Sicherstellung eines Kapitaless, welches ein Deutscher drüben in Atjeh stehen hat. Ich habe die briefliche Bitte nebst Einlagen in Colombo bekommen.“

„Und wo steckt jetzt diese briefliche Bitte? Darf ich sie einmal lesen?"

Ich kannte meinen Raffley zu genau; da war nichts zu verweigern, wenn es sich nicht um geradezu persönliche Geheimnisse handelte. Ich mußte hinuntergehen und das Schreiben holen. Er las es durch, auch die beiliegende Vollmacht, steckte beides in die Tasche und sagte lächelnd:

„Dachte es mir! Ich habe den größeren Verstand! Wir dampfen nicht nach Uleholeh, sondern gehen morgen früh miteinander hier auf die Bank, sagen wir „Hongkong and Shanghai Banking Corporation“. Da kennt man John Raffley ganz genau, und in zehn Minuten ist die Sache abgemacht. Basta! Bitte, kein Wort mehr verlieren. Ihr wißt, wenn ich meinen Willen haben will, so habe ich ihn! Und nun hier meine Hand: schlagt ein, daß Ihr mit uns auf meiner „Yin“ nach China geht!“

Er hielt mir die Hand hin. Das war ja der reine Sturm! Es kam so unerwartet! Sein Wunsch war nicht nur ehrlich gemeint, sondern mir auch außerordentlich sympathisch, aber ich hatte doch vorher wichtiges zu bedenken und - - - da fühlte ich unter dem Tische eine Berührung; der Governor hatte mich mit dem Fuße gestoßen und nickte mir, als ich ihn ansah, heimlich bittend zu. Auf seinem jetzt von Raffley nicht beachteten Gesichte stand der dringende Wunsch geschrieben, daß ich „ja“ sagen möge. Da ließ ich denn alle Bedenken fallen und legte meine Hand in die dargereichte des Freundes, indem ich, halb scherzend und halb ernst, bemerkte:

[171] „Aber, Sir, ich bin nicht allein. Hat die „Yin“ auch Platz für meinen Diener?"

„Für diesen Prachtmenschen, der, wie ich gar wohl bemerkt habe, für seinen „Sihdi, welcher Gedichte macht“, durch Wasser und durch Feuer geht? Welche Frage! Natürlich habe ich Platz, denn treuer wie er kann selbst mein alter Tom und auch der Bill nicht sein.“

„Leben beide noch? Sind sie hier?"

„Jawohl! Seit ich die neue Jacht besitze, sind sie avanciert. Ich nenne Tom nicht mehr Steuermann, sondern Kapitän, worauf er ungeheuer stolz ist, und Bill ist Steuerer geworden. Es wird Euch auf der „Yin“ gefallen. Ich habe die Photographien ihrer Räume hier; die werde ich Euch zeigen. Ich hole sie.“

Er verließ das Zimmer. Dies benutzte der Governor, mir seine Hand über den Tisch herüber zu reichen, wobei er in herzlichem Tone sagte:

„Ich danke Euch, Sir, daß Ihr eingewilligt habt! Zwischen mir und John steht ein Gespenst, welches denselben Namen wie die Jacht führt, nämlich „Yin“. Wir vermeiden, von ihm zu sprechen, und dadurch entsteht zwischen uns eine leere, schmerzende Lücke, welche durch Eure Gegenwart weniger empfindlich wird. John giebt viel, sehr viel auf Euch; das weiß ich, obgleich Ihr Euch so lange Zeit nicht gesehen habt. Ich hoffe, daß Eure Gegenwart mich unterstützen wird, unsere große Wette, von deren Gegenstand wir aber, seit wir sie eingegangen sind, nicht sprechen, zu gewinnen.“

Wieder die Wette! Es schien eine ganz eigene und jedenfalls sehr wichtige Bewandnis mit ihr zu haben!

Raffley brachte die Bilder. Er sprach mit heller Begeisterung von seiner „Yin“, und der Governor stimmte, so lange sich dieser Name nur auf die Jacht bezog, in dieses Lob mit ein. Da kam auch die Photographie des Marmorkopfes zum Vorschein. Raffleys Augen bekamen doppelten Glanz; es war ein Blick der innigsten, der rührendsten Liebe, mit welchem er sie betrachtete. Ich hatte noch nie solche weiblichen Züge gesehen. Waren sie kaukasisch oder mongolisch? Waren das mandelförmige oder geschlitzte Augen? Jedes einzelne Teil dieses ganz eigenartig schönen Gesichtes war eine Frage, welche kein Pinsel und kein Meißel zu beantworten vermochte, und trotzdem oder wohl grad darum kamen mir die Worte über die Lippen:

„Ist das Porträt oder Phantasie?"

Da sah der Governor mich bedeutungsvoll an, und ich las von seinen sich lautlos bewegenden Lippen:

„Das ist das Gespenst!"

Raffley sah diese Mitteilung seines Verwandten nicht; er schien seinen Blick nicht von dem Bilde trennen zu können, schob es dann aber doch zu den andern hin und sagte, indem er die Hände wie in ihn plötzlich überkommender Andacht

zusammenlegte:

„Es ist Yin, die Güte! Wißt Ihr, Charley, was Güte [172] ist? Nein. Niemand weiß es. Oder seid Ihr wissend genug, mir nicht eine kalte Definition des Begriffes zu liefern, sondern mir Eure ganze Persönlichkeit als Offenbarung dieser Güte aufzuopfern?“

Er sah mich, indem er hoch aufgerichtet vor mir stand, an. Dann richtete sein Blick sich zur offenen Thür hinaus in das Freie, wo die Sterne leuchteten und auf den Wogen silberne Lichter fluteten und fügte langsam hinzu:

„Und so eine Offenbarung ist mir geworden! Mein Gott, ich danke dir!“

Der Governor zog die Spitzen seines dichten, grauen Schnurrbartes nervös durch die Finger. Diese Wendung war ihm unangenehm. Vielleicht hatte er ein abermaliges, zurechtweisendes Wort auf den Lippen; aber es wurde nicht ausgesprochen, denn die Kellner kamen und baten um die Erlaubnis, abdecken zu dürfen. Wir hatten eine Stunde auf das Essen verwendet und waren dann noch fast dreimal so lange am Tische sitzen geblieben. Der Governor begleitete mich höflich bis an die Treppe; Raffley aber ging mit bis in den Garten hinab.

„Noch einen Augenblick, Charley,“ sagte er, mich zu einer Bank führend. „Setzen wir uns!“

Ich nahm an, daß er mir noch eine besondere Mitteilung zu machen habe; er saß aber längere Zeit schweigend da, ehe er begann:

„Ihr habt Fragen auf dem Herzen. Nicht?“

„Aufrichtig geantwortet: Nein!“

„Well! Ihr seid eben so, wie man sich einen Freund wünschen muß. Nicht wahr, Charley, Ihr habt früher gebetet und betet heut auch noch?“

„Ja.“

„Auch für andere?“

„Wer nicht für andere beten kann, der soll lieber gar nicht beten.“

„Richtig! So bitte ich Euch, tragt dem Herrgott auch für mich ein gutes Wort hinauf! Zweifelt nicht daran, daß ich es nötig habe! Ich möchte unsere Wette so gern, so gern gewinnen. Es ist wohl kein Wortbruch, wenn ich Euch im Vertrauen sage, daß ich Raffley-Castle mit allem, was zu diesem Schlosse und zu diesem Namen gehört, an diese Wette gewagt habe.“

„Unmöglich!“

„Nicht unmöglich, sondern wirklich!“

„Aber, Sir, ich kann es doch nicht glauben! Ich weiß, wie gern Ihr wettet. Bei Eurem ungeheuren Vermögen ist dies unter gewöhnlichen Verhältnissen auch mit keiner Bedenklichkeit - - -“

„Pshaw!“ unterbrach er mich. „Daran denke ich nicht. Ich habe ja grad dieses ungeheure Vermögen auf eine einzige Karte gesetzt. Wenn ich verliere, bin ich in Beziehung auf das Geld ein armer Mann, aber in anderer Beziehung vielleicht noch reicher, als vorher. Aber um anderer [173] willen will und muß ich gewinnen. Darum betet für mich, Charley! Euer Gebet soll nicht meinem Vermögen gelten, sondern etwas ganz Anderem und viel Höherem. Werdet Ihr?“

„Ja, Sir John.“

„Ich danke Euch! Glaubt nicht, daß etwas Schlimmes zwischen mir und dem Governor liegt! Es ist eine einfache Familienangelegenheit, über die er anders denkt, als ich gedacht habe. Und wenn Ihr mich jetzt vielleicht etwas anders findet, als ich früher gewesen bin, so seid überzeugt, daß ich dadurch nicht verloren, sondern gewonnen habe. So, das ist es, was ich Euch sagen wollte. Mögen der ersten „guten Nacht,“ die wir uns jetzt nach dem heutigen Wiedersehen wünschen, die guten Tage folgen, in denen der jetzige John Raffley als Mensch das nachholt, was der frühere als Englishman versäumt hat!“

Er drückte mir die Hand und ging. Ich sah ihn so langsam, als ob er an Gedanken schwer zu tragen habe, die Treppe hinaufsteigen.

Wie hatte er so recht, als er meinte, daß er anders geworden sei! Ihn so lange und so zusammenhängend sprechen zu hören, wie jetzt, das war mir früher nie passiert. Er hatte grad durch seine Wortkargheit und Kürze imponiert. Und wie anders hatte er nicht bloß sprechen, sondern auch fühlen gelernt! Es war etwas erwacht, was früher in ihm geschlafen hatte. Wohl der Hand, die es aus dem Schläfe erweckt hatte!

Am andern Morgen kam er mit seinem Verwandten zu mir herunter, um den Kaffee bei mir einzunehmen. Welchen Grades diese Verwandtschaft eigentlich war, das wußte ich nicht und war auch nicht zudringlich genug, danach zu fragen. Sie nannten sich nicht *thou*, sondern *you*, sprachen sich mit Sir an, und wenn der Ton

einmal intimer wurde, so war ein *dear uncle* oder *dear nephew* beliebt. Während wir bei mir saßen, kam Tom, der „Kapitän“, um zu melden, daß man Kohlen eingenommen habe und auf der „Yin“ nun alles „*all right*“ sei; das war sein Lieblingswort. Er war lang und hager, hatte die ganze Haltung und den schleppenden Gang, der dieser Art von Leuten eigen zu sein pflegt, und besaß zwei wunderbar kluge, kleine Aeuglein, welche höchst scharf und selbstbewußt über die große, scharfgeschnittene Nase hinwegblickten. Raffley hatte ihn gewöhnt, nie anders als nur in den kürzesten Worten zu sprechen. Er erkannte mich sofort, und als er erfuhr, daß ich mitfahren werde, schlug er mit der rechten Faust in die linke Hand und rief dabei aus: „Das ist ein Wort! Macht mir Freude!“ Das war sein ganzer Herzenserguß, dafür aber um so aufrichtiger gemeint.

[174] Nach dem Kaffee suchten wir das Bureau der Hongkong and Shanghai Banking Corporation auf. Als Raffley seinen Namen nannte, konnte ich den Eindruck wohl bemerken, den dieser auf alle Anwesenden machte. Er trat auf, als ob er der Chef dieser Filiale sei, und es erfüllte sich, was er gestern Abend vorhergesagt hatte: in zehn Minuten war die Sache abgemacht. Mein Auftraggeber konnte zufrieden sein!

Eben wollten wir gehen, da trat eine Dame ein, deren Anblick mich zu einem Ausrufe freudigster Ueberraschung zwang - - - Mary Waller. Sie war außerordentlich bleich, sah sehr abgespannt aus und schien sich in einer nicht gewöhnlichen Lage zu befinden, denn ihr Anzug zeigte die Spuren einer Vernachlässigung, welche ihr sonst nicht eigen war, jetzt aber von ihr gar nicht beachtet wurde. Sie war so mit sich selbst beschäftigt, daß sie meinen Ausruf gar nicht auf sich bezog, mich überhaupt nicht sah, sondern mit schnellen Schritten auf den Disponenten zuing und ihm die kurze, hastige Frage vorlegte:

„Kennen Sie mich noch?“

Er sah sie an. Ihr zwar seidener, aber sehr zerknitterter und mit einigen Rissen versehener Mantel wollte ihm nicht gefallen; aber Mary war eine Persönlichkeit, welche man nicht leicht vergessen konnte. Er besann sich und antwortete höflich:

„Ja, ich kenne Sie. Sie sind Amerikanerin und haben vor einiger Zeit zweitausend Gulden bei uns entnommen. Ich glaube, Ihr Herr Vater war dabei.“

„Richtig! Heut brauche ich etwas über fünfzigtausend.“

„Gern. Darf ich bitten!“

Selbstverständlich erwartete er, daß sie ihm irgend ein Kreditpapier vorlegen werde, und hielt ihr die Hand entgegen. Sie aber stieß, halb verlegen und halb [175] zornig über ihre gegenwärtige Situation, die Worte hervor:

„Ich bitte, mir diese Summe auf mein Wort und meine Ehrlichkeit zu geben. Ich habe keine Anweisung!“

„Thut mir leid; ist principiell unmöglich!“

„Mein Himmel! Ich muß und muß es haben! Mein Vater befindet sich in der Gefangenschaft der Malaien von Atjeh, drüben auf Sumatra. Sie haben uns überfallen und alles abgenommen, auch die Kreditpapiere. Sie verlangen fünfzigtausend Gulden Lösegeld und haben mich in dieser Nacht in einer Praue³¹ herübergebracht, um diese Summe zu holen. Die Papiere aber verweigerten sie mir!“

Sie hatte diese Worte stoßweise, in wachsender Angst hervorgebracht. Der Disponent schüttelte den Kopf und erwiderte, zwar teilnehmend aber mit geschäftlicher Bestimmtheit:

„Ohne Unterlage wird Ihr Wunsch bei jeder Bank vergeblich sein. Das Unglück, welches Sie betroffen - - -“

Er wurde unterbrochen, den Raffley, welcher keine Ahnung davon hatte, daß ich die Bittstellerein kannte, stellte sich mit einigen schnellen Schritten an ihre Seite und erklärte:

„Ich eröffne dieser Dame hiermit bei Ihnen einen Kredit über sechzigtausend holländische Gulden, und bin überzeugt, daß ich sie wiederbekomme. Zahlen Sie sofort aus, was sie verlangt!“

Und sich vor ihr verbeugend, nannte er seinen Namen und fügte in seiner, sobald er wollte, herzgewinnenden Weise hinzu:

„Mylady, Sie schreiben Ihren Namen auf irgend einen Zettel, den man Ihnen geben wird, und können ihn wiederbekommen, so bald oder so spät es Ihnen

³¹ Malaiisches Boot.

gefällt."

Sie wendete sich ihm zu und sah ihm stumm in das gütig lächelnde Angesicht. In ihrem glücklichen Erstaunen fand sie keine Worte. Nun sie der Stelle, an der ich mich [176] befand, den Rücken nicht mehr zukehrte, sah sie auch mich. Sie erkannte mich natürlich sofort, doch war die Wirkung eine ganz andere, als ich wohl hätte vermuten dürfen. Der plötzliche Uebergang von der schwersten Sorge zu der Erkenntnis, daß sie nun geborgen sei, hob die übermäßige Anspannung ihrer Nerven aus; die Kräfte verließen sie. Sie ließ einen lauten Schrei erklingen, schloß die Augen, streckte die Arme aus, um nach einem Halt zu suchen, und wäre hingestürzt, wenn Raffley sie nicht gestützt hätte. Ich sprang hinzu. Sie war ohnmächtig geworden.

Da eilte der Disponent hinaus und kam nach noch nicht einer Minute mit einigen Malaiinnen zurück, welche Mary auf eine leichte Bambusbank betteten und diese mit ihr hinaustrugen.

„Kannte Euch die Dame, Charley?“ fragte mich Raffley, ohne sich um die Aufregung zu kümmern, in welcher sich sämtliche Bankbeamten befanden. „Fast schien es so!“

„Ja, wir kennen uns,“ antwortete ich. „Kommt her; ich muß Euch das erklären!“

Ich führte ihn in das nebenan liegende Wartezimmer, in welchem sich grad jetzt niemand befand, und klärte ihn so auf, wie die uns nur kurz zugemessene Zeit es mir erlaubte. Ich sagte ihm natürlich auch, daß ich Wallers unter einem andern Namen bekannt geworden sei, und bat ihn, mich ja nicht bei dem richtigen zu nennen.

„Well! Das verleiht Euch einen Anflug von Romantik, den ich Euch nicht rauben werde,“ lächelte er. „Ihr seid ja „ein Sihdi, welcher Gedichte macht,“ und solche Leute soll man - - -“

„Halt!“ unterbrach ich ihn. „Grad daß ich mich auch mit Gedichten befasse, dürfen Wallers am wenigsten erraten. Ich bitte also, besonders auch hierüber zu schweigen! Den Grund dazu werde ich Euch mitteilen, sobald wir Zeit dazu haben. Ich glaube, man verlangt jetzt nach uns.“

Ich sah eine der Malaiinnen kommen, welche uns mitteilte, daß die fremde Njonja³² wieder zu sich gekommen sei und bitte, mit uns sprechen zu dürfen. Sie führte uns nach einer gegen den Hof liegenden Veranda, wo Mary, auf einem bequem ausgezogenen Sessel ruhend, uns erwartete.

Ich darf mir wohl erlauben, über die erste Viertelstunde dieses Zusammenseins hinwegzugehen. Sie war der Freude des Wiedersehens und unseren Bemühungen gewidmet, Mary zu beruhigen und sie zu überzeugen, daß für sie und ihren Vater alles nur denkbar Mögliche geschehen werde. Hierauf hielt sie es für ihre Pflicht, zu erzählen, was mit ihr und ihm geschehen war. Raffley aber bat sie in seiner mir so wohl bekannten, rücksichtsvollen Weise, sich zu schonen und uns einstweilen nur zu sagen, wo hier ihre Wohnung sei. Sie nannte unser eigenes Hotel, worauf [177] er ihr, als sie sich stark genug dazu erklärte, einen Wagen bringen ließ und sie bat, uns nach meinem Zimmer melden zu lassen, wann sie sich ausgeruht habe.

Als sie fortgefahren war, ließ er sich die von ihr gewünschte Summe auszahlen, worauf wir ihr per Rickschahs nachfolgten. Im Hotel angekommen, teilte ich dem Sejjid mit, daß Miß Mary Waller hier sei; er möge sich unauffällig nach ihrem Zimmer erkundigen.

„Die Miß aus Amerika?“ fragte er erfreut. „Die liebe ich! Ich werde das sehr schnell erfahren.“

Es dauerte allerdings nicht lange, bis er wiederkam. Sein Bericht lautete:

„Sie ist heut in der Nacht zu Fuß und ganz allein vom Hafen hergekommen und hat sehr lange läuten müssen, ehe man ihr geöffnet hat. Sie ist sehr schwach und elend gewesen, hat weder gegessen noch getrunken, sondern sich gleich auf das Bett geworfen und vor Müdigkeit bis vor einer Stunde geschlafen. Dann ist sie in die Stadt gegangen und vor einigen Minuten in einem Wagen zurückgekehrt. Sie wohnt drüben im großen Hause und hat nach einem Arzt geschickt. An ihrer Zimmerthür steht die Nummer Zwanzig.“

„Gut! Geh hin, und warte, bis der Arzt bei ihr gewesen ist; dann bringst du ihn zu mir. Aber sie soll nichts davon wissen.“

Ich vermutete, daß dieser Arzt einer von den beiden sei, welche ihren Vater behandelt und nach Atjeh geschickt hatten, und ich hatte recht, denn als er kam,

³² Dame, Herrin.

war er derselbe, den ich besucht hatte, um mich nach Wallers Krankheit zu erkundigen. Er war von Mary gerufen worden, um über den Zustand ihres Vaters, welcher sich in Atjeh verschlimmert hatte, gefragt zu werden, und wir wollten mit ihm sprechen, um, ohne die Tochter damit belästigen zu müssen, etwas über die gegenwärtige Lage des Vaters zu erfahren.

Er konnte uns natürlich nur sagen, was er von ihr gehört hatte, und das war nichts Zusammenhängendes, nichts Ausführliches gewesen. Wallers waren zunächst nach Uleh-leh und von da hinauf nach Kota Radscha gefahren, wo ihnen der Gouverneur infolge eines Empfehlungsschreibens eine Wohnung im Kratong, der früheren Citadelle der Eingeborenen, gegeben hatte. Da dort aber die militärische Besatzung der Holländer liegt, so hatte der Kranke dort die ihm so notwendige Stille und Ruhe vermißt. Aus diesem Grund, und weil Kota Radscha immer noch nahe an der fieberschwangeren Küstenniederung liegt, hatte er sich durch keine Vorstellung und keine Warnung abhalten lassen, noch höher hinaufzugehen, und war mit seiner Tochter und einigen Trägern nach den wilden Höhen des Barissangebirges aufgebrochen. Was nun alles unterwegs und dann auch oben unter den für unbotmäßig gehaltenen Bergmalaien geschehen war, das hatte Mary nicht erzählt, wahrscheinlich um nicht sagen zu [178] müssen, wir falsch ihr Vater sich zu diesen Leuten verhalten hatte, welche die Weißen als die Räuber ihres Landes und die Unterdrücker ihres Glaubens betrachten und darum eine unversöhnliche Feindschaft gegen sie hegen. Aber Schlimmes, sehr Schlimmes mußten sie erlebt haben, bis es schließlich zu der Katastrophe gekommen war, deren Folge in der Gefangennahme Wallers und seiner Tochter bestand. Er hatte getötet werden sollen, doch war es ihr gelungen, durch unausgesetzte Bitten und Thränen die Bitjara³³ zu dem Versprechen zu vermögen, ihn gegen ein Lösegeld von fünfzigtausend Gulden freizugeben. Sie hatte den Auftrag bekommen, dieses Geld zu holen, und war zu diesem Zwecke quer durch das ganze Bergland bis hinunter zur Ostküste geschleppt worden, von wo aus man sie quer über die Malakkastraße gebracht hatte, und zwar in einem malaiischen Fahrzeuge, dessen Beschaffenheit und Besatzung ihr geradezu zur Hölle geworden war. Bei der nächtlichen Landung hatte sie noch einmal versprechen müssen, keinen Namen zu verraten, weil man das mit dem Tode ihres Vaters rächen werde.

„Er ist aber trotzdem verloren,“ fügte der Arzt hinzu, „denn ich vermute, daß sie ihn trotz des Lösegeldes umbringen werden, wenn sie es nur erst haben. Diese Malaien sind schon zu gewöhnlicher Zeit ganz treu- und gewissenlose Menschen, und jetzt, wo wir genau wissen, daß sich unter ihnen eine blutige Empörung gegen alle Europäer vorbereitet, werden sie erst recht keinen Pardon erteilen. Und selbst wenn sie ehrlich handelten, was aber ganz ausgeschlossen ist, so könnte man das Leben Wallers nicht mehr retten; er wird der Krankheit und den Anstrengungen und Entbehrungen erliegen, die er so unvorsichtiger Weise auf sich genommen hat.“

„Sie selbst haben ihn aber ja hinübergeschickt!“ warf ich ein.

„Ich habe vom Bergland gesprochen, aber nicht von den einsamen Höhen und Schluchten des Barissangebirges, wo keiner der feindseligen Malaien ihn aufnimmt, um ihn gesund zu pflegen!“ antwortete der Arzt. „Er war so schwach, daß er getragen werden mußte. Denken Sie sich eine solche Tour durch wildes Gebirge! Keine Bequemlichkeit, keine Nahrung, keine Ruhe, kein Trost! Wenn er heute noch lebt, es ist ein Wunder zu nennen! Dieser Herr hat einen fürchterlichen Eigenwillen und scheint von der Gefährlichkeit der Dysenterie nicht eine Spur von Ahnung zu besitzen!“

Er ging. Kurze Zeit später ließ Mary fragen, ob sie zu mir kommen könne, und folgte dem Boten auf dem Fuße. Raffley ergriff ihre Hand, führte sie zu einem Sitze und nahm ihr, ehe sie zu sprechen begann, das Wort aus dem Munde:

„Mylady, schonen Sie sich! Wir brauchen nur sehr [179] wenig zu wissen, und ich bitte um die Erlaubnis, Sie fragen zu dürfen. Es wurde ihnen von den Malaien eine Zeit gesetzt?“

„Ja“, antwortete sie. „Ich habe spätestens mit der „Coen“, Kommandant Wilkens, möglichst aber noch eher nach Uleh-leh zurückzukehren.“

„Well! Sie werden eher zurückkehren! Wohin sollen Sie das Geld bringen?“

„Man sagte mir, daß man mich beobachten werde, sobald ich im Hafen angekommen sei. Es werde ein Eingeborener zu mir treten, um mir die Hälfte einer zackig zerschnittenen Betel-Nuß zu geben, deren andere Hälfte ich bekommen und hier in

³³ Beratung der Häuptlinge.

meiner Tasche habe. Wenn ich sähe, daß die beiden Hälften genau zusammenpassen, solle ich ihm das Geld geben und dabei sagen, wohin man meinen Vater bringen solle. Aber ich möge ja ehrlich sein und keine Hinterlist planen, weil der Häuptling, dem mein Vater übergeben worden sei, sein Wort auch halten werde."

„Das genügt für jetzt, Mylady. Mehr brauchen wir nicht zu wissen. Ich habe nämlich eine allerliebste, kleine, hübsche Jacht, und auf ihr eine ebenso allerliebste Wohnung für eine Dame. Ich dampfe von jetzt an in vier Stunden nach Uleh-leh. Unser Freund hier geht auch mit, und zwar mit Sejjid Omar, seinem Diener."

„Wie herrlich!" rief sie aus, für den Augenblick trotz ihrer Lage ganz entzückt.

„In diesen zwei Worten liegt Ihre Zustimmung, daß Sie sich uns anschließen wollen," lächelte er befriedigt. „Diese vier Stunden bieten Ihnen hoffentlich hinreichend Zeit zur Ergänzung Ihrer Toilette. Ich eile, meinen Befehl zur Jacht zu senden und einen Verwandten zu holen, den ich Ihnen vorstellen muß, weil er auch mit fährt."

Er entfernte sich. Sie sah mich verlegen fragend an. Ich erriet, was sie wollte. Sie war vollständig mittellos, und er hatte von der allerdings sehr gebotenen Ergänzung ihrer Toilette gesprochen.

„Haben Sie keine Sorge, Miß Mary!" bat ich sie. „Dieser Gentleman weiß immer, was er sagt. Und das, was er thut, stimmt stets und ganz genau mit dem zusammen, was er sagt. Das Lösegeld hat er bereit, und was sonst noch nötig ist, wird Ihnen werden, ehe Sie es brauchen."

„Welch ein Mann! Als er in der Bank so plötzlich entscheidend zu mir trat, war es mir, als habe Gott ihn mir gesandt!"

„Durch solche Menschen wirken Engel, weil sie auf Böse niemals wirken können."

Hierauf benutzte ich dieses kurze Alleinsein mit ihr, über Raffley einstweilen so viel mitzuteilen, wie für sie und die ersten Tage nötig war. Er kam sehr bald zurück und brachte den Governor mit, welcher gegen sie die ganze [180] Liebenswürdigkeit entfaltetete, die einem gewesenen Governor von Ceylon nur möglich ist. Wie ich später erfuhr, hatte Raffley trotz seiner kurzen Abwesenheit doch Zeit gefunden, eine Summe in Papiergeld in ein Couvert einzuschließen und auf den Tisch ihres Zimmer legen zu lassen. Sie ahnte das nicht, und als sie sich erhob, um fortzugehen, that sie das vielleicht mit schwerem Herzen, weil er kein Wort von dem gesagt hatte, worüber man gegen Damen keine Worte macht, obgleich es doch so wichtig und so nötig ist.

Kaum hatte sie sich entfernt, Raffley und der Governor waren noch bei mir, so kam Omar, um den Chinesen Tsi anzumelden. Er war heut nun frei, und da ich ihn noch nicht aufgesucht hatte, so war er so klug gewesen, sich auf den Weg zu mir zu machen. Zufälligerweise hatte ich den beiden Engländern gestern Abend bei Tische von ihm und seinem Vater erzählt. Sie kannten mein Zusammentreffen mit ihm und seinem Vater in Kairo, und so wurde er, als er kam, wenigstens von Raffley als halber Bekannter behandelt. Der „*dear uncle*" aber verhielt sich reserviert. Chinesen waren eben in seinen Augen kein gleichwertiges Menschenmaterial.

Ich ließ den jungen Mann nicht lange im unklaren über Wallers, sonder [sondern] teilte ihm die Verhältnisse, so weit wir sie kannten, aufrichtig mit. Er erschrak.

„Die Dysenterie!" rief er aus. „Schon so lange Zeit! Vielleicht gar schon in Indien! Und da oben auf Sumatra keine Kost, die ihn stärkt, statt dessen aber leibliche und seelische Anstrengung im höchsten Grade! Meine Herren, ich muß mit!"

„Muß! Muß?" fragte der Governor tadelnd.

„Ja! Dieses Wort mag nicht wie eine Bitte, nicht höflich klingen; aber ich bin erregt. Wenn Sie Waller retten wollen, so müssen Sie mich mitnehmen! Nur ich allein kann ihn retten!"

„Sie allein? Wieso?"

„Weil nur ich allein ein sicheres, untrügliches Mittel gegen den Würngengel Dysenterie kenne. Wissen Sie, was Ko-su ist?"

„Nein," antwortete der Governor.

„Oder Sie, Mylord?"

Er richtete die Frage an Raffley.

„Nein," antwortete dieser.

„Oder Sie?" fragte er mich.

„Ko-su ist *Brucea sumatrana*, allerdings das Spezifikum gegen Dysenterie,“ sagte ich.

„Aber wissen Sie, wie dieses Mittel in so schweren Fällen zu geben ist?“

„Nein.“

„Kennen Sie die Pflanze überhaupt? Haben Sie sie gesehen?“

„Nein.“

„Sie wächst da drüben in Atjeh, stellenweise sogar [181] massenhaft; aber Sie werden Sie [sie] niedertreten, ohne zu ahnen, daß Sie das Leben Ihres Freundes mit ihr retten könnten! Ich bitte also, mich mitzunehmen! Thun Sie es nicht, so werde ich mir einen Extradampfer mieten, denn auch ein Chinese kann so etwas bezahlen. Aber Ihre Jacht ist schneller als jedes Schiff, welches ich bekommen könnte, und wenn Sie mich nur an Bord zu sich lassen, so will ich mit dem äußersten Winkel fürlieb nehmen, und Sie werden mich nicht eher wieder zu sehen bekommen, als bis in Uleh-leh an das Land gegangen wird. Wo es sich um ein Menschenleben handelt, sollte man doch nicht an Rassenfragen denken!“

Er stand hoch aufgerichtet vor dem Governor, der ihn beleidigt hatte. Seine Augen funkelten.

„Na, so nimm ihn mit!“ sagte dieser in einem Tone zu Raffley, als ob es ihm schwer werde, diese Einwilligung zu erteilen.

„Aber ganz selbstverständlich! Sie sind mir sehr willkommen, Mr. Tsi. In drei Stunden dampfen wir ab. Ist das Zeit genug für Ihre Vorbereitungen?“ fragte Raffley.

„Wenn es einen Freund zu retten gilt, habe ich keine Vorbereitungen zu treffen. Ich würde mitfahren jetzt, gleich, so wie ich hierstehe! Ich danke Ihnen, Mylord!“

Er machte ihm eine tiefe Verbeugung. Mir reichte er die Hand. Dann drehte er sich nach dem Governor um. Er ließ den Oberkörper langsam, steif und förmlich niedersinken, aber nur bis zu einem halben rechten Winkel; das that er dreimal, ohne ein Wort zu sagen; dann entfernte er sich.

„Fataler, gelber Kerl!“ meinte der „Uncle“. „Gebärdet sich wie eine Fürstlichkeit!“

Die war er vielleicht auch, wenigstens sein Vater; nur durfte ich es nicht sagen! Da ließ Raffley seinen Klemmer auf der Schärfe der Nase herunterreiten, stieß ein kurzes, heiteres Lachen aus und fragte ihn:

„Wollen wir wetten?“

„Worüber? Etwa über diesen Chinaman?“

„Yes. Ich behaupte, daß Ihr dicke Freunde werdet!“

„Nie!“

„Well! So wetten wir?“

„Einverstanden!“

„Um wieviel Pfund?“

„Zwanzig. Aber eine Zeit setzen!“

„Schön! Ehe er endgültig unsere Jacht verläßt.“

„Das soll ein Wort sein! Ich werde unbedingt gewinnen!“

„Gut, so setze ich noch zwanzig Pfund, daß du nicht gewinnen wirst!“

„Nein! Doppelwetten sind verboten. Du wärest sonst im stande, deine Einsätze in die reine Unendlichkeit hinein zu machen. Zwanzig Pfund und damit basta!“

Man kann sich denken, daß ich höchst neugierig auf die [182] Jacht war. Ist es für den Kenner schon eine Freude, ein solches Fahrzeug zu sehen, wie groß muß die Freude erst dann sein, wenn er mit ihm fahren kann, weil es das Eigentum eines Freundes ist! Schon „Swallow“, die frühere Jacht Raffleys, war ein Muster von Eleganz gewesen, und so war es erklärlich, daß ich mir nun von der „Yin“ ganz bedeutende Vorstellungen in Beziehung auf ihre Ausstattung machte; aber alles, was ich gedacht hatte, wurde von der Wirklichkeit weit, weit übertroffen.

Als wir an Bord kamen, stand die Mannschaft unter Tom, dem „Kapitän“, in Reih und Glied und hieß uns mit einem dreimaligen „Hip, hip, hurra!“ willkommen. Raffley wies mir meinen Raum selbst an. Dieser lag hinten am Stern, war hoch, geräumig, luftig und mit allem Komfort der Neuzeit versehen. Elektrisches Licht verstand sich ganz von selbst; die Maschine lieferte es.

Dann zeigte er mir seine eigene Wohnung, welche mittschiffs unter der Kommandobrücke lag. Sie war einfacher ausgestattet. Man sah ihr an, daß ihr Bewohner das Raffinement nicht liebe und diesen Raum nur der Arbeit und der zu ihr erforderlichen Ruhe gewidmet habe. Es gab keine teuren Meubles hier, aber eine kostbare Bibliothek füllte die Wände aus; ein schwer beladener Ständer

hatte die besten Karten aller Länder und aller Meere zu tragen, und auf einer Tafel lagen und standen alle erforderlichen nautischen Instrumente wohl geordnet. Der einzige Schmuck, den es hier gab, war ein Gemälde, aber ein wunderbar schönes, ein Meisterwerk allerersten Ranges, schön in betreff des Sujets, meisterhaft in Beziehung auf die Ausführung.

Es war ein Brustbild jener „Yin“, deren Marmorkopf den Bug des Schiffes zierte. Was der Marmor dort plastisch ahnen ließ, das wurde hier in diesem Farbgedicht entzückend ausgesprochen. Man redet so entschieden von morgen- und abendländischen, von italienischen, englischen, französischen, spanischen, polnischen, deutschen, nordischen, amerikanischen Schönheiten, von Schönheiten aller Länder. Dieses junge Weib hier war unbedingt eine Schönheit und ebenso unbedingt eine Chinesin. Wie kam es doch aber, daß es mir unmöglich war, zu behaupten, daß sie eine chinesische Schönheit sei? Lag der Grund in den Zügen des Originals selbst, oder lag er in der Art und Weise, wie der Künstler diese Züge aufgefaßt und wiedergegeben hatte? War dieser Künstler ein Chinese oder ein Europäer? Beides nicht, und beides doch! Ein Talent auf jeden Fall, vielleicht noch mehr! Der Rahmen war einfach, aus schmucklosem Holze und verschwand fast ganz unter der Menge natürlicher, lebender Rosen, Blumen und Blüten, welche ihn bedeckten. Ich sah später den Schiffsraum, in welchem diese Kinder Floras gezogen wurden, um jahraus, jahrein als Schmuck für „Yin“ zu dienen.

Das Bild fesselte mich in ganz ungewöhnlicher Weise. Ich stand lange vor ihm, in Anschauen versunken, und sagte [183] nichts. Ich hatte das Gefühl, daß man Worte hier zu vermeiden habe. Als ich mich endlich abwendete, fiel mein Blick auf Raffleys Augen, welche mit einem unbeschreiblich glücklichen Ausdrucke auf das Porträt gerichtet waren. Nun sah er mich an – – und ich ihn. Beide schwiegen wir; dann nickte er mir zu; er hatte mich verstanden.

Als wir wieder auf das Deck traten, legte eben das Boot an, welches Mary Waller geholt hatte. Raffley empfing sie in seiner wohlthuenden, dankerweckenden Weise und geleitete sie nach dem für sie bestimmten Logis, welches die ganze Breite des erhöhten Vorderplatzes einnahm. Sie hatte ihre Toilette vervollständigt; eine englisch sprechende Chinesin, welche für diesen Zweck vorhanden zu sein schien, sonst aber in der Küche beschäftigt war, wurde ihr als Dienerin gegeben.

Der Governor hatte es sich auf einem Liegestuhl bequem gemacht. Er rauchte eine Pfeife von der kurzen Art, welche in englischen „Traveller“-Kreisen jetzt so beliebt ist, und schien dieser Beschäftigung seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.

Tsi war schon vor uns an Bord gekommen. Ich kam an der Kabine, welche ihm von Tom angewiesen worden war, vorüber und sah ihn hinter dem halbzurückgeschlagenen Vorhang sitzen. Da trat er heraus und fragte mich, wann der Anker gelichtet werde. Soeben zog die Maschine die Kette an; ich brauchte also nicht zu antworten, hielt es [184] aber für geboten, ihm aus einem anderen Grunde eine Bemerkung zu machen.

„Sie meiden das Deck, wie es scheint,“ sagte ich. „Sie haben keine Veranlassung, auf freie Bewegung zu verzichten.“

„Ich will den Governor nicht stören,“ antwortete er.

„Bitte! Dem fällt es gar nicht ein, sich von irgend einem Menschen stören zu lassen! Seien Sie aufrichtig: er stört Sie! Und das lassen Sie sich einfach nicht gefallen! Habe ich recht?“

Es kämpfte sich ein halb verlegenes Lächeln auf seine Lippen, und ehrlich, wie er immer war, gab er zu:

„Ja; es ist richtig, was Sie sagen. Ich habe ihm sein Verhalten übelgenommen, und also nicht so edel gedacht, wie unsere Religion es von uns fordert. Verzeihen Sie! Wie kann ich es dem Einzelnen entgelten lassen, daß er nicht anders denkt, als seine Allgemeinheit denkt! Ich werde ihm Abbitte leisten.“

„Abbitte? Das halte ich denn doch nicht – –“

„Natürlich nicht so, wie Sie es auffassen wollen,“ unterbrach er mich. „Der Wunsch nach Verzeihung braucht nicht grad über die Lippen zu gehen, um sich verständlich zu machen. Darf ich fragen, als wen und was mich die beiden Gentlemen kennen? Selbstverständlich sind Sie nach mir gefragt worden.“

„Sie sind Dr. med. Tsi, der in Frankreich studiert hat. Ihr Vater hat sie dort abgeholt und ist Ihnen, weil Ihr Beruf Sie veranlaßte, hier zu bleiben, nach China voraus- [185] gereist. [vorausgereist] Ich habe Sie und ihn in Kairo kennen gelernt. Hoffentlich stimmen Sie dieser Auskunft, welche ich gegeben

habe, bei?"

„Es ist die mir liebste, welche Sie geben konnten. Ein junger Arzt ist ein Mann, mit dem man sich nur dann abgiebt, wenn man ihn braucht; ich werde hier also zurückgezogen leben können, und das ist mir lieb. Ich sah Mary Waller an Bord kommen. Weiß sie, daß ich auch mit hier bin?"

„Nein.“

„Sie - - Sie - - - Sie haben ihr nichts, gar nichts davon gesagt?" stotterte er beinahe.

„Kein Wort.“

„Aber, ich bitte Sie! Was soll sie denken, wenn sie sieht, daß ich - - daß - - daß - - -“

Er sprach den angefangenen Satz nicht aus. Das Lächeln, welches ich nicht ganz unterdrücken konnte, machte ihn irr. Er errötete sogar.

„Ja, was soll sie denken?" fragte ich. „Daß sie Ihnen Dank schuldet, weiter nichts! Sie haben sich keinen Augen- [186] blick [Augenblick] besonnen, sondern alle Ihre Verpflichtungen liegen lassen, um mit uns zu gehen und ihren Vater zu retten. Meinen Sie etwa, daß sie darüber zürnen soll?"

„Nein, das nicht; aber ich hätte sie fragen sollen, ob sie es mir erlaubt.“

„Jede gute That ist erlaubt; ja, man soll sie sogar ohne Erlaubnis thun! Aber es gab ja auch gar keine Zeit zur Frage. Als Sie zu mir in das Hotel kamen, war Miß Mary soeben von uns gegangen, und wir haben sie nicht eher wiedergesehen, als bis sie vorhin an Bord kam. Es war also unmöglich, ihr zu sagen, daß sie außer mir noch einen zweiten Gefährten aus Kairo hier treffen werde. Wünschen Sie, daß ich sie auf diese Ueberraschung vorbereite?"

„Ich bitte sogar darum! Es würde mir außerordentlich peinlich sein, sie in einer für mich nicht erfreulichen Weise überrascht zu sehen. Auch hege ich meines Namens und Standes wegen gewisse Bedenken. Sie weiß da nicht, woran sie mit mir ist.“

„Nicht? Nun, das soll sie sofort erfahren!"

Mary war soeben aus ihrem Raume getreten, um einen Scheideblick auf Penang zu werden, denn die „Yin" begann sich zu bewegen. Ich wendete mich von dem Chinesen ab, um zu ihr zu gehen, hatte meine Worte selbstverständlich nur im Scherze gemeint; da ergriff er meinen Arm und sagte ängstlich:

„Was wollen Sie? Wie wollen Sie zu ihr, zu - - zu - - - -?"

„Ich werde ihr alles sagen, alles!" fiel ich ihm in die Rede und machte meinen Arm frei.

„Aber ich bitte Sie um - - - !“

Mehr hörte ich nicht, weil ich mich schnell von ihm entfernte. Mary kam mir auf halbem Wege entgegen. Sie wollte irgend eine Bemerkung, eine Frage aussprechen; ich ließ ihr aber keine Zeit dazu, sondern erkundigte mich bei ihr:

„Haben Sie vielleicht grad jetzt grausam viel zu thun, Miß Waller?"

[187] „Nichts, gar nichts," lächelte sie.

„Ich möchte Ihnen einen Herrn vorstellen.“

„Welchen, wo?"

„Bitte, kommen Sie!"

Ich führte sie nach Tsis Kabine, in welche er wieder geschlüpft war. Er sah uns kommen und sah sich also gezwungen, wieder herauszutreten. Welche eine Ueberraschung für die Amerikanerin!

„Das ist Herr Doktor Tsi, welcher in Montpellier Medizin studiert hat und ein untrügliches Mittel gegen Dysenterie kennt," sagte ich ernst und feierlich, als ob ich überzeugt wäre, daß sie einander noch nicht gesehen hätten. „Dieser junge Arzt," fuhr ich fort, „ist auch den beiden Englishmen, deren Gäste wir sind, als Doktor Tsi bekannt. Mehr ist wohl auch nicht nötig.“

Hierauf verbeugte ich mich und ging fort. Ich war mir bewußt, Tsi in eine unendliche Verlegenheit gebracht zu haben, war aber so vollständig gefühl- und gewissenlos, mir nichts daraus zu machen. Die letztere Bemerkung hatte ich nicht unterlassen wollen, weil Mary Waller doch wissen mußte, als was unser chinesischer Freund hier auf dem Schiffe zu gelten hatte. Nun wendete ich meine ganze Aufmerksamkeit dem letzteren zu.

Raffley kommandierte selbst. Er war der Mann, welcher bei der Ankunft der „Yin" den großen Strohhut auf dem Kopfe gehabt hatte; er trug ihn jetzt wieder, um seine Augen gegen die Strahlen der schon schiefstehenden Sonne zu schützen. Es war eine wahre Pracht, wie willig das schöne Fahrzeug jeder Silbe gehorchte, welche er in das Sprachrohr hauchte. Die See war heut ziemlich unruhig, aber

diese „Yin“ machte sich nichts daraus; sie nahm die Wogen mit solcher Leichtigkeit, daß von einer Erschütterung ihres Körpers fast nichts zu spüren war.

Man pflegt, wenn man von Penang nach Uleh-leh geht, nach Durchquerung der Malakkastraße in Edi, Lo-Semaweh und Segli anzulegen. Das sind Militärstationen, welche an der fieberhauchenden Küste angelegt sind, um bei den Kämpfen gegen der Herrscher von Atjeh den kriegerischen Vorstößen in das Innere als Stützpunkte zu dienen. Infolge dieses dreimaligen Anlegens sind zwei Tage notwendig, um von Penang nach Uleh-leh zu kommen. Unsere kleine „Yin“ aber konnte die direkte Linie nehmen, und da sie pro Stunde zehn Knoten mehr als die „Coen“ meines Freundes machte, so brauchten wir nicht einmal einen vollen Tag, um hinüberzukommen.

Das Wetter war geradezu herrlich; die Luft stand fest; die See ging in langgestreckten Wogen, von denen die eine genau der andern glich. Unsere „Yin“ lag ein wenig auf die Seite geneigt und ging so leicht, so frei, so scharf wie der zur Wirklichkeit gewordene Wunsch ihres Besitzers, über die Straße.

In jenen Gegenden, so nahe dem Aequator, wird es regelmäßig kurz nach sechs Uhr Nacht. Als sich nach zwei- [188] stündiger [zweistündiger] Fahrt die Sonne zum Untergange neigte, stieg Mary Waller die Stufen empor, welche auf die Decke ihres Salons führten. Ich befand mich in ihrer Nähe, und sie winkte mir, ihr zu folgen. Da oben, beim Marmorkopfe „Yins“ sitzend, konnte man den Uebergang des Tages in die Nacht am besten beobachten.

Wir sprachen zunächst über ihre Freude, Tsi so völlig ungeahnt hier wiederzusehen. Sie war gerührt von seiner, kein Opfer scheuenden Bereitwilligkeit, sofort mit nach Uleh-leh zu gehen, vermied es aber, viele Worte darüber zu machen. Dann beschrieb sie mir ihre jetzige Wohnung. Sie that das mit wahren Entzücken und erklärte mir, so etwas noch nie gesehen zu haben. Die Einrichtung sei echt chinesisch, reich aber schön, voller köstlicher Gedanken, ein Gedicht, unbedingt von einem chinesischen Weibe gedichtet, so klar im Ausdrucke und im Reime so rein, keine Silbe zu viel und aber auch keine zu wenig, jede Falte ein wohlklingendes Wort, jeder Sessel ein traulicher Vers, jeder einzelne Gegenstand ein Zeichen höchsten Geschmackes und in seinem Verhältnis zum Ganzen ein Beweis zwar angeborener, aber durch die Ausbildung auch vollendeter Künstlerschaft.

„Ich möchte die Frau kennen, welche diese wunderbare Wohnung, die ihres Gleichen nicht findet, gedichtet hat!“ wünschte Mary am Schlusse ihrer Beschreibung. „Sie muß ein schönes, wonniges, harmonisch empfindendes und aber doch scharf und ernst denkendes Wesen sein!“

„Tapezierer!“ warf ich hin. „Diese Arbeiten machen in China die Männer, welche sogar waschen und plätten.“

„Tapezierer?“ wiederholte sie mein Wort. „Ich begreife allerdings, daß Sie das sagen können; aber kommen Sie, und sehen Sie; dann werden Sie anders sprechen. Ich halte es zwar nicht für unmöglich, daß es ein Tapezierer so weit bringt, in Möbelstoff, in Sammet oder Seide dichten zu können; hier dieses Gedicht aber ist so deutlich fühlbar das Werk einer echten, reinen, edlen Weiblichkeit, daß es fast wehe thut, nur daran zu denken, ob von einem Verfasser anstatt einer Verfasserin, also von einem männlichen Wesen die Rede sein könne.“

Jetzt berührte die Sonne das Meer, und da flutete in einem einzigen Augenblicke eine solche Fülle goldenen Lichtes auf den Wassern zu uns her, als ob der Ball dort im Westen sich aus Liebe aufzulösen beginne.

„Erinnern Sie sich noch des Sonnenunterganges auf dem Dschebel Mokattam damals?“ fragte Mary.

„Den Sie gar nicht gesehen haben,“ antwortete ich. „Sie ritten zu zeitig fort. Das war die Folge des bösen Wüstenwindes.“

„O nein, sondern die Folge von etwas ganz anderem. Ich fühlte ihn ja nicht.“

Die blickte in die golddiamantene Glut, welche den ganzen Westen bis zu uns her überflammte. Dann sah sie mir mit ihren lieben, ehrlichen Augen so offen und herzlich in das Gesicht und fügte hinzu:

[189] „Wollen Sie mir jetzt eine Bitte erfüllen?“

„So gern!“

„Aber gleich? Ganz gewiß? Ohne sich zu weigern? Ohne zu fragen und zu zögern?“

„Ja.“

„Nehmen Sie sich eine Cigarre aus dem Etui, welches ich da in Ihrer Tasche sehe. Bitte, brennen Sie an!“

Es war ihr ein Herzensbedürfnis, in Erinnerung an das damalige Verhalten ihres Vaters diese Bitte auszusprechen. Dennoch entgegnete ich:

„Da steht die See in Sonnenglut. Denken wir nicht an das Glühen eines Tabakblattes!“

„Und doch; Grad jetzt! Ich bitte Sie; Sie haben es mir versprochen. Es liegt in meinem Wunsche kein Gegensatz zu dieser Schönheitsfülle, die wir sehen!“

Ja, wahrlich nicht; sie hatte recht! Wie leicht und doch wie schwer ist ein Frauenherz zu verstehen! Was uns Männern als Widerspruch erscheint, kann schönste Harmonie bedeuten, und was wir für oberflächlich halten, stammt vielleicht aus der tiefsten, verborgensten Seelenfalte. Das Weib weiß es selbst wohl nicht, wie also kann der Mann es wissen!

{ „ } „Jetzt brennt es,“ lächelte sie so liebenswürdig zufrieden, als ich ihrem Wunsche nachgekommen war. „Nun erzählen Sie mir, wie Sie mit Ihrem braven Sejjid Omar nach hier gekommen sind! Ich schau dabei gegen West, wo Aegypten liegt, und während Sie erzählen, geht hier die Sonne vollends unter, und dort steigt vor meinem geistigen Auge der Mond hinter den Pyramiden auf und zeigt mir fünf Menschen, welche am Wüstenrande rund um den Tisch sitzen, um von dem zu sprechen, welcher Sonne und Mond über Meer und Wüste führt.“

Ich that es. Sie sah mich nicht an, aber ihre Seele folgte meinen Worten. Ich legte ihr die ganze, weite Route vor, welche ich mit Omar verfolgt hatte und von der ich für die vorliegenden Blätter bisher nur Aegypten und Ceylon herausgegriffen habe, weil die anderen von uns berührten Punkte zu den Personen und Ereignissen dieser Erzählung in keiner Beziehung stehen. Ceylon aber erwähnte ich des Professors Garden und meines Gedichtes wegen nicht. Es war mir, als ob das auch weiter ein Geheimnis bleiben müsse.

Grad als ich fertig war, wurde mit dem Gong das Zeichen zum Abendessen gegeben, welches auf dem freien, luftigen, elektrisch erleuchteten Deck eingenommen werden sollte. Mary saß als einzige Dame natürlich obenan. Tsi zögerte, zu kommen. Ich wollte wieder aufstehen, um ihn zu holen; da fragte mich der Governor, warum ich meinen Platz verlasse. Ich teilte es ihm mit.

„Ist ihm gesagt worden, daß er bei uns speist?“ erkundigte er sich bei Raffley.

„Nein,“ antwortete dieser. „Selbstverständliches sagt man nicht.“

[190] „So bin ich schuld, daß er es nicht für selbstverständlich hält. Habe ihn also zu holen, kein anderer!“

Er ging. Raffley warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu; er dachte an seine Wette mit dem „*dear uncle*“, dessen für andere verborgenen Eigenschaften er gar wohl kannte. Der letztere kehrte in etwas feierlicher Haltung mit dem Chinesen zurück, den er sogar bis zu seinem Stuhle führte. Der wahre Adel bricht, wenn es geboten ist, durch jede, auch die rauhste Schale!

Ueber das Menu sage ich nichts. Was reiche Leute in jenen Gegenden speisen, das ist ja allgemein bekannt. Hoch über allen diesen Delikatessen stand mir der Ton, in welchem das sehr belebte Gespräch die verschiedenen Gänge begleitete. Besonders hatte ich mich, wenn auch nur im stillen, über Tsi zu freuen. Er aß nur wenig, aber mit Geschmack, und er sprach auch nicht viel, aber was er sagte, das hatte Hand und Fuß. Ueber China wurde geschwiegen; es lag da ein stilles Uebereinkommen vor. Darum mochte der Governor erwartet haben, daß Tsi die für unsere Unterhaltung nötigen geistigen Fonds nicht besitzen werde. Aber da kam, so was man im Volkston einen „Schlager“ nennt, bei nächster Gelegenheit noch einer und hierauf wieder einer! Der „*uncle*“ begann zu staunen, sagte aber nichts. Er hatte gar keine Ahnung gehabt, daß das materielle Wissen dieses jungen Mannes weit, weit über das seinige ging und daß es dann nur des Geistes bedarf, um das zu sein, was selbstbewußte Menschen bei andern als „nicht unbedeutend“ zu bezeichnen pflegen. Und diesen Geist besaß der Chinese; das bemerkte der Governor immer deutlicher. Sein Benehmen gegen den jungen Mann wurde, ohne daß er es beabsichtigte, immerachtungsvoller. Ich sah, wie Mary sich darüber freute. Sie bemühte sich nach kluger Frauenart, Tsi durch Fragen und Gesprächswendungen Gelegenheit zu geben, zu zeigen, daß er den andern geistig gewachsen sei, und er benutzte das in so bescheidener und diskreter Weise, daß ich wünschte, sein Vater könne bei uns sitzen, um sich über diese schönen Resultate seiner Erziehung mit mir zu freuen.

Nach Tische steckte sich der Governor sofort wieder seine Pfeife an uns spazierte auf dem Decke auf und ab. Als ich mich ihm da für einige Minuten zugesellte, fragte er mich:

„Ist dieser Tsi wirklich nichts als Arzt?“

„Ich weiß nichts anderes,“ antwortete ich ausweichend.

„Schreckliche Menschen, diese Mongolen! Falsch, hinterlistig, treulos, alles Edlen bar und dabei rückständig im höchsten Grade. Kann also gar nicht glauben, daß er einer ist! Habe ihn daraufhin angesehen. Augen nur ganz wenig schief; Backenknochen ganz wenig markiert; dazu dieses reiche Wissen und diese Gewandtheit, grad das zu sagen, was er sagen will, weil andere es nicht wissen! Bin darum an dieser Rasse ganz irre geworden. Muß mich genau erkundigen, ob er zu ihr gehört. Muß unbedingt [191] einige Tropfen kaukasisches Blut in den Adern haben! Man hört diese Tropfen ja ganz deutlich heraus! Und - - - ach, wollte unter vier Augen fragen: haben Sie das Gespenst gesehen?“

„Welches Gespenst?“ antwortete ich, obwohl ich wußte, was er meinte.

„Das Bild - - - in der Kajüte.“

„Ja.“

„Wie ist's?“

„Zum Entzücken schön. Sie haben es doch jedenfalls wie oft gesehen!“

„Noch nicht! Komme nie hinein, weil ich weiß, daß es drinnen hängt. Mag es nicht sehen, nie - - nie - - nie! Das heißt, offiziell! Hm! Wollte zwar schon einmal - - -! Würde vielleicht auch - - -! Raffley aber dürfte es nicht wissen - - dürfte es nicht einmal ahnen! Hm! Ich weiß, Sie können schweigen. Sagen Sie nichts! Kein Wort! Aber auch nicht, daß dieser Mongole mir gefällt! Raffley würde sonst gleich denken, daß er die Wette gewinnen werde! Fällt mir aber gar nicht ein! Nicht einmal im Schlafe! Bin Englishman, Sir. Wette nur dann, wenn ich ganz sicher weiß, daß ich gewinne. Muß Euch also bitten, ja nicht daran zu zweifeln!“

Hiermit wendete er sich von mir ab und ging nach seinem Stuhle. Die Verschiedenheit der Anredeworte bei ihm ebenso wie bei Raffley erklärt sich aus dem Umstande, [192] daß sie sich bald der englischen und bald der deutschen Sprache bedienten. Im Deutschen wurde „Sie“, im Englischen aber „you“, also „Ihr“ gesagt. Es kam im lebhaften Gespräch sogar nicht selten vor, daß ein Satz in der einen Sprache angefangen und in der anderen zu Ende gesprochen wurde. Man war das so gewöhnt, daß man nicht einmal mehr darüber lächelte.

Vielleicht hatte Raffley darauf gerechnet, daß sich irgend etwas ereignen werde, was geeignet sei, das Urteil seines Onkels über den Chinesen umzustimmen; aber nach dem, was ich jetzt gehört hatte, schien ein solches Ereignis gar nicht nötig zu sein. Wir befanden uns ja erst einige Stunden in See, und doch sprach der Governor in einer Weise von ihm, welche er selbst gewiß für unmöglich gehalten hatte.

Raffley saß mit Tsi beisammen. Sie waren in ein Gespräch vertieft, welches ich schon aus Höflichkeit und sodann auch aus dem Grunde nicht stören wollte, weil ich wünschte, daß der Englishman den Chinesen nicht nur achten, denn das that er schon, sondern auch lieb gewinnen lerne. Mary war wieder auf das Deck ihres Salons gestiegen. Sie konnte so hoch und so ganz vorn sitzen, weil sie nicht zur Seekrankheit geneigt war. Ich wollte sie fragen, ob ich mich zu ihr gesellen dürfe, doch forderte sie mich selbst dazu auf, als sie mich kommen sah.

„Ich möchte Ihnen etwas erzählen,“ sagte sie; „etwas, [193] was ich den anderen nicht mitteilen will, weil sie meinen Vater vielleicht falsch beurteilen werden.“

„Wohl den Grund, warum man ihn gefangen nahm?“ fragte ich, um ihr die Ausführung ihrer Absicht zu erleichtern.

„Ja. Er war so gut, so lieb, so mild geworden, fast ganz so, wie Mutter ihn gern hatte. Da kam die Krankheit, welche ihn mürrisch machte, ihm die Lebensfreude raubte und seine Empfindlichkeit verdoppelte. Je schwächer er körperlich wurde, desto mehr gab er sich Mühe, geistig kräftig aufzutreten. Ich will den Vater ja nicht tadeln; er war ja krank! Er sprach wieder von Heidentempeln und von Säulen. Die vier indochinesischen Träger, welche wir mit in die Berge nahmen, hatten keine Religion. Sie hörten ihn an und gaben ihm recht, weil sie von ihm bezahlt wurden. Ich warnte ihn; er aber hörte nicht auf mich, weil er überzeugt war, daß er ihre Bekehrung in kurzer Zeit vollenden werde. Die Bergmalaien stellten sich feindlich zu uns. Niemand nahm uns auf. Wir fanden kein Unterkommen, bis wir ganz hoch oben ein Kampong³⁴ erreichten, dessen Bewohner mit den Weißen noch so wenig in Berührung gekommen und also so

³⁴ Malaiisches Dorf.

friedlich gesinnt waren, daß sie uns gastfreundlich aufnahmen und uns, nicht für Geld, sondern aus reiner, dort gewohnter Gast- [194] lichkeit, [Gastlichkeit] alles boten, was in ihren Kräften stand. Wie froh war ich darüber! Aber diese Freude währte nur einen einzigen Tag."

"Die Malaien von Sumatra sind in den Küstengegenden und ziemlich weit in das Land hinein Muhammedaner," bemerkte ich. "Welcher Religion gehörten die Bewohner dieses Kampong an?"

"Der des Konfuzius. Es stand ein Tempel da, nur von Holz gebaut, aber mit mühsamen Schnitzereien verziert und im Innern reich vergoldet, was man der Armut dieser Leute eigentlich nicht zutrauen sollte."

"Sie sind nicht wirklich arm, sondern nur bedürfnislos. Die überreiche Natur bietet ihnen alles, was sie brauchen, umsonst. Und was die Vergoldung betrifft, so wird das Gold ja auf Sumatra selbst gefunden. Die Berge des Innern, wo Sie waren, bestehen aus vorkarbonischem Schiefer, welcher von goldhaltigen Quarzgängen durchzogen ist. Aber bitte, erzählen Sie weiter!"

"Ich hatte gehört, daß in chinesischen Ortschaften, wo es keine besonderen Gasthäuser giebt, die Fremden in den Tempeln aufgenommen werden. Ganz dasselbe war hier in diesem sumatranischen Kampong der Fall. Man führte uns in den Tempel, welcher zwei Abteilungen hatte, die eine für die Opferungen und die andere für die Besucher. In dieser letzteren sollten wir wohnen. Ich wollte, man hätte uns lieber in die aller kleinste Hütte gesteckt!"

"Ah, ich errate! Heidentempel!"

"Ja. Ihre Vermutung ist leider richtig. Die guten Menschen schleppten alles herbei, um es uns so bequem wie möglich zu machen; sie brachten mehr als reichlich Speise und Trank, und man sah ihnen an, daß sie es gern thaten. Verstehen konnten wir sie zwar nicht, weil wir nicht malaiisch sprachen. Unsere Träger übersetzten uns, was gesprochen wurde, so gut sie eben konnten. Aber von dem Augenblicke an, wo wir uns in dem Tempel befanden, bemächtigte sich des Vaters eine Aufregung, welche mir Angst bereitete. Er sprach von nichts als vom Zertrümmern, vom Einreißen, zuletzt gar vom Wegbrennen dieses Tempels; die Lohe dieses Hauses der Abgötterei müsse als ein Gott wohlgefälliges Opfer zum Himmel steigen. Ich gab mir alle Mühe, ihn zu beruhigen; ich bat ihn, ich beschwor ihn, diese entsetzlichen Gedanken, Liebe mit Haß, Gastfreundschaft mit Feuer zu vergelten, fallen zu [195] lassen; aber ich hatte nur den Erfolg, daß er nun gegen mich schwieg. In seinem Innern jedoch schrieten die bösen, unchristlichen Stimmen fort. Er konnte ihnen nicht widerstehen."

"Er war krank, sehr krank!"

"Nichts als nur das! Nur ein Kranker kann glauben, das, was ihm heilig ist, durch die Vernichtung dessen, was andern heilig ist, zu fördern! Das ist stets meine Ansicht gewesen, die ich dem Eifer des Vaters gegenüber mit allen Mitteln, welche einer Tochter erlaubt sind, vertreten habe, und nun ist ihre Wahrheit ihm und mir bewiesen worden. Ich getraute mich nicht, ihn zu verlassen; aber der nächste Tag war ein konfuzianischer Feiertag, der meine Wißbegierde weckte. Die weite Umgebung sandte eine Menge Pilger, welche ihre Opfergaben brachten, in Backwerk, Früchten und einer schier unglaublichen Menge von Blumen bestehend. Der Priester gab uns von allem überreichlich. Das war so rührend, er, dem feindlich gesinnten Missionar, von dem er doch wußte, was er war, denn unsere Träger hatten es ihm gesagt. Vater schien auch gerührt zu sein; er verhielt sich sehr still, und das machte mich so glücklich. Am Nachmittage schlief er sogar ein, was seit einigen Tagen nicht geschehen war. Da glaubte ich, einmal durch das Kampong gehen zu dürfen, wo die Bewohner mit den Festgästen sich an heiteren Spielen erfreuten. Ich wurde überall so freundlich begrüßt, und jeder und jede reichte mir Früchte und Blumen dar, so viel, daß ich sie nicht fassen konnte, sondern wieder an andere verschenken mußte. Da entstand plötzlich große Verwirrung; ich hörte die beiden Worte „Panas“³⁵ und „Klinting“³⁶ rufen und sah, daß alles nach der Gegend eilte, in welcher der Tempel lag. Ich wollte vor Schreck zusammenbrechen, raffte mich aber auf, warf alle Blumen weg und lief, so schnell ich konnte, dorthin zurück, woher ich gekommen war. Als ich hinkam, stand der ganze Tempel in hochlodernden Flammen. Die Hitze war so groß, daß man sich ihm nicht nähern konnte. Unweit davon brannte ein kleineres Feuer, aus welchem der Luftzug verkohlte Zeugreste und glimmende Papierblätter in die Höhe

³⁵ Feuer.

³⁶ Tempel.

trieb. Mein Vater hatte von den Opfergewändern des Priesters und den heiligen Büchern vor dem Tempel einen Scheiterhaufen errichtet und diesen auch in Brand gesetzt. Er selbst war von einer großen, schreienden Menschenmenge umgeben. Wie es mir gelingen konnte, mich hindurchzudrängen, das kann ich nicht sagen, aber die Todesangst verleiht ja selbst dem schwachen Weibe Riesenkräfte. Ich erreichte ihn grad in dem Augenblick, als man ihn emporhob. Man hatte ihn gebunden und wollte ihn in das Feuer werfen. Ich hielt ihn fest und verteidigte ihn, bis ich zusammenbrach; weiter weiß ich nichts."

Sie hielt inne. Ihre Gestalt schauderte noch jetzt, in Folge der Erinnerung. Ich sagte nichts, kein Wort; ich konnte nur denken - - denken - - - denken!

[196] „Als ich wieder zu mir kam," fuhr sie nach einer Weile fort, „lag ich auf einer Matte. Neben mir saß der Priester und unweit von ihm einer unserer Träger, um den Dolmetscher zu machen. Fern standen oder saßen viele Leute. Der Geruch des niedergegangenen Brandes wurde von weitem hergeweht. Den Vater sah ich nicht. Ich fragte voller Angst nach ihm. Der Priester antwortete mir in einem so milden Tone, daß ich ihn nie vergessen werde, und der Träger übersetzte es mir:

„„Sei ruhig! Er befindet sich wohl, und es ist ihm bis jetzt nichts geschehen. - - - Was hat euch unser Gott, was hat euch unser Land und was hat euch unser Volk gethan? Unser Gott ist auch der eurige! Unser Land hat euch vertraut und euch willkommen geheißen! Und wir selbst, wir haben euch alles gegeben, was wir geben konnten, obgleich wir wußten, daß ihr gegen unsern Himmel wütet! Und was ist euer Dank? Hochmut - - Verachtung - - Zerstörung! Wir gaben euch Blumen - - ihr gabt uns - - was? O ihr Thoren! Wißt ihr denn nicht, daß alles, was ihr andern thut, das thut ihr für die Zukunft an euch selbst?! - - - Fürchte dich nicht vor mir! Ich bin Priester, und ein Priester richtet nicht, sondern er verzeiht! Ich habe für deinen Vater gesorgt, daß ihm einstweilen nichts geschehe. Und ich habe dich hierher bringen lassen, damit du Ruhe habest und ich dir bei deinem Erwachen gleich sagen könne, daß du frei bist. Unser Glaube rächt die Sünde nicht an den Kindern bis in das dritte oder vierte Glied. Ein Gott, der den Unschuldigen straft, kann man sich den wohl denken?""

„Hierauf war er still und sprach nicht weiter, doch bewegte er seine Lippen im Gebete. Von dem Träger erfuhr ich, daß die zum Feste anwesenden Häuptlinge zusammengetreten seien, um über meinen Vater zu Gericht zu sitzen. Die Zeit bis zur Entscheidung wurde mir zur fürchterlichsten Qual, denn ich fühlte, daß - - - "

„Bitte, Miß Mary," unterbrach ich sie, „quälen Sie sich nicht auch noch jetzt. Sagen Sie mir das, was Sie mir zu sagen haben, so kurz wie möglich; es genügt!"

Sie gab sich Mühe, sich zu sammeln; dann fuhr sie eng summierend fort:

„Er wurde zum Tode verurteilt. Ich bat, vor die Häuptlinge geführt zu werden. Der Priester wagte es, mich hinzubringen, aber der Vater durfte mich nicht sehen. Sie hörten mich so ruhig, so verständig ab. Sie waren gute Menschen. Welche falsche Vorstellung macht sich doch der, der an die eingewachsenen Vorurteile glaubt, von jenen sogenannten „wildern Völkern"! Aber ihre Gesetze forderten den Tod meines Vaters. Welch ein Glück, daß meine Thränen mächtiger als diese Gesetze waren! Man begnadigte ihn zu fünfzigtausend Gulden Schadenersatz für den Tempel, die Gewänder, die Bücher und die Kosten, mich hinunter an die Küste und dann hinüber nach Penang zu bringen. Da aber für einen reichen Mann die Zahlung [197] einer nicht schwer erschwinglichen Summe eine milde Strafe ist, so wurde sie dadurch verschärft, daß ich abreisen mußte, ohne von ihm noch einmal gesehen worden zu sein. Ein Träger begleitete uns als Dragoman. Ich wurde zu Pferde an den nächsten Fluß gebracht, dem wir per Kahn bis an die Küste folgten, um dann für die Fahrt über die Malakkastraße eine größere Praue zu nehmen. Das übrige wissen Sie. Was ich gelitten habe und noch leide, das ist Nebensache. Ohne Raffley und Sie würde der Vater dennoch sterben müssen. Nun aber ist es mir so frohgewiß, daß er mir erhalten bleibt, wenn - - - wenn ihn nicht die Krankheit inzwischen töten wird."

„Er wird noch leben, wenn wir kommen," tröstete ich sie. „Es klingt eine deutliche Versicherung in mir, daß es so ist, und diese Stimme kenne ich. Dann wird Tsi sein Mittel wirken lassen, welches er für untrüglich hält. Ich bin vollständig überzeugt, daß Mr. Waller gerettet wird, nicht nur von dem Spruche der malaiischen Richter und nicht nur von dieser zerstörenden Krankheit, sondern auch von ihren seelischen Folgen, auf welche seine That und seine jetzige Lage zurückzuführen sind. Werfen Sie alle Besorgnis von sich, und versuchen Sie, zu

schlafen! Das ist Ihnen jetzt nötiger als alles andere!"

Wir sagten uns hierauf „gute Nacht.“ Unten winkte mich Raffley zu sich und nahm mich mit in seine Kajüte. Er hatte uns beobachtet und ganz richtig vermutet, daß sie mittheilsam gegen mich gewesen sei. Ich erzählte ihm, was ich für nöthig hielt. Als ich fertig war, sagte er nichts, sondern öffnete ein Schubfach, aus welchem er nach einigem Suchen ein älteres Zeitungsblatt nahm. Sich mir gegenübersetzend, sprach er dann:

„Ich habe hier eine alte Nummer des „Handelsblad Padangs“, in welcher es kurz und bündig, aber auch ungeheuer deutlich heißt: „Bis jetzt hat der Krieg der Holländer gegen den Sultan von Atjeh 45,600,000 Gulden gekostet. Dafür sind über 40,000 Eingeborene totgeschossen worden; folglich hat jeder derselben den Holländern 1140 Gulden gekostet. Dazu kommen die holländischen Soldaten, welche im Kampfe fielen, zu Krüppeln wurden oder an den verheerenden Krankheiten des Sumpflandes gestorben sind. Falls wir für die verausgabte Summe Grundstücke zum Preise von 1140 Gulden pro Hektar angekauft hätten, so würden wir auf dem friedlichsten Wege zu wenigstens 40,000 Hektaren des besten Landes gekommen sein und wären nicht am Tode von gewiß über 60,000 Menschen schuld.“

Raffley legte das Blatt wieder an seine Stelle und fuhr dann fort:

„Das wurde von einem auf Sumatra gedruckten, holländischen Blatte vor siebenundzwanzig Jahren geschrieben. In welcher Weise sich die angegebenen Summen während dieser Zeit vergrößert haben, wollen wir nicht versuchen, auszurechnen. Wißt Ihr nun, was wir Europäer [198] unter „civilisieren“ verstehen? Es kann mir nicht beikommen, ein einzelnes Land, eine einzelne Nation anzuklagen. Aber ich klage die ganze sich „civilisiert“ nennende Menschheit an, daß sie trotz aller Religionen und trotz einer achttausendjährigen Weltgeschichte noch heutigen Tages nicht wissen will, daß dieses „Civilisieren“ nichts anderes als ein „Terrorisieren“ ist! Was ich, nämlich ich, John Raffley, unter „Civilisation“ verstehe, das werdet Ihr sehen, wenn wir nach China kommen; mehr darf ich jetzt nicht sagen! Was in der großen Welt da draußen eben auch im Großen geschieht, das ist jetzt da drüben im kleinen Atjeh mit eurem Freunde Waller eben auch im Kleinen geschehen: der Uncivilisierte hat sich seiner im höchsten Grade civilisiert angenommen, und er, der Hochcivilisierte, hat sich dafür im höchsten Grade uncivilisiert bedankt! Und wie er nun verloren wäre, wenn wir ihn nicht retteten, so wird auch für unsere Civilisation einst die Zeit kommen, in welcher sie um Hilfe aus einer Not schreit, die sie selbst verschuldet hat! Und noch mehr: wie es hier auf meiner guten „Yin“ eine von überall her zusammengetroffene Gesellschaft ist, welche Hilfe bringt, Engländer, ein Deutscher, ein Araber, ein Chinese, genau so werden einst die Wohlmeinenden aller Nationen sich zu vereinigen haben, um die unausbleiblichen Folgen dieses „civilisatorischen“ Terrorisierens wieder gut zu machen. Denn gut gemacht muß alles Schlimme werden, vollständig gesühnt und bis auf die letzte Ziffer abgebüßt, so will es die göttliche Gerechtigkeit. Dieses scheinbar harte und doch so tröstliche Gesetz gilt für die Gesamtheit des Volkes ebenso wie für den einzelnen Menschen, und wen es nicht schon in der Gegenwart trifft, dem mag für seine Zukunft bange sein! Es giebt für den Schuldigen ein fürchterliches, ein ganz entsetzliches Wort, und das lautet: Sündige ja nicht auf Gottes Langmut hin, denn du rechnest ihm nicht einen einzigen Heller ab! Und nun, mein lieber Charley, wollen wir uns schlafen leben; wir wissen nicht, wie lange wir morgen wachen müssen. Mein alter Tom hält für uns diese Nacht seine Augen offen, und auf ihn können wir uns verlassen.“

Ich ging, um noch einige Worte mit Tsi zu sprechen und mich dann auch einmal um meinen Sejjid Omar zu bekümmern, für den so eine kleine Aufmerksamkeit stets großen Wert besaß. Er unterhielt sich mit Bill, dem Steuermann, und rauchte dabei eine Cigarre, welche dieser ihm geschenkt hatte. Nie stand er anders vor mir als kerzengerade und stramm, wie ein Soldat vor seinem Offizier; das war ein vollständig freiwilliger Ausdruck seiner Achtung, der ihn selbst mit Stolz zu erfüllen schien. Näherte ich mich ihm, wenn er eine Cigarre rauchte, so warf er sie unbedingst weg, auch wenn er sie soeben erst angebrannt hatte. Das wollte er auch jetzt thun; ich verbot es ihm. Er hatte schon mit der Hand ausgeholt. Als er sie wieder sinken ließ, sah ich beim Scheine des elektrischen Lichtes an ihr etwas funkeln, was nicht der glimmende [199] Brand der Cigarre sein konnte. Ich ergriff diese Hand, um nachzuschauen. Er trug, wie jeder Orientale, gern Ringe an den Fingern; sie hatten zwei für ihn sehr wichtige Eigenschaften: sie waren sehr groß, aber auch sehr billig. Jetzt sah ich einen neuen, der aber keines von

diesen beiden Attributen besaß. Er hob die Hand näher an meine Augen und sagte:
„Diese Steine sind echte Almas³⁷, Sihdi. Man muß sie am Tage in das Licht legen, nicht etwa in den Kasten; dann geben sie es abends wieder.“

Ich dachte mir natürlich gleich, von wem er ihn hatte, fragte aber dennoch:

„Wo hast du ihn gekauft?“

„Gekauft? Ich? O, Sihdi, was du von mir denkst! Ein Ring, für den ich einen halben Franken gebe, geht ebenso weit um meinen Finger herum wie einer, welcher tausend Franken kostet. Ich bin kein Thor. Diesen hier hat mir der Engländer geschenkt, den ich aus dem Wasser geholt habe. Und außerdem mußte ich ihm die Adresse meines Vaters sagen; warum, das weiß ich nicht.“

„Du wirst es erfahren, wenn du wieder nach Kairo kommst. Er will dir dankbar sein.“

„Er mag es sein, aber ja nicht meinetwegen! Ich brauche nichts; aber was die Dankbarkeit thut, das wird bei Allah eingeschrieben und einst dem Menschen tausendfältig zurückgegeben. Darum soll man nie einen Dank zu- [200] rückweisen, [zurückweisen] und darum habe ich diesen Ring auch angenommen. Ich wollte ihn aufheben, habe ihn aber angesteckt, weil wir uns auf einem so vornehmen Schiffe befinden. Das muß man zu ehren wissen!“

So komisch das auch klingen mag, ihm war es wirklich Ernst damit. Er hatte sich für unsere schöne „Yin“ geschmückt. Sein geistiger Horizont war während unserer Reise weiter geworden, doch ohne daß irgend eine seiner guten, liebenswürdigen Eigenschaften darunter gelitten hatte. Uebrigens freute ich mich besonders um seinetwillen über Dilkes Dankbarkeit. Es war das ein nicht zu unterschätzender Gewinn für seine Nächstenliebe und Menschenfreundlichkeit.

Die Nacht verging. Ich schlief sehr gut und lange. Als ich auf das Deck kam, erfuhr ich, daß wir die Spitze von Tanjong Perlak schon hinter uns hätten und uns also in den Gewässern von Sumatra befänden. Später sah man backbordweise den Goldberg in blauer Ferne liegen. Segli wurde doubliert, und dann dauerte es gar nicht lange, so machte Raffley uns darauf aufmerksam, daß wir dem Ziele nahe seien.

Uleh-leh ist nicht groß, fast durchweg nur aus Holz gebaut. Der Stil der Häuser ist darauf berechnet, möglichst luftig zu sein und doch genügenden Schutz gegen die sehr kräftigen Monsunregen zu gewähren. Ein breiter, aus starken Bohlen zusammengefügter Landungssteg reicht in die See hinein. Große Fahrzeuge können sich ihm nicht nähern. Bei der Ankunft von Passagierdampfern entwickelt sich auf ihm ein außerordentlich buntes, hochinteressantes Treiben, bei welchem man die verschiedensten Typen Sumatras in Bewegung sehen kann. Wir kamen unerwartet; darum war er ziemlich menschenleer.

Es war beschlossen worden, uns im Hafen gar nicht aufzuhalten, sondern mit der Bahn hinauf nach Kota Radscha zu fahren, um womöglich, ebenso wie vorher Waller, im Kratong Wohnung zu nehmen. Die mit der Hafenbehörde zu erfüllenden Förmlichkeiten wurden Tom anvertraut. Wir booteten aus. Am Landungsstege wurden wir von einem Beamten empfangen, dessen erste Frage war, ob wir Waffen bei uns trügen; wir hätten sie abzuliefern und würden sie dann beim Einschiffen wiederbekommen. Die Revolver hatten wir bei uns; die Gewehre sollten uns nachgebracht werden. Als wir uns nach der Ursache dieser Maßregel erkundigten, sah der Mann uns forschend an und fragte, ob wir vielleicht Engländer seien. Raffley antwortete mit einem summarischen Ja.

„So kann ich Ihnen nur sagen, daß wir uns um Ihre Personen nicht bekümmern werden,“ erklärte der Beamte. „Ich frage nicht einmal nach Ihren Pässen und Namen, denn ich sehe, daß Sie Gentlemen sind. Aber wir haben grad jetzt scharfe Differenzen mit den Eingeborenen, und [201] es giebt eine europäische Nation, welche ihnen heimlich Waffen liefert. Sie verstehen mich? Sie haben die Wahl, Ihre Gewehre und Munition entweder hier zu deponieren oder sie auf dem Schiffe zu lassen.“

„Well, so wählen wir das letztere,“ meinte Raffley.

Wir gaben unsern Bootsleuten die Revolver und konnten dann gehen, wohin wir wollten. Nicht einmal nach verzollbaren Gegenständen wurden wir gefragt.

„Holland handelt sehr anständig,“ bemerkte Tsi.

„Ja, aber zwischen ihnen und den Eingeborenen scheint gerade jetzt der Ausbruch eines Kampfes zu drohen,“ warf der Governor ein. „Wir kommen nicht zu einer für uns bequemen Zeit. Wer weiß, ob wir unsern Zweck erreichen!“

³⁷ Diamanten.

„Unbedingt!“

Tsi sagte dieses Wort in so bestimmten Tone, daß der Governor sich ihm voll zuwandte und mit einem zwar nicht unfreundlichen aber überlegenen Lächeln fragte:

„Wie kommen gerade Sie zu dieser mutigen Ueberzeugung? Die Auslösesumme ist zwar vorhanden, aber wir brauchen sehr wahrscheinlich mehr als Geld, nämlich Einfluß, Klugheit, Mut und noch vielerlei, was einem Arzte fernzuliegen pfllegt.“

Da schaute Tsi ihn frei und heiter an und antwortete:

„Danke, Mylord! Ich kenne Aerzte, welche auch klug und mutig zu handeln wissen; doch, das ist Nebensache. Die Hauptsache ist, daß ich mir versprochen habe, daß Miß Waller ihren Vater wieder bekommen soll, falls er noch lebt, und dieses Versprechen werde ich halten.“

„Auch wenn wir nicht dabei wären?“

„Ja!“

„Wollen wir wetten?“

Da blitzten die Augen des Chinesen auf. Indem der Governor ihm eine Wette anbot, hatte er ihn als gesellschaftlich gleichstehend anerkannt.

„Ja!“ erklang die schnelle, kräftige Zustimmung.

„Wie hoch?“

„So hoch Sie wollen!“

Wir hatten im Gehen gesprochen. Der Landungsteg lag hinter uns, und wir befanden uns am Beginn der breiten, links von Häusern und rechts meist von schattigen Bäumen eingefasste Straße, welche vom Hafen aus linker Hand nach dem Bazar der Eingeborenen und auch nach dem Bahnhofe führt. Da blieb der Governor stehen, musterte den Chinesen wie einen ihm völlig Unbekannten von oben bis ganz unten und fragte im Tone inniger Belustigung:

„Wissen Sie, was Sie da wagen?“

„Ich wage nichts!“ antwortete Tsi, wobei diese drei Worte unendlich bescheiden klangen.

„Gut! Sagen wir zwanzig Pfund, fünfzig Pfund, hundert Pfund, tausend Pfund?“

[202] „Zweitausend Pfund, fünftausend Pfund, zehntausend Pfund?“ fuhr der Chinese lächelnd fort.

„Mann! Mensch! Chinese, Mongole, du bist verrückt!“ rief da der Governor aus.

„Warum gerade ich? Ist nicht bei jedem, der es thut, ein gewissen Teil von Verrücktheit dabei, auf das Wohl oder Wehe, auf Tod oder Leben eines seiner Mitmenschen einen Geldgewinn zu setzen?“

„Mag sein! Aber diese Sache ist so großartig interessant, wie ich noch nie jemals eine andere gefunden habe. Sie muß ausgefochten werden, wenn Sie nicht geradezu wahnsinnig sind! Wenn wir uns doch setzen könnten!“

Er sah sich um, deutete einige Häuser weit nach vorwärts und fuhr fort:

„Dort ist ein Laden. Ich sehe Flaschen. Es stehen Stühle auf der offenen Veranda. *Well!* Kommt alle mit!“

Er war im höchsten Grade begeistert und eilte uns voraus. Wir andern folgten. Rafflely machte ein sehr besorgtes Gesicht und sagte mit unterdrückter Stimme zu mir:

„Soll ich etwa befürchten, Charley, daß Euer Bekannter sich einen Scherz mit meinem Verwandten erlaubt?“

„Das ist ausgeschlossen!“ antwortete ich.

„Aber diese Summen!“

„Warten wir es ab! Tsi ist ein Ehrenmann.“

„*Well!* So ist die Sache allerdings kolossal unterhaltend! Endlich einmal eine anständige Wette, bei welcher nicht geknausert wird! Charley, lieber Charley, thut mir doch den Gefallen und wettet mit, daß Tsi nicht genug Geld hat!“

„Fällt mir gar nicht ein! Ich würde ja gewinnen!“

„Nein!“

„O doch! Dieser Chinese ist kein Faxenmacher!“

„Also Ihr wollt nicht?“

„Nein!“

„Schrecklicher Mensch, der Ihr seid! Aber auch nicht im geringsten bildungsfähig!“

„Hört, Sir, sagt das nicht! Sonst wette ich doch einmal mit Euch, aber so hoch, daß dann höchst wahrscheinlich Ihr es seid, der mir nicht parieren will!“

„Was?“ rief er erregt aus. „Mit Euch wette ich um alles, alles, alles, was Ihr wollt!“

„Wirklich?“

„Ja! Ich gebe Euch mein Wort! Denn Euch, Euch, Euch zum Wetten zu bringen, das wäre ja noch viel, viel kolossaler als dieser Pakt zwischen meinem Uncle und Eurem Tsi. Und ich zwingen Euch, Charley; hört, ich zwingen Euch, indem ich jetzt abermals behaupte, daß Ihr ein ganz nutzloser Mensch seid, der keiner Bildung fähig ist!“

„Gut! So wetten wir also!“

„Euer Ernst?“ jubelte er auf.

„Ja.“

„Daß Tsi nicht genug Geld hat?“

[203] „Ja.“

„Um was? Schlagt vor! Ich gehe auf alles, alles ein!“

„Abwarten! Wollen uns erst setzen!“

Wir waren an dem betreffenden Hause angekommen. Es hatte, wie die andern neben ihm, ein kleines Vorgärtchen, aus welchem man auf Stufen in die hölzerne Veranda gelangte. Von dieser aus trat man in den sehr sauber eingerichteten Laden, in welchem eine Accuratesse herrschte, als sei er mehr zur Unterhaltung als zum Erwerbe vorhanden. Den Namen des Besitzers nenne ich nicht, und zwar aus Gründen, welche sich aus dem Verhalten unseres Tsi ergeben werden.

Der Governor hatte eiligst Stühle um einen Tisch gesetzt. Wie nahmen Platz. Der Sejjid hockte sich draußen auf der Treppe nieder. Wir konnten Limonade bekommen; sie sollte naturell sein, denn wir wollten nicht das fertige, aber fade Brausewasser trinken. Sie mußte also erst zubereitet werden, und da dies der Besitzer selbst übernahm, so waren wir allein und ohne störende Zeugen.

Tsi hatte sich, ehe er sich setzte, in dem Laden umgesehen, ohne aber mit dem Inhaber ein Wort zu sprechen. Jetzt lag der Ausdruck innerer Befriedigung auf seinem Gesichte. Zufällig begegneten sich unsere Blicke. Da nickte er mir bedeutungsvoll zu. Ich verstand ihn nicht, merkte aber dann später, was er gemeint hatte. Was Mary Waller betrifft, so handelten wir wahrscheinlich etwas rücksichtslos gegen sie; aber sie nahm das nicht übel und war ganz bei der Sache. Sie sah übrigens heut schon bedeutend wohler aus als gestern.

„Also, ordnen wir unsere Angelegenheit!“ begann der Governor. „Wieviel setzen wir?“

„Soviel Sie wollen!“ erwiderte Tsi.

„Gut! Ich will Sie nicht unglücklich machen. Sagen wir also tausend Pfund. Haben Sie - - -“

„Halt! Still!“ fiel da schnell Raffley ein. „Bis hierher habt Ihr sprechen dürfen; nun aber komme ich mit Charley an die Reihe.“

„Wieso?“

„Ich werde mit ihm wetten.“

„Fällt ihm nicht einmal im Träume ein!“ behauptete der „*dear uncle*“.

„Ist ihm aber schon eingefallen! Sogar im Wachen!“

„Ich wette aber mir dir, um was du willst, daß er nicht mitmacht!“

Da wollte Raffley schnell zugreifen, um noch eine dritte Wette fertig zu bringen; ich fiel ihm aber dazwischen, indem ich dem Governor erklärte:

„Ich bin allerdings zu einer Ausnahme von der Regel bereit. Es ist aber die erste und zugleich die letzte.“

„Ihr wollt wetten? Wirklich, Ihr wollt?“ fragte er ungläubig.

„Ja.“

[204] „Prächtig! Herrlich! Unvergleichlich! Welch ein schöner Tag, heut! Fast der schönste meines Lebens! Aber sagt mir da nur nicht, daß dies die erste und zugleich die letzte Ausnahme sei! Wer einmal angefangen hat, der hört nie wieder auf!“

„*Pshaw!* Dieses Mal nicht! Wer diese unsere Wette verliert, wird niemals wieder wetten; dafür ist gesorgt!“

„Bin sofort bereit, mit Euch zu wetten, daß er wieder wettet! Aber sagt, wie ist das gekommen, und worauf bezieht es sich?“

Da antwortete John Raffley an meiner Stelle:

„Das habe ich zu sagen, weil Mr. Tsi es Charley übelnehmen könnte. Ich habe nämlich behauptet, daß Mr. Tsi die Summe nicht setzen kann, und Charley wettet für das Gegenteil. Unsere Wette muß also eher festgestellt werden als die eurige. Also, was setzen wir? Ich bin zu allem bereit.“

„Kein Geld,“ antwortete ich.

„Nicht? Warum?“

„Auf diesem Gebiete stehe ich Euch nicht gleich. Wir müssen uns auf ein anderes begeben, wo der Unterschied nicht so bedeutend ist.“

„Einverstanden! Die Sache wird von Minute zu Minute schöner! Also, weiter!“

„Ja, Ihr strahlt vor Freude am ganzen Gesichte; mir aber ist diese Wette kein Spiel, sondern Ernst. Ich sagte, wer diese Wette verliert, werde nie wieder wetten. Ihr nehmt jeden Einsatz an?“

„Ja. Halte stets Wort!“

„Gut! Setzen wir also Gewohnheit gegen Gewohnheit. Ich fordere nämlich von Euch Eure Gewohnheit, zu wetten!“

Da nahm sein Gesicht schnell einen andern Ausdruck an. Er sah mich einige Zeit lang wortlos an und sagte dann langsam:

„Ah, also ein Attentat, ein echtes, wirkliches, wohlüberlebtes Attentat!“

„Das ist es allerdings!“

„Charley, Ihr wagt da viel! Ihr setzt unsere ganze Freundschaft auf das Spiel!“

„Das weiß ich; ich weiß aber auch, warum!“

„Nun, warum?“

„Das könnte ich Euch höchstens unter vier Augen sagen!“

„Ich will es aber jetzt wissen! Ich befehle Euch, es zu sagen!“

Die vorher so heitere Situation war mit einem Schlage ernst geworden.

„Gut, Ihr befehlt, und ich gehorche, denn - - -“

„Halt, nicht so!“ fiel er schnell ein. „Ich danke Euch, Charley, daß Ihr darüber hinweggehen wolltet! Ich habe Euch gar nichts zu befehlen; ich sprach unüberlegt. Aber ich bitte Euch, uns Euern Grund zu sagen!“

[205] „Er lautet sehr einfach: Ihr sollt verlieren, weil diese Wettsucht Eurer nicht würdig ist.“

„So - so - so - - - so! Also doch Attentat!“

„Ja, gewiß! Ihr habt mich gezwungen und müßt es Euch nun gefallen lassen, daß ich das Erzwungene so vollständig thue, daß nichts übrig bleibt. Ich wette nie; das habe ich Euch hundertmal gesagt. Aber wenn ich einmal wette, so will ich nicht nur diese eine, sondern zugleich auch alle zukünftigen Wetten meines Gegners gewinnen.“

„Schauerhaft! Fast teuflisch!“

„Nein, sondern des Gegenteil! Ihr habt mir wiederholt und in vollem Ernst erklärt, daß meine Abneigung gegen das Wetten ein Schandfleck an mir sei. Ich hingegen teile Euch aufrichtig mit, daß es in meinen Augen keinen vollkommeneren Gentleman als Sir John Raffley geben würde, wenn es ihm gelänge, der Gewohnheit zu entsagen, sich bei jeder Gelegenheit gegen den edlen Wert des Geldes zu versündigen. Das Geld ist nicht nur Metall; es stecken in ihm die Arbeiten und Sorgen, die Anstrengungen und Entbehrenungen aller Eurer Vorfahren und ihrer Unterthanen. In diesen Goldstücken ist der ganze Schweiß und sind alle Thränen verstorbener Generationen materialisiert. Dieses Geld ist Gotteslohn und zugleich auch Teufelslohn, je nach der Weise, in welcher es errungen wurde. Euch allein ist es möglich, es dem Satan zu entreißen und nur allein dem Guten und dem Edlen zu widmen. Ihr könnt die Thränen des Kammers, welche in ihm stecken, in Freudenthränen verwandeln. Das thut man aber nicht, indem man wettet. Ich will Euch dieses Wetten abgewinnen, und wenn Ihr es verliert, werdet Ihr in dieser einen Wette mehr gewinnen, als Ihr in Euerm ganzen Leben gewonnen habt und noch gewinnen könntet. Ihr habt Euch Euern Reichtum nicht erworben und kennt also die bösen Geister nicht, die in ihm wohnen. Indem Ihr mit dem Reichtum spielt, spielt Ihr mit diesen Geistern. Ich will Euer Spiel in heilig schönen Ernst verkehren, damit diese bösen Geister sich für Euch in gute verwandeln! Sir John Raffley, Ihr steht vor einem ernsten Augenblicke. Wollt Ihr noch mit mir wetten oder nicht? Ich will Euch erlauben, noch zurückzutreten!“

Da sah er mir mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke in das Gesicht, nickte mir lächelnd zu und antwortete:

„Ich halte Wort; ich wette mit; ich setze, was Ihr fordert. Aber was setzt Ihr dagegen? Natürlich auch eine lieb gewordene Gewohnheit?“

„Mehr als das. Ihr wißt, daß ich ebenso gern rauche, wie Ihr gern wettet; das eine hat für Euch genau denselben Wert wie das andere für mich; aber ich gebe mehr: ich setze meine Gewohnheit, Bücher zu schreiben. Sie ist mehr als nur eine Gewohnheit, sie ist mein Beruf, der mich ernährt. Verliere ich, so bin ich ein armer Mann. Ich setze also mehr, viel mehr als Ihr, und das [206] muß Euch beweisen, wie sehr mir daran liegt, Euch für den wahren Wert des Geldes zu

gewinnen. Es kann und wird in Euern Händen dann zum Segen für Tausende werden."

"Mein Charley!" rief er aus. "Alter, lieber, guter Kerl! Well! Es gilt! Abgemacht?"

"Ja."

"Und ohne spätern Zorn?"

"Unbedingt!"

"Einschlagen!"

Wir legten die Hände ineinander. Da hielt der Governor es für an der Zeit, Raffley zu beruhigen:

"Seid unbesorgt, dear nephew; Ihr werdet mit mir gewinnen! Aber es ist heut wirklich wundervoll. Zwei solche Wetten sind noch nie so eng beisammen gewesen. Wollen nun die Bedingungen der unserigen feststellen."

Jetzt wurden die Limonaden gebracht; sie waren klein, und wir hatten wegen der Hitze Durst; wir tranken aus, bestellten neue und gaben dadurch dem Besitzer des Ladens Ursache, sich wieder zu entfernen. Hierauf wendete sich der Governor an Tsi:

"Also ich setze tausend Pfund."

"Ich auch," nickte der Chinese.

"Aber nicht auf Kredit, sondern sofort und bar zu erlegen. Charley macht den Kassierer!"

"Einverstanden!"

"Was? Wie? Wirklich? Ach, Ihr wißt wahrscheinlich nicht, wieviel das in anderem Gelde macht! Also sofort zu erlegen, gleichviel, woher man es nimmt oder bekommt?"

"Ich stimme bei."

"Well! Und auf welche Bedingungen setzen wird das? Sie behaupteten doch wohl, den Vater von Miß Waller freimachen zu können?"

"Ja, das wollte ich."

"Ohne unser Lösegeld?"

"Ja."

"Ohne unsere Hilfe?"

"Ja."

"Ganz allein?"

"Ja."

"Bis wann?"

"Schneller, viel schneller, als Sie es können, Mylord!"

Die Zuversicht des Chinesen irritierte den Governor ungeheuer.

"Was für ein sonderbarer junger Mann!" rief er fast zornig aus. "Und darauf wollen Sie tausend Pfund setzen?"

"Gern!"

"Hören Sie, handeln Sie ja mit Bedacht! Ich werde streng auf Erfüllung dieser Bedingungen bestehen! Noch ist es für Sie Zeit, zurückzutreten. Ich will nachsichtig sein! Ich weiß, daß die Chinesen zuweilen ziemlich unüberlegt handeln."

[207] Das klang beinahe beleidigend; Tsi aber antwortete in seinem höflichsten Tone:

"China bedarf der Nachsicht Englands auf keinen Fall und in keiner Weise!"

"Gut, also abgemacht!" entschied der Governor in strengem Tone. "Jetzt legen Sie das Geld!"

"Nach Ihnen, denn Sie sind Lord, und ich bin Gast Ihres Schiffes!"

Der "dear uncle" fühlte gar wohl, daß er von seinem Gegner Hieb für Hieb geschlagen wurde. Er zog seine Börse heraus und begann zu zählen. Dann wendete er sich an Raffley:

"Ich habe natürlich nur soviel mit, wie ich glaubte, hier und für heut zu brauchen. Ich bitte um tausend Pfund."

Da sah der "nephew" den "uncle" erstaunt an, ließ seinen Klemmer vor bis auf die Nasenspitze rutschen und antwortete:

"Was denkt Ihr, Sir? Auch ich habe natürlich nicht den ganzen Inhalt meiner Kasse mit, sondern nur so viel, wie wir für heut und morgen brauchen werden."

"Well! Aber das Lösegeld? Das habt Ihr doch wohl bar bei Euch!"

"Allerdings; aber es gehört nicht mir, sondern Miß Waller, und von einer Dame borgt kein Gentleman. Und selbst wenn sie es Euch freihändig anbieten wollte, würde ich dagegen sein, denn wir dürfen es nicht angreifen, weil wir es für ihren Vater brauchen."

„Fatal! Höchst fatal! Und Ihr, Charley?“

„Mir ebenso fatal!“ antwortete ich. „Ich kann hier nur mit zweitausend Gulden dienen, und das ist nichts. Mein Cirkular-Kreditbrief ist doch nicht bares Geld!“

Da holte der Governor tief, tief Atem und sagte:

„Da muß ich freilich eingestehen, daß ich nicht setzen kann! Aber Sie, Sie werden es gewiß auch nicht können?“

Tsi, an den diese Worte gerichtet waren, zog sein Portefeuille aus der Tasche, entnahm ihm tausend Pfund in Noten und legte sie gerade in dem Augenblicke auf den Tisch, als der Ladenbesitzer die Limonaden brachte. Dabei sprach er:

„Mit viel mehr Bargeld kann ich auch nicht dienen; aber, Mylord, Sie haben ja selbst die Bedingung gestellt, daß es gleichgültig sei, woher man es bekommt?“

„Das ist richtig, nützt mir aber nichts,“ antwortete der Governor.

„O doch; es wird Ihnen nützen.“

Und sich an den Besitzer wendend, fragte er diesen:

„Kennen Sie mich?“

„Nein,“ antwortete der Gefragte. „Ich habe noch nicht die Ehre gehabt, Sie zu sehen.“

„Haben Sie tausend Pfund im Hause?“

„Nein.“

„Es wäre aber doch wohl zu beschaffen?“

„Hm - - -! Ja - - -! Wenn - - - wenn!“

[208] Er wurde verlegen. Ein vollständig fremder Mensch verlangte eine bedeutende Summe von ihm, der sie nicht einmal hatte!

Da lächelte mir Tsi in bezeichnender Weise zu, nahm aus dem Portefeuille ein kleines, ledernes Couvert, öffnete es, hielt es dem Manne hin und sagte:

„Ich bitte um tausend Pfund englisch gegen Unterschrift! Wie lange dauert es, das zu besorgen?“

Da verbeugte sich der Gefragte tief, sehr tief und antwortete ebenso schnell wie sichtlich erfreut:

„Nur zehn Minuten. Es steht ja grad ein Wagen da. Ich eile!“

Er sprang die Stufen hinab, durch das Vorgärtchen und auf den Wagen zu, welcher sich im raschen Trabe mit ihm entfernte. Es giebt in Uleh-leh und Kota Radscha eine Art sehr leichter Droschken, welche mit kleinen, aber sehr schnellen, edlen Batak-Ponies bespannt sind.

Was Tsi vorgezeigt hatte, war sein „Pu“ gewesen. Er steckte es in einer Weise ein, als ob der Vorgang ein für ihn ganz gewöhnlicher sei. Aber Raffley und der Governor konnten ihr Erstaunen doch nicht ganz verbergen, wenn sie ihm auch keine Worte gaben. Der letztere fragte in sehr herabgestimmtem Tone:

„Was thun wir nun aber mit der Wette?“

„Sie gilt,“ antwortete Tsi.

„Ich kann aber doch nicht setzen!“

„Ich bitte, warten Sie!“

Es trat eine Verlegenheitspause ein, welche ich mit Tsi auszufüllen suchte. Es gelang uns aber doch nicht ganz. Da kam der Wirt zurück und zählte die geforderte Summe in guten Papieren auf den Tisch. Tsi legte sie dem Governor hin, indem er bat:

„Das ist für Sie, Mylord, damit Sie setzen können. Bitte, nehmen Sie es von mir an, bis wir wieder an Bord kommen!“

Hierauf entfernte er sich mit dem Ladenbesitzer, um ihm Quittung zu schreiben. Der Uncle schob mir die zwei Tausend zu und sagte:

„Nehmen Sie das Geld, Charley! Sie sind ja der Kassierer. Ich weiß nicht, was ich sagen soll! Wer und was ist denn eigentlich dieser Doktor Tsi? Braucht dem ersten, besten unbekanntesten Mann auf Sumatra nur ein ledernes Etwas vorzuzeigen, um tausend Pfund zu bekommen, rund zwanzigtausend Mark oder fünfundzwanzigtausend Franken!“

„Pshaw!“ fiel Raffley ein. „Diese Frage beschäftigt mich weniger. Wißt Ihr denn, dear uncle, daß ich meine Wette an Charley verloren habe?“

Da sah ihn der Gefragte zunächst ganz erstaunt an, denn an diese Wirkung seiner eigenen Wette hatte er jetzt noch gar nicht gedacht. Dann kam ihm das Bewußtsein dessen, was John seinetwegen verloren hatte. Er sprang erschrocken auf und rief aus:

[209] „Armer, armer Teufel! Wie ist das nur gekommen? Nun dürft Ihr ja nie wieder eine Wette eingehen!“

„Ja, nie, niemals wieder!“ nickte Raffley ernst.

„Welch ein Unglück! Das ist ja gar nicht auszuhalten! Ihr dürft nicht wieder wetten, aber dieser Charley darf weiterhin seine Bücher schreiben, so lang er will!“

Da ergriff Mary Waller das Wort, indem sie mich zu meinem Schrecken fragte:

„Sie schreiben Bücher? Das habe ich ja noch gar nicht gewußt! Ich staunte, als Sie vorhin beim Eingehen der Wette davon sprachen, daß Sie diesen Beruf haben. Sie sind also Schriftsteller?“

Welch eine Unvorsichtigkeit von mir! Was sollte ich antworten? Das war wieder einmal ein Beweis, daß jede Unaufrichtigkeit wie überhaupt jede Sünde sich ganz von selbst bestraft! Die beiden Engländer begriffen meine Lage. Sie kannten mich; sie wußten, daß ich, falls ich selbst die Antwort übernehmen müßte, nun unbedingt die Wahrheit sagen würde. Darum fiel der Governor schnell ein:

„Wie? Was? Schriftsteller? Fällt ihm ja gar nicht ein. Ja, er hat einmal ein Buch geschrieben, ein sehr gelehrtes sogar; ich glaube über{“} - - über - - über irgend eine astronomische Hauptfrage. Dieses Buch bringt ihm in seinen Auflagen so viel ein, daß er zuweilen eine Reise machen kann; das nennt er nun seinen Beruf oder von seinen Büchern leben! Sie wissen ja, wer einmal ein Buch verbrochen hat, der pflegt nichts lieber zu thun, als von seiner „Feder“ und von seinem „Berufe“ zu sprechen.“

So fadenscheinig diese Hilfeleistung war, sie genügte doch, mich aus der Gefahr, entdeckt zu werden, zu erlösen. Wie groß diese Gefahr gewesen war, das zeigte Marys Antwort:

„So, so ist es? Schon glaubte ich, ohne es zu wissen, mit einem Kollegen meines Lieblingsschriftstellers verkehrt zu haben.“

Sie nannte nun meinen Namen.

„Den lesen Sie? Ich auch!“ bemerkte John. „Seine Bände stehen alle in meiner Schiffsbibliothek.“

„Wirklich? Das hätte ich wissen sollen! Ich hätte Sie um einen gebeten, den ich noch nicht gelesen habe.“

„Welcher ist das?“

„ „Am Jenseits.“ Man sagte mir, der Inhalt entspreche diesem Titel in einer Weise, daß es gar keiner besonderen Einbildungskraft bedürfe, sich an die Pforte, welche der Engel des Todes uns öffnet, zu versetzen.“

„Sie können diesen Band haben. Sollten wir länger, als ich denke, oben in Kota Radscha bleiben, so werde ich Ihnen das Buch vom Schiffe holen lassen.“

Jetzt kehrte Tsi mit dem Wirte zurück. Er sagte, daß er sich erlaubt habe, die Limonaden zu bezahlen. Wir konnten also gehen.

Es ist von da aus gar nicht weit bis zum Bahnhofe, [210] und es fügte sich, daß der Zug, als wir dort ankamen, soeben rangiert wurde. Der Verkehr ist nur bei Ankunft der Dampfer ein größerer. Heut aber waren wir die einzigen Passagiere unserer Klasse.

Man fährt nur sehr kurze Zeit bis hinauf. Unterwegs meinte der Uncle, daß wir nicht alle zugleich zum Governor gehen könnten; er werde ihm diesen Besuch allein machen, und wir könnten im Hotel auf seine Rückkehr warten. Er hatte recht, anzunehmen, daß man ihm, dem gewesenen Governor von ceylonisch Indien, die Bitte um ein anständiges Unterkommen für uns eher gewähren werde, als jedem anderen. Wir trennten uns also, als wir in Kota Radscha angekommen waren, von ihm und gingen nach dem sogenannten Hotel Rosenberg.

Es liegt an einem freien Platze und ist mit einem Kaufladen verbunden, welcher bedeutend größer als der unten in Uleh-leh ist, wo wir die Limonaden getrunken hatten. Wir setzten uns in den luftigen Laubengang, welcher rund um den Speisesaal führt, und ließen uns wieder Limonade geben, das beliebteste Getränk jener heißen Gegend. Als sie gebracht wurde, fragte Mary den Bediensteten, ob vor einiger Zeit ein Brief aus Kolombo für Reverend Waller angekommen sei. Er sei nach Penang, *East and Oriental Hôtel*, adressiert worden, und sie habe dort erfahren, daß man ihn hierher gesandt habe. Der Mann sagte, daß er nachfragen wolle.

Ich hatte geglaubt, sie habe ihn schon erhalten, noch ehe sie mit ihrem Vater in die Berge gegangen war; nun hörte ich aber, daß ich mich geirrt hatte. Es dauerte nur einige Minuten, so kehrte der Diener zurück und brachte den Brief. Er war, was man einen Doppelbrief nennt, und ich sah gleich an seinem Formate und an seiner Stärke, daß er das Notizbuch enthielt. Indem sie ihn öffnete, machte sie die an mich gerichtete Bemerkung:

„Wir trafen in Indien mit einem lieben Bekannten, einem Professor aus Philadelphia, zusammen, bei welchem ich mein Notizbuch liegen ließ. Der Verlust hätte mir nicht nur seines Inhaltes, sondern auch noch eines andern Grundes wegen leid gethan. Erinnern Sie sich der vier Zeilen, welche mir im Continental-Hotel in Kairo vom Winde zugeweht wurden?“

„Ja,“ antwortete ich.

„Nun, dieses Blatt steckt mit in dem Buche. Ich habe diese Zeilen geradezu liebgewonnen. Es spricht mich aus ihnen eine Seele an, die mir bekannt sein muß, obgleich ich mich ihrer nicht erinnern kann. Ja, hier ist es noch. Wie freut mich das!“

Sie legte das Blatt, welches sie aus dem Notizbuch genommen hatte, auf den Tisch und las dann den Brief des Professors. Als sie damit fertig war, legte sie ihn in das Buch und wollte auch das Blatt dazuthun. Da aber kam ihr der Impuls, es zu öffnen. Sie faltete es auseinander. Ich beobachtete ihr Gesicht, natürlich un- [211] auffällig. [unauffällig] Sie war zunächst nur darüber überrascht, acht Zeilen anstatt nur vier zu finden. Dann las sie. Sie sann und sann.

„Sonderbar, höchst sonderbar!“ sagte sie. „Hier, bitte, lesen Sie!“

„Ich kenne es ja schon. Sie zeigten es mir später,“ antwortete ich.

„Lesen Sie es dennoch, und sagen Sie mir dann, was Ihnen auffällt!“

Ich folgte ihrer Aufforderung.

„Nun?“ fragte sie.

„Die Strophe hat jetzt acht Verse, während sie früher nur vier hatte, glaube ich.“

„So ist es. Ich kann mir das nicht erklären!“

„Aber ich! Der Professor hat es gelesen und dann die vier Zeilen hinzugedichtet.“

„Der? Dichten? O nein! Sehen Sie übrigens da seine Schrift und diese hier. Es ist ganz, ganz genau dieselbe Hand! Und nicht nur das, sondern auch derselbe Geist, dieselbe Seele, dieselbe Liebe! Professor Garden würden nie, nie in seinem Leben auf die Wendung kommen:

„Grad weil sie einst für euch den Tod erlitt,

Lebt sie durch euch, um weiter fortzulieben.“

Er hat auch Seele, aber diese nicht, nein, diese nicht! Es spricht hier eine Stimme zu mir, fast wie die Stimme meiner verstorbenen Mutter. Ich stehe vor einem Rätsel, welches - - -“

Sie wurde unterbrochen. Es kam ein Malaie über den Platz zu uns herüber und bot ihr einen Blumenstrauß zum Kaufe an. Das war hier etwas ganz Gewöhnliches und fiel uns gar nicht auf. Nun aber folgte etwas, was wir nicht erwartet hatten. Ich gab ihm nämlich eine hinreichende Münze, worauf er den Strauß vor Mary auf den Tisch legte, aber nicht nur ihn, sondern auch die Hälfte einer eigentümlich zerschnittenen Betelnuß!

In diesem Augenblick kam der Governor. Er sah die halbe Nuß, griff hastig nach ihr und forderte Mary auf, ihm die andere Hälfte zu geben. Beide paßten ganz genau zusammen. Da wandte er sich an den Malaien:

„Sprichst du englisch?“

„So viel, wie ich hier brauche,“ antwortete der Mann. Er sah furchtlos zu ihm auf.

„Was thust du, wenn ich dich arretieren lasse?“

„Nichts. Ich komme wieder frei, aber der Tuwan³⁸ aus Amerika ist verloren!“

Da wendete sich der Governor an Tsi:

„Sie wollen ihn ohne unser Geld und ohne unsere Hilfe befreien. Nun, thun Sie das! Es handelt sich um unsere Wette.“

„Nach Ihnen, Mylord!“ lächelte der Chinese. „Ich bitte, diesen Mann auszufragen! Sie müssen doch erst [212] sehen, wie leicht oder wie schwer es ist, Mr. Waller wiederzubekommen.“

Da ergriff Raffley das Wort, indem er den Malaien fragte:

„Woher kennst du die Lady, und wie kommst du hierher?“

„Ich war mit dem Brande des Tempels, auch mit bei der Beratung der Häuptlinge und habe die Tochter des Fremden genau gesehen,“ antwortete der Eingeborene. „Dann wurde ich hierher geschickt, um sie zu erwarten. Ich wartete in der Nähe des Hauses, wo sie Limonade trank. Ich ging mit nach dem Bahnhofe; ich fuhr mit hierher, und ich kaufte die Blumen, um sie ihr zu bringen.“

³⁸ Herr.

„Wo ist ihr Vater?“

„Das darf ich nicht sagen. Er ist sehr krank; aber er lebt; er sehnt sich nach ihr und wird ihr gebracht werden, wenn ich das Geld bekomme.“

„Du wirst es nicht eher erhalten, als bis du ihn gebracht hast.“

„Das ist nicht möglich. Die Häuptlinge geben mir den Tuwan nur dann, wenn ich ihnen das Geld so hinzähle, daß kein einziger Gulden fehlt.“

„So gehen wir mit dir, um selbst mit ihnen zu sprechen!“

„Es ist mir verboten, jemand mitzubringen. Ich habe genug gesprochen und sage nun weiter kein Wort. Hier stehe ich und erwarte den Bescheid. In zehn Minuten gehe ich; dann aber wird der Tuwan sterben. Ich sagte die Wahrheit und schweige nun!“

Er trat einige Schritte zurück und steckte die Hand unter seinen Sarong, wo er wahrscheinlich einen Kri³⁹ stecken hatte. Der Sarong ist ein langes Stück Zeug, welches wie ein Frauenrock um die Hüften geschlungen wird und bis herunter auf die Knöchel reicht.

Mary hatte Angst bekommen, doch sagte sie nichts.

„Da ist nichts zu machen,“ erklärte Raffley. „Wenn wir Mr. Waller nicht in die größte Gefahr bringen wollen, müssen wir das Geld zahlen!“

„Miserable Situation! Aber es geht wirklich nicht anders!“ stimmte der Governor bei. „Man sieht es diesem Kerl hier an, daß er kein weiteres Wort sagen und sich nach zehn Minuten entfernen wird. Und wenn das Geld fort ist, so können wir Tausend gegen Eins wetten, daß sie es nehmen, ohne uns ihren Gefangenen auszuliefern. Was sagt Ihr dazu, Charley?“

„Verlassen wir uns auf Mr. Tsi!“ antwortete ich.

Da zog der Chinese sein Portefeuille wieder aus der Tasche. Ich dachte, er werde wieder nach dem „Pu“ greifen, hatte mich aber geirrt. Er riß ein Blatt heraus und malte mit einem Tuschestift, den er mit der Limonade befeuchtete, zwei von oben nach unten gehende Reihen [213] fremder Charaktere darauf. Dann fragte er den Governor:

„Werden wir im Kratong wohnen, Mylord?“

„Ja. Der holländische Mijnheer war sehr bereitwillig. Wir haben eine ganze, neben einander liegende Reihe von guten Zimmern, die eigentlich nur für eingeladene Gäste sind.“

„So komm her zu mir!“ befahl da Tsi dem Malaien in einem Tone, der keinen Widerspruch duldet. „Schau dieses Papier! Kennst du das erste Zeichen obenan?“

Der Mann nahm den Zettel in die Hand, schaute ihn an und verbeugte sich dann dreimal so tief, wie es ihm möglich war.

„Ich kenne es, Sahib,“⁴⁰ antwortete er.

„Trag dieses Papier zu den Häuptlingen! Sie werden dir den fremden Tuwan geben. Wir wohnen im Kratong, und du wirst ihn uns bringen. Aber du wirst ihn sehr vorsichtig behandeln, wie einen sehr hohen und sehr kranken Herrn! Wann können wir dich mit ihm erwarten?“

Der Malaie verbeugte sich wieder und antwortete dann im Tone tiefster Unterwürfigkeit:

„Wir haben ihn sehr vorsichtig in einer Mahala⁴¹ von den Bergen heruntergetragen. Er ist nicht weit von hier. Wenn zwei Stunden vergangen sind, werden wir ihn bringen. Diesen weißen Männern hier hätte ich die Zeit unserer Ankunft nicht mitgeteilt; wir trauen keinem Christen. Du aber bist ehrlich. Von dir haben wir nichts Böses zu erwarten. Ich eile!“

Er verbeugte sich zum dritten Male und ging dann schnellen Schrittes fort.

[214] „Sehr ehrenvoll für uns!“ zürnte der Governor. „Uns traut man nicht; weil wir Christen sind! Ist das nicht unerhört?“

„Nicht dieses Mißtrauen ist unerhört,“ antwortete Raffley, „sondern das Verhalten der Europäer, welches die Schuld an diesem wohlberechtigten Argwohn trägt. Gehen wir, dear uncle?“

„Ja, gehen wir! Wenn Ihr auf dieses Thema kommt, dear nephew, so ist es eben am klügsten, daß man geht.“

Sie standen beide auf. Der Vorgang zwischen Tsi und dem Boten der Häuptlinge hatte sie in Staunen versetzt; er war ihnen ebenso unerklärlich wie die „Pu“-Scene unten in Uleh-leh; aber sie hielten es nicht für wohlangebracht, ihrer

³⁹ Malaiischer Dolch.

⁴⁰ Bei diesen Malaien „Herr“ mit militärischen Würden.

⁴¹ Sänfte.

Verwunderung Worte zu geben, weil dies wie eine zudringliche Aufforderung, das Geheimnis mitzuteilen, geklungen hätte.

Wir bezahlten unser Getränk und begaben uns dann nach dem Kratong. Mein Sejjid, welcher in einiger Entfernung von uns auch bei einer Limonade gesessen und unser Gespräch mit dem Malaien beobachtet hatte, folgte uns.

In der Citadelle angekommen, fanden wir holländische Soldaten auf uns wartend, welche zu unserer Bedienung kommandiert waren. Mit den Zimmern konnten wir zufrieden sein. Sie waren sehr sauber gehalten und mit bequemen Möbeln ausgestattet. Nach einiger Zeit besuchte uns der Gouverneur, um nach etwaigen Wünschen zu fragen. Der Uncle hatte ihn ganz treffend als „holländischen Mijneer“ charakterisiert. Er hatte natürlich erfahren, was mit Waller geschehen war, vermied es aber, davon zu sprechen. Wir waren so vernünftig, einzusehen, daß dieses Schweigen wohlberechtigt sei.

Daß wir der Ankunft des Missionars mit Spannung [215] entgegensahen, brauche ich nicht zu sagen. Mary war es unmöglich, im Zimmer zu bleiben. Sie wanderte draußen im Freien ruhelos hin und her.

Tsi war, nachdem er sein Zimmer gesehen hatte, gleich wieder fortgegangen. Als er wiederkam, folgte ihm ein Malaie, der einen großen Pack Pflanzen trug. Es war *Brucea sumatrana*, das Ko-su der Chinesen, welches Tsi in der Nähe in hinreichender Menge gefunden hatte.

Ich saß mit den beiden Engländern zusammen, und es versteht sich ganz von selbst, wovon wir sprachen. Was waren das für Zeichen auf dem Zettel gewesen? Warum hatten sie diese überraschende Wirkung hervorgebracht? Wer war dieser Tsi denn eigentlich? Diese und noch andere Fragen wurden durchgenommen, natürlich ohne Resultat.

Dann hörten wir endlich Marys Stimme draußen laut erklingen. Weiter vortretend, sahen wir, daß ihr Vater gebracht worden war. Vier malaiische Träger standen bei der Sänfte, welche sie niedergesetzt hatten; daneben der Fünfte, der bei uns gewesen war. Die Sänfte war verdeckt. An der einen Seite kniete die Tochter, deren Oberkörper sich aber im Innern bei dem Vater befand. Auf der andern sahen wir Tsi, welcher den Eingeborenen ein Geldgeschenk verabreichte. Sie drückten es, ehe sie es einsteckten, an ihre Lippen. Als Mary ihren Vater begrüßt und sich wieder erhoben hatte, ging sie weinend [216] neben der Sänfte her, welche in das Haus getragen wurde. Wir hörten sie bei uns vorüberpassieren.

Nun dauerte es längere Zeit. Dann kam endlich Tsi zu uns, um uns Bericht zu erstatten. Das geschah sehr kurz, denn er hatte keine Zeit. Es galt ein schnelles Einschreiten, wenn Waller am Leben erhalten werden sollte. Ko-su als Bad, Ko-su als Lavement und Ko-su als Getränk, das war es, was allein ihn retten konnte.

„Die Lady läßt sich entschuldigen,“ fügte er seinem Bericht bei. „Ihr Vater wird sie ganz ausschließlich in Anspruch nehmen, und auch ich habe ihm meine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.“

„Wie lange wird er hier bleiben müssen?“ erkundigte sich Raffley.

„Das wird sich erst morgen entscheiden, wenn ich weiß, welche Lebenskraft ihm noch geblieben ist. Gegenwärtig liegt er in vollständiger Apathie. Es war die höchste Zeit!“

„Muß er dann später etwa wieder in die Berge, selbstverständlich unter andern, bessern Verhältnissen?“

„Nein. Ko-su und Seeluft; weiter brauche ich nichts, außer kräftigender Diät.“

„So muß er auf unsere „Yin“, anders nicht! Er will ja nach China, genau wie wir.“

„Bitte, bestimmen Sie nicht so schnell! Ich bin sein Arzt und werde gerade diesen Patienten nicht eher verlassen, als bis ich ihn mit gutem Gewissen freigegeben kann.“

[217] Die beiden Englishmen verstanden ihn sofort, und zu meiner Freude beeilte sich der Governor, zu antworten:

„Das ist ja selbstverständlich! Sie fahren mit, Mr. Tsi! Sie sind uns ja willkommen! Charley, geben Sie ihm das Geld! Er hat die Wette gewonnen. Es ist heut kein guter Tag für uns gewesen.“

Als ich ihm die Banknoten hinreichte, griff er nicht zu, sondern fragte mich:

„Wollen Sie mich zu großem Dank verpflichten? Sie haben ja Zeit; ich aber muß bei dem Kranken sein.“

„Ich stehe gern zu Diensten.“

„Geben Sie mir nur das eine Tausend, und nehmen Sie einen Poniewagen, um das

andere nach Uleh-leh zurückzubringen! Der Kaufmann mag Ihnen meine Unterschrift in verschlossenem Couvert zurückgeben."

"Ich fahre mit," erklärte Raffley. "Nun ich weiß, daß wir wenigstens einige Tage hier oben bleiben, können wir für einige Minuten an Bord gehen, um die Weisung zu geben, die uns hier fehlenden Gegenstände heraufzubringen."

"Und ich? Was thue ich?" fragte der Uncle. "Ich dränge mich Euch auf, wenn ich nicht auf der Stelle tausend Pfund bekomme!"

Raffley, welcher seine Absicht erriet, antwortete lachend:

"Jetzt haben wir Mr. Waller ohne Lösegeld; ich kann Euch also diesen Wunsch erfüllen."

Er zählte ihm die Summe vor, allerdings in Guldenscheinen. Der Governor nahm sie, hielt sie Tsi hin und sagte in fast herzlichem Tone:

"Sie haben ganz genau als Gentleman gehandelt, als Sie mir, Ihrem Gegner, den Einsatz borgten. Ich danke Ihnen!"

Tsi steckte das Geld zu sich, verbeugte sich, ohne ein Wort zu verlieren, und ging.

"Ganz Edelmann! Geld spielt bei ihm keine Rolle! Sehr, sehr tüchtiger junger Mann!" gestand der Uncle, fügte aber schnell und vorsichtig hinzu: "Habe aber ja nicht etwa gesagt, daß ich ihn liebgewonnen und die gestrige Wette also verloren habe! Fällt mir ganz und gar nicht ein!"

Nun hatte er seine Schuld bezahlt und brauchte die fürchterliche Drohung, sich uns aufzudrängen, nicht auszuführen. Er blieb da. Ich aber ging mit Raffley fort, um einen Wagen zu nehmen. Grad als wir den Kratong verließen, kamen einige belastete Malaien. Sie brachten - - - das Gepäck, welches Waller und Mary mit oben im Gebirge gehabt hatten. Welch eine Ehrlichkeit! Raffley griff in die Tasche und beschenkte sie. Dann, als wir auf gut gepflegten Wegen am Wasser hinab nach dem Hafen fuhren, ließ er die Bemerkung hören:

"Die Redlichkeit dieser Leute verbietet ihnen, sich an Wallers Sachen zu bereichern. Haben sie seine Person frei- [218] gegeben, [freigegeben] so dürfen sie auch seine Effekten nicht behalten; so denken sie in ihren uncivilisierten Köpfen. Und zu solchen Leuten kommt der Europäer, um seine „christliche Faust“ auf ihre Rechte und ihr Land zu legen! Was sagt Ihr dazu, Charley?"

"Nichts!"

"Das ist bequem und vielleicht auch wohl - - klug!"

Ich entledigte mich bei dem Kaufmann meines Auftrages, ohne ihm merken zu lassen, daß ich mich in Beziehung auf das „Pu“ nicht ganz in Unkenntnis befinde. Dann ließen wir uns nach der „Yin“ rudern, wo John die Gegenstände bezeichnete, welche uns sofort hinauf nach Kota Radscha geschickt werden sollten. Als wir hierauf am Lande den Wagen wieder bestiegen, war es inzwischen Abend geworden.

"Habe es nicht vergessen," sagte John, indem er auf ein kleines Paket zeigte, welches er mitgenommen hatte.

"Was ist's?"

"Euer Buch „Am Jenseits“. Ist mir der liebste Band von Euch. Ungeheuer ernst und wichtig! Wird aber leider erst dann verstanden werden, wenn die Species „Dutzendmensch“ ausgestorben ist!"

Wieder im Kratong angekommen, erfuhren wir vom Governor, daß uns ein besonderer Koch bestellt worden sei, mit welchem er für heut und morgen den Speisezettel habe anfertigen müssen. Das war sehr aufmerksam von dem Statthalter. Am allerbesten aber gefiel es uns von ihm, daß er, so lange wir hier waren, zwar von weitem sehr freundlich für uns sorgte, uns aber persönlich konsequent fern blieb. Wir waren dadurch frei von jedem Etikettezwang.

Bei Tische erschien Tsi nur für kurze Zeit, Mary natürlich aber gar nicht. Man mußte ihr und dem Kranken die möglichste Selbständigkeit bewahren. Ueber den letzteren erfuhren wir, daß er noch immer apathisch sei, doch zuweilen halblaut vor sich hinspreche. Seine Tochter beachte er gar nicht und scheine sich nur mit imaginären Personen zu beschäftigen.

Eine fließende Unterhaltung kam zwischen uns dreien nicht in Gang. Die beiden anderen vermieden es, von den Wetten zu sprechen, was doch eigentlich das interessanteste Thema für sie gewesen wäre, und auf anderes gingen sie auch nur wie gezwungen ein. Es war, als ob wir uns unter einem ungewöhnlichen geistigen Luftdrucke befänden. Wir verabschiedeten uns darum zeitig voneinander.

Ich ging noch ein Stück in das Freie spazieren. Auf einer langen Bank, an welcher ich vorüberkam, saßen Soldaten, der Sejjid mitten unter ihnen. Als er mich sah, war ich schon nahe. Er stand schnell auf, und ich hörte ihn sagen:

„Daar komt onze Mijnheer - da kommt unser Herr!“

Er begann also schon, holländisch mit ihnen zu radebrechen. Sie sprangen ebenso wie er auf und machten ihr [219] Honneur; darum gab ich ihm Geld zu Cigarren, welche er unter sie verteilen sollte; ich wußte, daß ich ihm damit einen großen Gefallen that. Er gab überhaupt sehr gern, aber wenn die Gabe von „unserm Herrn“ kam, doppelt gern.

Es standen überall Posten. Ich ging ziemlich weit, denn der Abend war wunderbar mild und schön. Eine Straße entlang schlendernd, welche nach einem vor dem Orte liegenden Wäldchen führte, wurde ich von einem Posten angehalten, welcher mir sagte, ich könne zwar gehen, wohin ich wolle, aber es sei seine Pflicht, mich zu warnen. Kein Bewohner von Kota Radscha gehe jetzt abends über den Umkreis des Ortes hinaus, der Eingeborenen wegen, welche sich seit einiger Zeit in verdächtiger Weise um die holländischen Stationen zusammenzögen. Ich dankte ihm und kehrte selbstverständlich um.

Als ich heimkam, begegnete mir Tsi im Korridor. Ich fragte ihn nach Waller.

„Ich habe mein Ko-su angewandt, und es beginnt bereits, günstig zu wirken,“ sagte er. „Aber der Geisteszustand ist ein ganz sonderbarer. Wollen Sie den Kranken sehen?“

„Ist das möglich, ohne daß ich störe?“

„Jetzt, ja. Sie werden sich wundern, was er thut!“

Er ging voran und öffnete die Thür. Das Zimmer war groß; der schöne Abendhauch hatte ungehindert Zutritt. Auf dem Tische brannte eine halb verhangene Lampe. Der Kranke lag unter einer leichten Decke lang ausgestreckt im Bette, an welchem Mary saß. Als sie mich sah, stand sie auf.

„Wie recht, daß Sie kommen!“ sagte sie leise. „Sie werden ihn kaum wieder kennen; aber ich bin nicht mehr traurig, sondern froh, denn Herr Tsi hat mir versichert, daß Vater gerettet sei. Er kennt mich noch nicht, ist aber in den Zwischenräumen tiefer Apathie geistig ungemein be- [220] schäftigt. [beschäftigt] Womit, das werden Sie nicht erraten. Kommen Sie, nehmen Sie Platz!“

Tsi schob mir einen Stuhl an die Seite des ihrigen. Waller hatte allerdings ein fast leichenhaftes Aussehen. Das Gesicht war zum Erschrecken eingefallen. Ich sah das Skelett eines Kopfes vor mir, und die Hände bestanden auch nur bloß aus Knochen, um welche sich die Haut in lockeren Falten legte. Wir sprachen nicht. Es wäre nur schwer geworden, bei diesem Anblicke Worte zu machen.

Der leise, nicht unangenehme Duft des Ko-su erfüllte den Raum, so ähnlich, wie wenn Weihrauch durch die Halle eine Kirche getragen worden ist, und wie dieser Gott geweihte Ort an andere, höhere Welten mahnt, so zog auch hier das Ringen einer zwischen dem Diesseits und dem Jenseits schwebenden Menschenseele unser Denken und Empfinden nach der Grenze hin, an welcher alles aufzuhören scheint, weil alles dort beginnt. Seelenäußerungen, an dieser Grenze für die zurückliegende Erde in Menschenworte gekleidet, sollen dem, der diese Worte hört, nicht anders als nur heilig sein!

Es herrschte tiefe Stille im Zimmer; auch draußen regte sich nichts; der Kranke lag wie tot. Nach einiger Zeit gab Mary mit der Hand ein Zeichen. Ich sah, daß er die Lippen bewegte. Dann klang es langsam und leise zwischen ihnen hervor:

„Ich sehe dich, und ich höre dich, mein Lieb! Du bist nicht tot, du bist in meiner Seele. Du hast es mir gesandt, weil ich's vergessen hatte:

„Tragt euer Evangelium hinaus,

Um aller Welt des Himmels Gruß zu bieten.“

Hier hielt er inne. Er bog den Kopf zur Seite, als [221] ob er auf irgend etwas lausche. Dann fuhr er ebenso leise und ebenso langsam fort:

„Vergieb! Ich war vom Antichrist bethört! Er that, als ob er unser Jesus sei! Ich habe nur auf ihn, auf ihn gehört und glaubte mich von allem Irrtum frei. Du warntest mich; du hattest ihn durchschaut, sahst ihn in seiner ganzen Häßlichkeit; in deiner Stimme ward mein Engel laut, der Engel unsrer ganzen Christenheit - - -“

Mary hatte, vielleicht es gar nicht wissend, ihre Hand auf die meine gelegt.

„Er spricht mit Mama,“ flüsterte sie mir zu. „Er that es schon vorhin, aber nicht in dieser - - dieser - - - wunderbaren Weise. Hören Sie! Still!“

Sie nahm meine Hand fester, als ob sie für das nun Folgende nach einem Halte suchen müsse. Ihr Vater sprach nach dieser Pause weiter:

„Du gingst von mir - - ich war mit ihm allein, mit ihm, vor dem du mich so oft

gewarnt, und darum konnte es nicht anders sein: er hat mich vollends, durch mich selbst, umgarnt. O glaube mir, ich hab es nicht gedacht, daß Christi Wege andere Wege sind; der fromme Dünkel hat mich irr gemacht; er ist der Hölle größtes Lieblingskind - - -"

Hier holte er zum ersten Male tiefer Atem, so daß man seine Brust sich bewegen sah. Seine Züge waren bisher während des Sprechens unverändert geblieben; nun wurden sie von dem Ausdrücke seelischer Pein bewegt, als er fortfuhr:

„Doch achtet jedes andere Gotteshaus;

Ein wahrer Christ stört nicht den Völkerfrieden.“

Nach diesen Worten schlug er die hagern Hände zusammen, riß die Augen auf, starrte über sich empor und sprach, lauter und schneller als bisher:

„Ich sehe, wie die Flamme aufwärts steigt, die ich entfacht mit frevlerischer Hand. Ich sehe, daß sich weinend zu mir neigt der Engel, den du mir herabgesandt. Ich sehe dich; ich seh dein teures Haupt. Wie trauert doch dein liebes Angesicht! Was that ich doch! Was habe ich geglaubt! Ist Feuerbrand denn wirklich Christenpflicht?“

Mary war tief, tief ergriffen. Sie wollte sich beherrschen; aber es ging ein Schauer über ihren Körper und trieb ihr Thränen aus den Augen.

„Welch eine Scene!“ flüsterte Tsi. „Hier höre ich auf, [222] Arzt zu sein und darf nur noch als Mensch den Engel hören!“

Jetzt nahmen die scharfen Züge des Missionars einen freundlicheren Ausdruck an; die ängstlich verschlungenen Hände lösten sich, und es erklang in ruhigerem Tone aus seinem Munde:

„Ich danke dir; ich danke dir wie sehr, daß du mit nahst, du lichtetes Himmelsbild. O komme doch, o komme zu mir her, und schau mich an wie früher, warm und mild. Bring mir den Segen, den der Himmel giebt, und sage doch, daß mir verziehen ist. Lehr' so mich lieben, wie der Herr uns liebt - - - -“

Er hielt inne. Indem er tief, tief Atem holte, breitete sich ein schönes, glückliches Lächeln über sein Antlitz, und mit froh erhobener Stimme fügte er hinzu:

„Dann bin ich, was ich niemals war - - ein Christ!“

Hierauf schloß er die Augen, faltete die Hände auf der Brust und sprach nicht wieder. Er schien zu schlafen.

Es ist unmöglich, zu beschreiben, wie tief wir ergriffen worden waren. Wir saßen noch minutenlang ganz still und unbeweglich, bis Tsi leise zu Mary sagte:

„Bitte, Mylady, geben Sie mir einmal das Blatt, auf welchem das Gedicht steht! Ich kenne die neuen vier Zeilen noch nicht.“

Sie erfüllte seinen Wunsch. Er trat mit dem Zettel an die unverhüllte Seite der Lampe, um zu lesen; dann winkte er uns, ihm hinaus auf den Balkon zu folgen. Dort setzten wir uns für diese Augenblicke nieder. Er gab Mary das Blatt zurück und sprach, natürlich so, daß es im Zimmer nicht gehört werden konnte:

„Es wird tausend, tausend Aerzte geben, welche so etwas noch nie erlebt haben. Und wenn sie es erlebten, so würden sie gewiß in großer Verlegenheit darüber sein, an welcher Stelle in ihrem Register psychischer Vorgänge diese Scene einzureihen sei. Ja, sie würden nicht einmal wissen, ob man es hier mit einem krankhaften Zustande zu thun hat oder nicht.“

„Ist er es?“ fragte Mary schnell und besorgt.

„Nein!“ antwortete der Chinese sehr bestimmt. „Ihre europäischen Aerzte würden Ihnen gewiß fast alle mit verschiedenen Fremdwörtern aufwarten, welche meist mit der Vorsilbe „Psych“ beginnen und etwas nicht Wünschenswertes [223] bedeuten. Ich aber habe eine ganz andere Ansicht, welche in dem begründet ist, was Sie so fälschlicherweise unsern „Ahnenkultus“ nennen. Es handelt sich hier nicht um einen krankhaften, sondern um einen sehr gesunden, sogar außerordentlich gesunden Zustand, um welchen Ihr Vater eigentlich zu beneiden ist. Ich bin ganz glücklich darüber, zumal das, was wir ihn sagen hörten, in einer so befriedigenden Weise ausgeklungen ist. Ich bin überzeugt, daß dieser Vorgang sich wiederholen und einen starken, glücklichen, geistigen Einfluß auf die körperliche Genesung des Patienten ausüben wird. Ihre heimischen Aerzte würden diese Wiederholung mit allen Mitteln zu vermeiden suchen; ich aber heiße sie willkommen und bitte Sie sogar, Mylady, mich in dieser meiner gewiß ganz und gar „uneuropäischen“ Behandlung des Kranken zu unterstützen.“

„Wie gern will ich das! Sagen Sie nur, was ich thun soll!“

„Es ist etwas in mir, was mir geradezu befiehlt, der bisherigen Wirkung dieser geheimnisvollen Verse eine Fortsetzung zu geben. Ihr Vater kennt die zweiten

vier Zeilen noch nicht?"

„Nein.“

„So muß er sie auf alle Fälle und so schnell wie möglich kennen lernen, ganz ungeachtet seiner großen Schwäche. Lesen Sie ihm die neuen Zeilen vor, bis er sie auswendig kann!“

„Doch nur, wenn er bei voller Besinnung ist?“

„Nein, nicht nur dann! Auch wenn er in dem sogenannten traumhaften Zustande, welcher aber etwas ganz anderes ist, die ihm bekannten ersten vier Zeilen repetiert, lesen Sie ihm als Anschluß hieran die zweiten vor, langsam, deutlich, mit gutem Ausdrucke und einer kleinen Pause nach jeder Zeile. Ich weiß schon im voraus, welche Wirkung das auf ihn machen wird.“

„Eine gute?“

„Eine sehr, sehr gute; ich gebe Ihnen mein Wort! Ich [224] spreche nicht etwa als Psychiater, sondern als ein ganz, ganz anderer, von dem Sie keine Ahnung haben. Ich behandle den Körper Ihres Vaters mit dem geradezu wunderbar wirkenden Ko-su und seine Seele mit diesem Gedichte, von dem Sie zwar behaupten, daß es Ihnen nur der Wind zugeweht habe, welchem ich aber ein solches Vertrauen schenke, daß ich um meines Patienten willen viel, sehr viel darum geben würde, nicht nur die erste Strophe, sondern auch die folgende zu besitzen. Denn daß es nicht nur aus dieser einen besteht, das ist aus Gründen der Poetik als sicher anzunehmen. Der Dichter hat eine Anschauung ausgesprochen, welche der bisherigen Ihres Vaters vollständig entgegengesetzt ist, aber in den Tiefen desjenigen Christentums, welches Jesus lehrte und lebte, ihre Wurzeln schlägt. Der Kranke steht vor einer Sinnesänderung, die ihn vom Irrtum zur Wahrheit führen will. Diese acht Zeilen sind die Hälfte der Leiter, auf welcher er zur letzteren emporsteigen soll, und es thut mir so leid, daß wir die andere, obere Hälfte nicht zur Verfügung haben.“

Da schlug Mary die Hände zusammen und sprach in kindlichem Wunsche:

„Wenn doch wieder so ein gütiger Hauch wie der in Kairo oder so ein Brief aus Colombo käme, um das Fehlende zu bringen!“

„Das wird wohl ausgeschlossen sein! Ich bin auch ohnedies überzeugt, daß wir alles erreichen werden, was zu erreichen möglich ist. Vertrauen Sie dem Himmel! Man wirft uns Chinesen vor, daß wir keinen Himmel haben. Nun, unser „Thian“⁴² ist größer, viel größer als der Ihrige; das können Sie mir glauben. Gott hat ihn nicht bloß für uns allein, sondern für die ganze Menschheit und für alle, alle, die ihn haben wollen, jenseits dieses Lebens aufgebaut! - - -“

Viertes Kapitel.

Im Herzen von China.

Am folgenden Morgen zog ich mich nach dem ersten Frühstücke, welches ich mit den beiden Englishmen eingenommen hatte, auf mein Zimmer zurück, um zu arbeiten. Ich brachte aber nichts fertig, weil meine Gedanken wieder und immer wieder zum gestrigen Abend an das Lager des Kranken zurückkehrten. Ich gab also nach längerem, resultatlosem Bemühen den vergeblichen Versuch auf und ging hinüber zu Raffley, fand ihn aber nicht daheim. Er hatte sich ein Pferd geben lassen, um einen Spazierritt zu machen. Das erfuhr ich von Omar, welcher seine Herberge im Korridore aufgeschlagen hatte, um, falls man ihn brauchen sollte, gleich bei der Hand zu sein.

„Ist der Governor mit?“ fragte ich ihn.

„Nein,“ antwortete der Sejjid. „Er sitzt in seinem Zimmer bei den Pflanzen, die ich mit ihm geholt habe.“

„Was für Pflanzen?“

[225] „Das weiß ich nicht, denn er hat es mir nicht gesagt.“

Ich klopfte bei dem Gentleman an, und als ich eintrat, saß er am Tische, auf

⁴² Himmel.

dem ein großer, großer Haufen Ko-su lag, allerdings mit viel, viel Gras und allerlei Kräutern vermenget.

„Kommt, und helft mir!“ sagte er sehr geschäftig. „Es ist ganz schrecklich von der Natur, daß sie nicht auf Ordnung hält! Läßt alles, ohne zu sortieren, bunt untereinander aufwachsen!“

„Ja. Und der Mensch pflückt nicht das, was er braucht, mit Wohlbedacht heraus,“ lachte ich, „sondern er rauft alles, was ihm in die Hände kommt, heraus und trägt es heim, um da unter erschwerenden Umständen die Arbeit doch zu machen, die ihm draußen viel leichter geworden wäre. Das ist nicht nur hier, sondern auch im allgemeinen seine Weise!“

„Zankt nicht, sondern greift zu! Bin kein Theesucher, überhaupt kein Botaniker! Fünfmal mehr Gras als Ko-su-Pflanze! Kann gar nicht fertig werden!“

„Aber warum diese Arbeit, Sir?“ fragte ich, indem ich mich zu ihm setzte, um ihm zu helfen. „Warum seid Ihr nicht mit John ausgeritten?“

„Hatte keine Zeit. Mußte dieses Gewächs holen. Traf die Lady hinter dem Haus, wo sie nach durchwachter Nacht für eine Viertelstunde im Freien war. Hat dabei in Eurem Buch gelesen und es dann heute früh unserm – wollte sagen, diesem Tsi gegeben. Sie erzählte mir von ihm. Hochgebildeter junger Mann! Ausgezeichneter Arzt! Aber sagt ja niemandem etwas von diesen meinen Worten! Hat so ein sicheres, feines, vornehmes Wesen, dieser Mongole, und so ein Auge! Wäre ein ganz hübscher, lieber Kerl, wenn er nicht zu dieser Rasse gehörte! Bin also hinausgegangen, um für ihn dieses Ko-su zu holen, weil er es so notwendig braucht. Will ihm die Sache leichter machen. Kann ja weiter sonst nichts für ihn thun. Habe dem Sejjid befohlen, nichts davon zu sagen, und bitte auch Euch darum, Charley! Könnt es, wenn wir fertig sind, dem Doktor hintragen und ihm mitteilen, daß Ihr es geholt habt. Mag nichts mit dieser Sache zu thun haben!“

Der prächtige, alte Herr sagte das nicht etwa in zusammenhängender Rede, sondern in einzelnen Sätzen, deren Zwischenpausen er damit ausfüllte, Thee und Gras noch mehr zu verwirren und diese Arbeit als „Sortieren“ zu bezeichnen. Die Folge davon war, daß ich mich zunächst über den schon bei Seite geschobenen Teil hermachen mußte, von dem er behauptete, ihn „ausgesucht“ zu haben.

„Was habt Ihr für heute nach Tische vor?“ fragte er mich.

„Noch nichts Bestimmtes,“ erwiderte ich.

„Wollt Ihr mit mir fahren?“

„Wohin?“

„Hinunter zum Hafen. Will auf die „Yin“. Sagt aber nichts! Verstanden? Habe Euch ja schon Andeutung gemacht!“

[226] Er wollte wahrscheinlich das Bild in Johns Kajüte sehen. Sonderbarer Herr! Das hätte er ja schon längst thun können, ohne dabei überrascht zu werden. Ich sah keinen Grund für ihn, dies nicht ohne meine Anwesenheit zu thun. Ich ahnte wohl, daß in ihm etwas vorging, was er nur mit Widerstreben geschehen ließ: es begann eine Scheidung des Doppelwesens in ihm einzutreten; es war dem „Menschen“ neben dem „absoluten Englishmen“ nicht mehr wohl. Diesen „Menschen“ zog es zu dem Bilde hin, und dieser „Mensch“ wollte Tsi gern lieb gewinnen; aber der „Engländer“ sträubte sich dagegen. Es war die unbewußte Sorge um sich selbst, welche den Inhaber dieser beiden Wesen veranlaßte, mich bei sich zu wünschen.

Als wir fertig waren, schickte er mich wirklich mit den Pflanzen fort und machte es mir zur strengen Pflicht, ja nicht zu verraten, daß er es sei, der sie geholt habe.

Tsi war soeben bei dem Kranken gewesen. Er nahm den Thee hin, ohne nach seiner Herkunft zu fragen, denn es beschäftigten ihn wichtigere Gedanken. Mein „Am Jenseits“ lag aufgeschlagen auf seinem Tische.

„Denken Sie: Waller kann die zweiten vier Zeilen schon auswendig!“ teilte er mir in frohem Tone mit. „Es ist für mich nicht etwa ein psychologisches Problem, vor dem ich stehe; ich bin vielmehr meiner Sache sehr gewiß, freue mich aber dennoch herzlich, daß meine Theorie, welche aber gerade das Gegenteil, nämlich die allerpraktischste Praxis ist, schon einen, wenn auch nur leisen, Anfang ihrer Wirkung zeigt.“

Er wartete, bis ich mich gesetzt hatte, dann fuhr er, nach der Art geistig regsamer Menschen im Zimmer hin und her gehend, fort:

„Sie sind ein unbefangener Mann und werden also gewiß nicht über mich lächeln. Sprechen wir nicht über diese höchstgradige Dysenterie, mit der wir es in Beziehung auf den Körper zu thun haben. Sie ist allerdings die äußere

Veranlassung zu der innern Katastrophe, welche da oben in den Bergen mit dem Brande des Tempels zum Ausbruche gekommen und jetzt noch in voller Wirkung ist. Nur bei einer so großen körperlichen Schwäche war es möglich, daß die irren Geistesregungen zur That werden konnten, ohne Widerstand zu finden. Kräftige Menschen und kräftige Völker geben sich weniger leicht als schwache dem geistigen Irrtum unterthan. Man gebe dem Individuum und man gebe dem Volke, was beiden zur materiellen Gesundheit nötig ist, so wird ihre Gedankenwelt wohl schwerlich einen Nährboden für schädliche Ideen bilden. Waller war, sagen wir, übergläubiger Christ. So lange er gesund war, machte ihn dieses Zuviel zwar zu einem Menschen, den man mit Vorsicht zu behandeln hatte, wurde aber von den Erwägungen seines Verstandes und günstigen Einflüssen von außen her davon abgehalten, direkt schädlich zu wirken. Mit dem Tode seiner von ihm so rührend herzlich geliebten Frau wurde es anders. Sie war, [227] wie wir gestern hörten, sein Engel gewesen, der nun nicht mehr mahnend und schützend bei ihm stand. Es entwickelte sich infolge dieses schweren Verlustes in ihm eine innere Schwäche, welche ein anderer wohl als Gemütskrankheit bezeichnen würde, für mich aber ist es die Hilflosigkeit eines zur Waise gewordenen Mannes. Ohne Frau kann der Mann im Kampfe mit dem Leben wohl schwerlich Sieger sein, wenigstens innerlich. Sehen Sie doch die Völker, welche ihren Frauen nicht erlauben, an diesem Kampfe teilzunehmen, mahnend, ratend, sorgend, begeisternd, pflegend und tröstend, wie einst die Frauen der Germanen gegen den Feind bei ihren Männern standen! Sie werden zugeben, daß allen diesen Nationen die geistige Energie abhanden gekommen ist! Mit solchen Schwächlingen macht, wie bei uns, jeder Bonze und, wie in anderen Gegenden, jeder Fakir oder Derwisch, was er will! Bei solchen widerstandsunfähigen Völkern und Individuen gewinnt „der Hölle größtes Lieblingskind“, von welchem Waller gestern sprach, in einer Weise die Oberhand, daß wir uns über das dadurch herbeigeführte Hinschwinden nationaler Kraft ebenso wenig zu wundern brauchen, wie ich als Wallers Arzt es für unbegreiflich halte, daß er dem vorhin erwähnten Uebermaß erlegen ist. Sie hören, daß ich es liebe, meine Beobachtungen am einzelnen nur in der Weise zu machen, daß ich dabei den Blick auch forschend auf die Gesamtheit richte. Nur was wir im Großen hier erkannt haben, werden wir auch im Kleinen dort erkennen! Waller war nach dem Tode seiner Frau nicht nur ein verwaister Mann, sondern ein „Waisenmann“ in dem Sinne, in welchem wir von einem Waisenkinde sprechen, also führerlos. Ich gebe zwar den guten Einfluß seiner Tochter zu, doch wird ein Mann sich von seinem Kinde nie in der Weise wie von seinem Weibe leiten lassen.“

„Ich gestehe aufrichtig,“ bemerkte ich da, „daß ich ihm eine so innige Liebe zu seiner verstorbenen Frau kaum zugetraut hätte.“

Da blieb er vor mir stehen, sah mir lächelnd in das Gesicht, schüttelte den Kopf und antwortete:

„Kaum? Nicht? Sie alter Psychologe und Menschenkenner? Unglaublich! Er hing und hängt sogar mit ganz ungewöhnlicher Innigkeit an ihr; sie beherrschte ihn durch diese Liebe, denn er ist ein schwacher Mensch und fühlte ihr gegenüber, daß er es war.“

„Schwach?“ fragte ich, um ihn anzuregen.

„Ja, schwach! Gerade Uebermenschen sind die schwächsten Menschen, und Waller fühlte sich in religiöser Beziehung als Uebermensch. Er dünkte sich, der allein seligmachende Missionar zu sein, und ahnte nicht, daß diese große Stärke nichts als nur seine größte Schwäche war. Wenn es wirklich einen Uebermenschen giebt, so ist er es nur, wenn und weil er nichts davon weiß. Und wenn Sie mir eine Religion bringen können, welche den Ausdruck [228] „allein seligmachend“ gar nicht kennt, so bin ich überzeugt, daß gerade sie und nur sie die allein seligmachende ist! Wallers Glaube konnte um so weniger der wahre, der richtige sein, je entschiedener und unausgesetzter er ihn als den einzig echten hinstellte. Es wirkte ein guter und ein böser Geist in ihm; der gute war seine Frau; sie verkörperte die religiöse Demut und Bescheidenheit, und darum wollte sie nicht mit ihm nach China gehen; der böse aber war der religiöse Hochmut, welcher ihm einflüsterte, daß er zum Seligmacher berufen sei. Als der Engel ihn verlassen hatte, gewann der andere die Oberhand. Zu ihm gesellte sich die Krankheit, welche unglücklicherweise besonders in ihrem spätern Stadium mit heftigem Fieber verbunden ist, und in einem solchen Fieberanfälle geschah es, daß seine unglückliche Idee von der Vernichtung heidnischer Tempel und Säulen zur Ausführung gebracht wurde. Dieses Fieber entschuldigt ihn in hohem Grade, doch nicht nur ihn allein. Bei jedem religiösen Wüten gegen Andersdenkende ist

ein krankhafter, gereizter Zustand vorhanden, welcher entweder sich in kurzen, stoßweisen Angriffen Luft macht oder in einen stieren, gedankenlosen Haß übergeht, der sich durch nichts erweichen und erbitten läßt. Die Religionsgeschichte lehrt uns beiden Arten kennen. Die erste Art tritt episodisch auf und ist heilbar; die zweite aber frißt sich so tief in die Konstitution des Volkes und des Einzelnen ein, daß es gegen sie kein anderes Mittel giebt, als den Umgang mit solchen Kranken zu meiden. Sie sterben rettungslos an ihrem eigenen Hasse hin, und da er glücklicherweise nicht vererblich ist, so bleibt die Hoffnung, daß die nächste Generation vielleicht eine andere sein werde. Ich sage Ihnen jedenfalls Bekanntes; verzeihen Sie! Man wird so selten begriffen, daß man gern einmal eine Gelegenheit benützt, bei der man weiß, daß man Verständnis findet!"

„Sprechen Sie, lieber Freund!“ antwortete ich. „Sie geben mir Gesichtspunkte, welche mir willkommen sind.“

„Nehmen Sie Dank! Ich nannte vorhin Waller einen schwachen Charakter. Der Glaube macht stark; der Hyperglaube aber macht nicht stark und auch nicht schwach, weil das letztere unnötig ist, denn er ist ein geradezu untrüglicher Beweis der vorhandenen geistigen Schwäche. Diese Schwäche ist so groß, daß sie träumt, sie habe Gott in allen Taschen und könne jede beliebige Quantität des Himmels an andere Menschen verteilen, natürlich gegen großen Dank und bewundernde Verehrung seitens der Empfänger! Denken Sie nicht, daß ich mich auf besonderes beziehe; ich spreche im allgemeinen. Wir haben in China Bonzen, welche derartig mit ihrem eigenen Oele gesalbt sind, daß man sie nicht fassen kann, obgleich man sie in ihrer ganzen, nackten Blöße sieht. Und meinen Sie auch nicht, daß ich mit dem Worte Bonzen etwa nur Geistliche bezeichne. Priester Gottes müssen sein; die Menschheit kann sie nimmermehr entbehren. Und je mehr sie in der [229] Erkenntnis Gottes fortschreitet, desto größer wird die Zahl und auch der Einfluß dieser Priester werden. Heil und tausendmal Heil dem Volke, welches so viel wahre Gottespriester besitzt, wie es fromme Väter hat! Aber der Hyperglaube macht sich meist im Laienvolke breit und tritt grad dort am anspruchsvollsten auf, weil der Laie glaubt, wenn er nur selbst recht salbungsvoll zu sprechen und zu blicken wisse, so könne er den Priester ganz entbehren. Das ist die Laienfrömmigkeit, die sich über jedes Gotteshaus und Gotteswort erhaben dünkt und, wenn sie einmal guter Laune ist, in den selig atmenden Busen greift, um dem Himmel ein möglichst öffentliches Bakschisch anzubieten!"

Da konnte ich mich nicht halten; ich mußte ihn fragen:

„Wo nehmen Sie, grad Sie diese Gedanken her?"

„Von unsern Vätern!“ antwortete er sehr ernst. „Sie haben von Generation zu Generation gedacht, und was sie dachten, wurde uns vererbt. Wissen Sie, was ein Gedanke ist? Wissen Sie, daß er ewig ist, daß er nie verschwinden kann, sondern sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Kopf zu Kopf immer weiter entwickelt, immer klarer, immer wahrer, immer mächtiger wird, bis endlich seine Zeit kommt, in der ihm niemand widerstehen kann? Solche Gedanken haben wir, und solche Zeit ist jetzt! Grad weil wir ruhten und uns jahrhundertlang alljährlich einmal rund um die Sonne tragen ließen, ohne zu glauben, daß die übrigen Völker der Erde uns darum bewundern müßten, haben wir Muße gehabt, die Gedanken unserer Väter von Sohn zu Sohn, von Enkel zu Enkel immer mächtiger werden zu lassen. Es sind stille, liebe, hoffnungsfreudige Gedanken, noch nicht in Worte gekleidet und noch nicht in Thaten ausgedrückt; aber diese Worte und diese Thaten werden kommen, vielleicht von uns selbst, vielleicht von Fremden angeregt, und dann werden wir und dann werden auch die Fremden sehen, daß, was die Väter dachten, nicht auf die Söhne und Enkel übergehen kann, ohne den Segen der Vorfahren mitzubringen und uns zum Heil zu werden!"

Er hatte sehr ernst gesprochen. Jetzt nahm sein Gesicht einen freundlicheren Ausdruck an. Er zog seine Brieftasche heraus, öffnete sie und fragte:

„Glauben Sie, daß ich heut ein Kind gewesen bin?"

„Ein Kind? Wieso?"

„Kinder schreiben einander Albumblätter, welche sie dann im Alter mit kopfschüttelnder Rührung betrachten. Ich habe mir von Miß Waller eines schreiben lassen. Da, sehen Sie!"

Er hielt es mir hin. Es war meine Strophe.

„Ich konnte nicht anders,“ fuhr er fort; „ich mußte mir diese Zeilen entweder selbst abschreiben oder abschreiben lassen, und zog natürlich das letztere vor.“

Es ist das selbstverständlich eine ganz persönliche Ansicht, ein ganz individuelles Gefühl, aber es ist mir, als sei in diesem Gedicht für die Völker eine Brücke allerschönster, allerbesten [230] und allersicherster Konstruktion enthalten, um einander besuchen zu gehen und liebe Geschenke nicht nur mitzubringen, sondern auch mit heimzunehmen. Es klingen aus ihm so sanfte, reine Töne, als wehe in ihm ein Hauch aus jenem unbekanntem Lande herüber, von welchem uns ein süßes Märchen erzählt, daß dort der Völkerfriede wohne. Ich frage mich vergeblich, ob es von einem Manne oder von einer Frau verfaßt worden ist. Der geistige Aufbau läßt auf eine männliche Logik schließen, aber die Seele, welche aus ihm spricht, kann keine andere als nur eine weibliche sein."

"Giebt es männliche und weibliche Seelen?" fragte ich.

"Ja, das wissen wir wohl noch nicht," lachte er. "Man giebt ihnen wohl halb männliche, halb weibliche Züge, malt Flügel dazu und sagt dann, daß sie Engel seien. Machen wir also aus meiner Ungewißheit eine Gewißheit, indem wir sagen, ein Engel habe diese Strophe gedichtet und irgend einem guten Menschenkinde in die Feder gelegt! Dieser Engel hat uns Erdenbewohnern sagen wollen, wie wir miteinander zu verkehren haben, wenn unser Planet jenem unbekanntem Lande gleichen soll. Liebe, nichts als Liebe! Warum machen nun grad diese Zeilen einen solchen Eindruck auf Waller, der doch keine andere Liebe kannte als nur die zu seiner Frau und Tochter?"

"Wohl weil die Verstorbene in ganz gleicher Weise zu ihm gesprochen hat," erwiderte ich.

"Ja. Sie haben das Richtige getroffen. Das macht der warme, freundliche, überzeugende, weibliche Klang der Worte. Es spricht aus ihnen eine Güte, welche Mrs. Waller wohl auch in hohem Grade besessen hat. Darum nimmt er diese Worte hin, als seien sie von ihr zu ihm gesprochen. Bei ihrem Klange sieht er seinen Engel wieder vor sich stehen. Er fühlt sich frei vom Einflusse jenes andern, dem er als Gast des Heidentempels unterlegen ist. Er ahnt sich gerettet und in guter Hut. Fragen wir nicht, ob er wacht oder träumt, ob er etwas sieht und hört oder nicht. Forschen wir nicht, ob Hallucination oder Wirklichkeit. Man sagt, daß Sterbenden die Augen geöffnet seien, und er befindet sich ja heut noch unter der Pforte, an welcher die Gewißheit an die Stelle der Hoffnung tritt. Nehmen wir ihn genau so, wie er ist! Seine Gedanken werden denen des Gedichtes folgen. Was dahinter liegt, das ist für ihn vorüber; die Krankheit giebt seiner Seele eine Empfänglichkeit, eine Weichheit, welche jeden lieben, guten Eindruck haften läßt. Die Worte dieser acht Zeilen werden sich tief und unauslöschlich eingraben; der Sinn derselben wird ihm zum geistigen Eigentume, zum Wesen werden, und wenn er genesen ist, wird er ein ganz, ganz anderer sein, als er vorher war, obgleich mir leider und wahrscheinlich nur die Hälfte dieser Friedensworte zur Verfügung steht. Glauben Sie, daß meine Hoffnung sich erfüllen wird."

[231] "Wenn man Sie so sprechen hört, muß man es glauben," antwortete ich, indem ich aufstand, um zu gehen.

"Nun, dann nur noch einige Worte! Betrachten Sie die Heilung, welche ich hier beabsichtige, doch einmal als ein vorbildliches Experiment! Waller glaubte, Christ zu sein, und zwar ein so vortrefflicher, daß er sich berufen fühlte, in alle Welt zu gehen, um Heiden zu bekehren. Er war es aber nicht! Sein Christentum war ein selbst konstruiertes und bestand nur aus dieser leeren, öden Konstruktion, welcher Christi Geist und Christi Liebe fehlte. Er wurde nicht gesandt, sondern sendete sich selbst. Der Glaubensneid macht ihm den Missionserfolg zum Gegenstande der Konkurrenz, denn er wettete. Er fragte nicht, ob er willkommen sei; er drängte sich den „armen Heiden“ auf, schon in Kairo meinem Vater und auch mir. Als seine erste Pflicht im fremden Lande galt ihm die Vernichtung alles dort religiös Bestehenden, und für die erste Pflicht der Andersgläubigen dort hielt er die jeder Pietät hohnsprechende Entehrung alles dessen, was ihnen seit Jahrtausenden lieb, teuer und heilig gewesen ist. Solche Forderungen aber kann nur der stellen, dem selbst nichts heilig ist, denn sonst müßte er wissen, daß sie unmöglich erfüllt werden können. Sie sind nichts anderes, als der Ausfluß eines Wahnes, der, wie bei ihm, von den Voreltern großgezogen worden ist, also einer Krankheit, die ihre Opfer nicht in dem Kranken selbst, sondern außerhalb desselben sucht. Dieses Leiden erreichte den höchsten Grad bei ihm, als er Undank und Zerstörung für empfangene Liebe gab. Die Gastfreundschaft ist, so lange die Erde steht, selbst dem wildesten, uncivilisiertesten Heiden heilig gewesen; sie hat alles, selbst das Leben

aufzuopfern. Versündigungen gegen sie werden mit dem Tode bestraft und sind selbst von der Geschichte bis auf den heutigen Tag gebrandmarkt worden. Ich brauche also nicht besonders auszuführen, wie Waller gegen die Malaien gehandelt hat. Wie aber haben sie sich gerächt? Von den Thränen seiner unschuldigen Tochter gerührt, haben diese verachteten Heiden ihn freigegeben und ihm sogar sein Gepäck noch später nachgesandt! Das ist die Katastrophe, die äußere und auch die innere. Sie mußte kommen, wenn sein Wahn gebrochen werden sollte. Sie ist gekommen, zu seinem eigenen Heile, und ich hoffe, daß er nun nicht nur körperlich, sondern auch geistig und - - - geistlich genesen wird! Das ist die Monographie dieses einen Christen. Verstehen Sie, was ich mit ihr sagen will? Oder ist es notwendig, Ihnen an der Hand jedes einzelnen dieser meiner Sätze die gleichen Sünden der Gesamtheit, welcher er angehört, vor die Augen zu halten? Wünschen Sie vielleicht, besonders aufgezählt zu haben, wo, wann und wie oft diese Gesamtheit die Pflichten der Gastfreundschaft in ganz derselben Weise mit Füßen getreten hat und noch heut mit Füßen tritt?"

„Ich danke! Mag nichts hören! Adieu!"

[232] Ich ging, und zwar sehr schnell. Was wollte ich anderes machen? Und ich ging so weit wie möglich, fort vom Kratong, hinaus in die freie Luft! Es war mir zu Mute wie einem Schulknaben, der für andere die von ihnen verdienten Schläge bekommen hat und noch froh sein muß, wenn sie ihn dann in Ruhe lassen!

Auf dem Rückwege kam ich an das Hotel Rosenberg und setzte mich da auf die Veranda, um ein Glas Bier zu trinken, „Pilsener“ aus Hamburg natürlich. Ich war noch nicht lange da, so kam ein Malaie welcher die Absicht hatte, vorüberzugehen. Er schien nach der Citadelle zu wollen. Er war jetzt anders gekleidet; ich erkannte ihn aber doch als den, welcher mit uns über die Auslieferung Wallers verhandelt hatte. Er trug ein kleines Paket in der Hand. Ich rief ihn an. Er kam zu mir her, und ich sah ihm an, daß er auch mich erkannte.

„Wo willst du hin?“ fragte ich.

„Nach dem Kratong.“

„Zu wem?“

„Zum Tuwan. Ich will ihm dieses Buch bringen; er hat es in der Sänfte liegen lassen.“

Er hob das Päckchen empor, um es mir zu zeigen. Da kam mir ein Gedanke. Nichts konnte mir grad jetzt lieber sein, als das Erscheinen dieses Eingeborenen mit dem Buche. Es war dies übrigens wieder der Beweis einer fast beispiellosen Ehrlichkeit.

„Zeige es einmal her!“ forderte ich ihn auf.

Er gab es mir. Es war in einige große Pflanzenblätter gewickelt und mit einer Bastschnur umwunden. Als ich es geöffnet hatte, sah ich, daß es das Neue Testament in englischer Sprache war. Ich hatte die zweite Strophe meines Gedichtes in dem Notizbuche stecken, nahm den Zettel heraus, schrieb mit Bleistift „1. Korinther 13“ darauf und legte ihn an diese hier angegebene Stelle. Dann hüllte ich das Testament genau wieder so ein, wie es gewesen war, gab es dem Malaien wieder, ein Trinkgeld dazu, um seine Verschwiegenheit zu belohnen, und sagte:

„Der Tuwan ist krank; du wirst nach seiner Tochter fragen und das Buch ihr geben. Aber du wirst ihr nicht sagen, daß ich es geöffnet und etwas hineingelegt habe. Verstanden?“

„Ja,“ nickte er, froh über das Trinkgeld.

„Du wirst überhaupt weder ihr noch einem andern Menschen sagen, daß du mich hier gesehen und mit mir gesprochen hast!“

„Ich schweige wie ein toter Baum, der keine Blätter hat!“ versicherte er.

„Und du kommst, wenn du dort gewesen bist, wieder her. Ich muß wissen, ob du es ihr selbst hast geben können.“

„Werde ich auch den großen Sahib aus China treffen?“

„Ja.“

[233] „Ich will ihm sagen, daß wir das Geld nicht von Penang, sondern von Singapore holen werden.“

„Welches Geld?“

„Die fünfzigtausend Gulden für den Tuwan, die er auf den Zettel geschrieben hat.“

„Ja, sag es ihm. Aber auch er darf nicht wissen, daß du jetzt hier bei mir gewesen bist. Sag ja nichts davon!“

Er verbeugte sich und ging.

Welch ein Mann, dieser Tsi! Ich wußte, daß er den Missionar auch ohne Bezahlung freibekommen hätte; dann aber wäre den armen Malaien da oben kein Ersatz für den gehabten Schaden geleistet worden; er hatte also eine Anweisung geschrieben, diesen Umstand aber hochanständiger Weise ganz verschwiegen. Daß dies auf ganz ungewöhnliche Geldmittel schließen ließ, war mir Nebensache; desto mehr aber freute ich mich über die edle Gesinnung, welche aus diesem seinem Verhalten sprach. Und dieser Mann war - - - ein Chinese!

Der Malaie kam bald wieder und teilte mir mit, daß er beide, die Tochter des Tuwan und den Sahib aus China, getroffen habe und in Beziehung auf mich verschwiegen gewesen sei. Nun ging ich heim.

Zum Mittagessen stellte sich Tsi sehr verspätet ein, und als er kam, sah man ihm sofort an, daß ihn irgend etwas ungemein beschäftigte. Er bat um Entschuldigung, daß er nicht eher habe kommen können, und fügte auch den Grund hinzu:

„Miß Waller rief mich zu sich, und ich wurde von einer wunderbaren, kaum glaublichen Angelegenheit bei ihr festgehalten. Denken Sie sich: die zweite Strophe des Gedichtes hat sich eingestellt!“

Ich that natürlich sehr erstaunt. Er berichtete, wie es zugegangen war, daß Mary das von mir beschriebene Blatt gefunden hatte. Es war ihm von ihr in der ausführlichsten Weise erzählt worden.

„Ich bin ganz begeistert!“ fuhr er fort. „Man könnte fast an ein Mirakel glauben! Das Buch ist unbedingt Wallers Testament, nicht etwa ein fremdes. Seine Tochter hat noch oben im Tempel darin gelesen, und zwar das berühmte „Kapitel der Liebe“ im ersten Korintherbriefe. Sie hatte es ganz absichtlich aufgeschlagen, gedrängt von dem Gedankengange, daß die bei den braven Malaien gefundene Güte und Liebe sie verpflichte, ihrerseits dieselbe Liebe zu üben. Sie weiß genau, daß dieses Papier da nicht im Buche gewesen ist. Und nun, heut, liegt es grad bei diesem Kapitel, und nicht nur das, sondern es trägt auch die Aufschrift desselben! Es ist die Handschrift, das Versmaß, der Reim, der Geist, die Seele desselben Dichters, und doch hat sich außer Waller kein Europäer, kein Deutscher dort oben im Malaiendorf befunden. Ich frage, giebt es jemand, der eine Erklärung hat?“

„Ich nicht!“ gestand der Governor aufrichtig.

John Raffley sah still vor sich nieder; ein leises Lächeln [234] spielte um seine Lippen. Dann hob er den Kopf, wobei sein Auge mich mit einem schnellen Blicke streifte, und sprach:

„Dieser Dichter scheint entweder allwissend und allgegenwärtig, vielleicht auch unsichtbar, auf alle Fälle aber ein außerordentlich pfiffiger Patron zu sein! Wenn es sich später fügt, daß man ihn kennen lernt, muß man ihm fleißig auf die Finger sehen!“

„Das sagen Sie natürlich scherzend,“ fiel Tsi schnell ein. „Ich weiß, daß ich die Erklärung nicht zu finden vermag, und will mich darum nicht mit vergeblichen Gedanken quälen, sondern die Sache nehmen, wie sie ist. Und wie ist sie? Sie sollen es hören. Die Lady hat mir das Gedicht für Sie anvertraut.“

Er nahm es aus der Tasche und las es vor. Indem er das Blatt dann wieder zusammenfaltete, schien es, als ob sein Gesicht ein ganz anderes geworden sei. Es giebt seelische Feinheiten, zu deren Bezeichnung selbst das zarteste Wort noch zu plump sein würde. Es fehlt mir der Ausdruck für das, was als Reflex der Seele jetzt auf diesem Antlitz lag. Es war eine Klarheit, eine Innigkeit, ein Enthusiasmus, eine Glückessehnsucht; es war - - - er selbst, sein ganzes Wesen, Fühlen und Denken, aber verklärt, verschönt, vergeistigt durch die ihn erhebende Erkenntnis, in dem Verfasser dieser Verse einen Menschen entdeckt zu haben, der, obgleich ein Christ, doch in nicht mißzuverstehenden Worten alles das auszusprechen wagte, was von dem gegenwärtigen Christentume noch nicht ausgesprochen worden ist, obgleich die Menschheit schon seit ungemessener Zeit darauf gewartet hat.

„Ich bin so froh,“ sagte er, „so herzlich froh über das, was ich Ihnen da vorgelesen habe. Wären doch wir es nicht allein, wir wenigen Personen, die es kennen lernen! Könnte es doch von jedem Munde zu jedem Ohre klingen! Möchte es doch nicht nur gehört, nein, auch verstanden und geachtet werden!“

Da antwortete John, nachdem er mir einen zwar nur kurzen, aber so liebevollen Blick zugeworfen hatte:

„Das ist freilich zu wünschen, und ich denke auch, daß wir nicht die einzigen

sein werden, die es kennen lernen. Es hat schon mancher weit schlechtere Gedichte gemacht, als dieses ist, und dann sofort den Drucker aufgesucht, um sich für eine Auflage von Zweihundert zu verewigen. Aber dieses Gedicht hier hat kein Dilettant oder Amateur gemacht; darüber sind wir doch wohl alle einig – besonders unser Charley wird ganz dieser Meinung sein! – –; wir dürfen annehmen, daß das Dichten mit zum Berufe dieses unbekanntem Verfassers gehört, und so versteht es sich ganz von selbst, daß er auch zum Drucker geht, aber nicht, um sich selbst zu verewigen, sondern um seinen Gedanken längere Dauer und größere Verbreitung zu geben. Wenn ich noch wetten dürfte, würde ich sofort tausend und auch noch mehr Pfund darauf setzen, daß es unbedingt in Druck erscheint. Ob ich wohl gewinnen würde, lieber Charley?"

[235] Ich zuckte die Achsel; mehr konnte ich einstweilen weder für ihn noch für mich und meine Reime thun.

Nach Tische erkundigte ich mich bei Tsi, ehe er ging, ob er mir nicht erlaube, Mary dadurch zu entlasten, daß ich, vielleicht für nächste Nacht, die Krankenwache übernehme. Er ging bereitwillig darauf ein und versprach mir, die Einwilligung der Lady zu erwirken.

Als er fort war, stellte John sich hoch und breit vor mich hin, sah mir mit listigem Augenzwinkern in das Gesicht und fragte mich:

„Es ist Euch doch wohl ein „Sihdi, welcher Gedichte machte“, bekannt, Charley?"

„Freilich!“ lachte ich.

„Kann dieser Sihdi auch solche Reime machen, wie wir vorhin gehört haben?"

„Er hat sich vorgenommen, es zu versuchen.“

„Ihr wollt mir entweichen. Also gerade und glatt heraus: Hat dieser Sihdi jenes Gedicht gemacht?"

„Nein!“ behauptete ich.

„Halloo! Ich kenne Euch als einen streng wahrheitsliebenden Mann; jetzt aber scheint Ihr doch eine Ausnahme machen zu wollen! Ich möchte diese Verse keinem andern als nur Euch zuschreiben!"

„Nehmt Herzensdank für die gute Meinung, die Ihr von mir habt, und laßt den Dichter da sein, wo er will! Wenn er sich nicht nennt, so thut er das jedenfalls aus Gründen, welche wir achten müssen. Warum also nach ihm forschen?"

„Well! Ihr habt in einem so bestimmten Tone „Nein!“ gesagt, daß – – –“

„Bitte,“ unterbrach ich ihn; „diese Antwort galt nicht Eurem Fragegedanken, sondern Eurer Ausdrucksweise. Ihr fragtet, ob dieser Sihdi jenes Gedicht „gemacht“ habe. Es giebt freilich tausende und abertausende von Gedichten, welche „gemacht“ worden sind; sie werden für Gedichte ausgegeben, sehen ihnen auch ähnlich, sind aber keine. Gedichte, wahre, wirkliche Gedichte werden nicht gemacht, wenigstens nicht hier bei uns; sie entstehen in jenen Sphären, aus denen die Inspiration auf Engelsflügeln niederschwebt, um dem nach oben lauschenden Poeten die Stirn zu küssen und ihm das Auge und das Ohr für eine Welt zu öffnen, die anderen verborgen bleibt. Der Dichter ist darum zugleich auch Seher. Das ist das untrügliche Erkennungszeichen. Wer nicht Seher ist, kann auch nicht Dichter sein! Schaut in die Heilige Schrift! Wie oft beginnen die Reden der Propheten: „Und ich sah“ oder „Und ich hörte eine Stimme.“ Sie waren Seher, und lest nun ihre Worte, so werdet Ihr erkennen, daß sie als Seher Dichter waren. Das eine ist nicht von dem andern zu trennen! Dem wahren Dichter kommt aus einer Welt, die mit der unsrigen zusammenhängt, auf leisen Schwingen schöngebor'ne Kunde; er nimmt sie auf; er giebt sie weiter fort, und wer sie hört, der wird von ihr berührt, als sei sie ein [236] Gedicht aus Engelsmunde. Das ist die Poesie, die aus dem Himmel stammt; kein Geist, kein Mensch kann sie uns niederbringen; dort oben, wo das Meer des Lichtes flammt, muß jeder Strahl in goldnen Reimen schwingen. Und steigt er nieder, nimmt er Formen an, um sich dem Menschensinn zu offenbaren, und diese Formen, sie bestehen dann für unsere Nachwelt noch nach tausend Jahren!"

Raffley und der Governor standen da und sahen mich aus großen Augen an.

„Wißt Ihr nun, was ein Gedicht, und wißt Ihr nun, wer ein wahrer Dichter ist?" fragte ich.

Der „uncle“ war still; der „nephew“ aber antwortete, indem eine helle, reine Freude sein liebes Gesicht verschönte:

„Charley, sagt mir nun noch hundertmal oder tausendmal alles, was Ihr wollt, aber das Gedicht, von dem die Rede ist, wird doch mit keinem andern Namen, als mit dem Eurigen gedruckt! Teilt mir dann nur mit, in welchem Werk; es muß sofort

in meine Bücherei!" - - -

Nach einiger Zeit holte mich der Governor ab, um die beabsichtigte Fahrt nach dem Hafen auszuführen. An Bord angekommen, that er, als ob er sich irgend etwas Vergessenes zu holen habe und bei dieser Gelegenheit den Nachmittagsthee gleich hier trinken wolle. Tom war an das Land gegangen, um Proviant einzukaufen, zu deren Transport er einige „Hands“⁴³ mitgenommen hatte. Außerdem verritten einige andere ihren freien Tag, denn für den Seemann ist das Reiten selbst dann das schönste aller Vergnügen, wenn er aller hundert Schritte zehnmal vom Pferde fällt. So kam es, daß nur Bill mit zwei Matrosen und der weiblichen Bedienung anwesend war. Das freute den Gentleman, der um alles in der Welt nicht wissen lassen wollte, daß er es auf Raffleys Kajüte und das dort hängende Bild abgesehen hatte.

Er behandelte diese Angelegenheit so wichtig und so schwer, als ob sie eine ganz bedeutende Staatsaffaire sei. Der Grund dazu war mir unbekannt; ich fragte auch nicht nach ihm.

Als Bill für einige Zeit unten im Raume zu schaffen hatte, glaubte der Uncle sich nun unbeobachtet. Wir gingen in die Kajüte. Ehe wir aber eintraten, zeigte er hinauf nach dem Marmorkopfe und sagte:

„Das ist nur Kunst, nicht Wirklichkeit. Darauf gebe ich nichts. Ein gemaltes Bild aber muß ganz ähnlich sein, sonst ist es kein Porträt!“

Der liebe Alte schien weder ein Kenner noch ein Verehrer der Kunst zu sein. Seine Worte standen jedenfalls zu der erwähnten Wette in Beziehung; in welcher Weise, das konnte ich nicht erraten.

Dann öffneten wir die Thür, welche nicht verschlossen war, und gingen hinein. Er blieb zunächst vorn stehen [237] und schaute sich in einer Weise um, als ob er sich im Heiligtum einer ihm nicht bloß fremden, sondern auch unsympatischen Verehrung befinde. Hierauf näherte er sich langsam, Schritt um Schritt, beinahe ängstlich, dem Bilde und schaute es lange, lange an. Dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, an mir vorüber, fort, zur Thür hinaus. Ich folgte ihm.

Man hatte nun den Thee serviert. Er deutete hin und sagte:

„Trinkt allein, Sir! Mir ist der Appetit vergangen. Ich habe jetzt mehr, viel mehr zu verdauen als Thee mit Toasts!“

Ich folgte dieser Weisung; er aber ging, bis ich fertig war, mit langen Schritten und gesenktem Kopfe auf dem Decke hin und her. Nun ließen wir uns an das Land setzen und stiegen wieder in den Wagen, um heimzufahren. Er hatte das alles wortlos gethan. Jetzt aber, als wir so eng nebeneinander saßen, ergriff er das Wort:

„Charley, mir ist ganz schlimm zu Mute. Ich habe diese große Wette schon beinahe halb verloren!“ Hierauf machte er eine Pause; dann fragte er: „Sagt einmal, ist dieses Frauenzimmer schön?“

„Nein,“ antwortete ich.

„Nicht?“ fuhr er auf. Er deutete mit dem Zeigefinger nach der Stirn und sprach: „Nehmt doch einmal den Schlüssel; setzt ihn bei Euch hier an, und schließt Euch das vernünftige Verständnis auf! Wenn sie nicht schön ist, so giebt es überhaupt nichts Schönes! Ah, Ihr lacht. Es war also nur Scherz von Euch! Well! Denkt Euch, ich habe behauptet, daß eine Chinesin nicht schön sein könne! Es ging mir das ganz gegen unsern europäischen Strich! Und an dieser Behauptung hängt noch mehr, viel mehr! Der Marmorkopf hat mich irr gemacht. Ich glaube nämlich nicht an den Stein, sondern nur an die Farbe. Da komme ich nun an das gemalte Bild. Welche ein Schreck! Für solche Augen würde eine reiche Engländerin wenigstens fünfzigtausend Pfund geben, wenn sie sie hätte; für die Nase etwas weniger, aber für den Mund dafür gewiß hunderttausend und für das Haar ebenso viel. Dann der Hals, das Kinn, die Stirn, die Brauen - - - wenn ich summiere, so macht das wenigstens eine Million! Ihr seht, ich weiß zu rechnen!“

„Ich höre es,“ lächelte ich, denn diese Art und Weise, eine Schönheit zu beurteilen, war mir neu und unterhaltend.

„Lacht nicht, Sir!“ rief er unwillig. „Es steht mehr auf dem Spiele, als Ihr denkt! Dieser John Raffley, welcher ganz unglücklicherweise mein *nephew* ist, was mir Gelegenheit gegeben hat, ihn liebgewinnen zu müssen, hat wohl gewußt, was er sagte! Wenn er in dem Andern ebenso Recht hat, muß ich vor China die Flagge streichen, und das, das will und will ich eben nicht, denn ich bin - - bin - - ja, was bin ich denn eigentlich? Noch Englishman? [238] Pshaw! Dieser Tsi ist

⁴³ Leute.

mir auch schon so in das Herz - - ach so, darf doch nichts sagen! Habe ihn ja gar nicht lieb! Aber habt Ihr ihn angesehen, als er von dem Gedichte sprach? Dieses Gesicht! Diese Augen! Es strahlte ja alles an ihm! Ist das etwa die Rückständigkeit, in Inferiorität, die Indolenz, welche wir seiner Rasse vorwerfen?"

Er sah mich bei diesen Worten so strafend an, als ob nicht er, sondern ich gegen Tsi gewettet hätte. Da aber fühlte er, daß er sich hatte hinreißen lassen, und lenkte schnell wieder ein:

„Pardon! Wollte natürlich nur sagen, daß er nicht ganz ohne alle Intelligenz ist. Ihr seid ja unbeteiligt; will aber doch lieber schweigen!"

Du armer Gouverneur, du ahnst wohl gar nicht, daß du dich in beiden Gefechten schon auf dem Rückzuge befindest!

Bei unserer Ankunft im Kratong erfuhr ich von Tsi, daß Mary in meinen Vorschlag eingewilligt hatte. Er freute sich darüber, daß ihr diese Ablösung erlaubte, die ganze Nacht zu schlafen, und machte mich mit meinen Obliegenheiten bekannt, obgleich er gewillt war, von Zeit zu Zeit im Krankenzimmer vorzusprechen. Die für die Handreichungen nötige Dienerschaft hatte vor der Thür zu schlafen und besaß für alles, was zu thun war, bereits die nötige Uebung. Das Ko-su hatte trotz der kurzen Zeit schon so wunderbar gewirkt, daß, wie er versicherte, ein Umbetten des Kranken während meiner Anwesenheit wahrscheinlich gar nicht nötig sein werde.

Ich trat meine Wache gleich nach dem Abendessen an. Mary war bei ihrem Vater. Er schlief. Sie hatte gelesen, und zwar in „Am Jenseits“. Sie schien sich mit Tsi in die Lektüre dieses Buches zu teilen. Als sie sich für meinen Wunsch, bei ihrem Vater zu bleiben, bedankt hatte, schob sie es mir hin und sagte:

„Ich lasse Ihnen diese Reiseerzählung hier, die ein - - - ach, Sie kennen ja den Namen des Verfassers schon; ich erinnere mich! Bitte, lesen Sie, und sagen Sie mir dann, was Sie über diese Enthüllungen denken! Denn Enthüllungen sind es auf jeden Fall; mögen sie hergekommen sein, woher sie wollen!"

Dann ging sie, und ich war mit dem Patienten allein. Zunächst hatte ich mich über die zu brauchenden Gegenstände zu orientieren; dann setzte ich mich hinaus auf den Balkon, sorgte aber dafür, daß mir nicht das geringste Geräusch im Zimmer entgehen konnte.

Es war schön sternenhell. Nächtlich sich erschließende Blumen sandten mir ihre Düfte zu. Die Bewohner des Kratongs hatten vom Gouverneur den Befehl erhalten, sich der möglichsten Ruhe zu befleißigen. Es war überall still. Ich habe die Sterne so gern, so lieb! Als ich am Beginn der jetzigen Reise in Genua, wohin sie mich begleitet hatte, von meiner Frau Abschied nahm, war ich mit der Guten übereingekommen, uns täglich abends durch den Himmels- [239] wagen⁴⁴ [Himmelswagen] Grüße zuzusenden. Dieses Versprechen haben wir treu gehalten, sie immerfort und ich, so lange ich konnte, denn im südlichen Teile des Roten Meeres verlor ich ihn aus den Augen. Aber es hat keinen einzigen Abend gegeben, an dem ich nicht auch beim Glanz der südlichen Sterne der lieben, reinen Seele gedachte, die mit der meinigen für immerdar so eng verbunden ist. Heut Abend auch! Ich saß hier nur fünf Grade vom Aequator entfernt; wie weit von der Heimat, und doch wie ihr so nahe! Die Heimat des Körpers ist das Grab; der übrige, edlere Teil des Menschen aber ist im Jenseits daheim, aus welchem er stammt. Irdische Orte können ihm, wenn er dort Liebe findet, vorübergehend zum Heime werden, welches er selbst aus der weitesten Ferne aufsuchen darf, so oft er will; sogar der sogenannte „Tod“ kann ihm da keine Grenze setzen. Der Beweis lag hier als Kranker neben mir im Zimmer. Ich wußte mich trotz aller räumlichen Trennung auch hier in Kota Radscha mit meiner Frau vereint. Ich hatte ja alles, was ich dem Einflusse ihres Wesens auf das meinige verdanke, mitgenommen und brauchte nur und bloß an sie zu denken, um in diesem Gedanken einen mahnenden, warnenden, ermutigenden Stern für alle meine Schritte zu besitzen. Und der, welcher sich da drin in der Krankenstube befand, war scheinbar auch von seinem Weibe geschieden, ja, sie stand ihm, dem Denkgebrauch gemäß, sogar viel ferner, als mir meine Frau, denn man nannte sie tot; man hatte sie begraben. Und doch und doch hatte er gestern mit ihr gesprochen und konnte heute und jetzt und immer wieder mit ihr sprechen, wirklich mit ihr, denn in ihm lebte und wirkte ja noch alles, alles, was sie ihm gewesen war. Das Gedächtnis hält das Leben fest, so daß es nicht entfliehen kann, so lange dies Gedächtnis währt. Es giebt nicht

⁴⁴ auch „großer Bär“.

nur ein Leben nach dem Tode, sondern auch ein Leben trotz des Todes!

Was war das? Hatte es sich nicht im Zimmer geregelt? Ich ging leise hin und schaute hinein. Die Lampe war verhangen wie gestern. Das Gesicht des Kranken lag in tiefer Dämmerung, doch konnte ich die Züge unterscheiden. Er flüsterte leise vor sich hin. Ich trat vollends hinein und setzte mich. Das Flüstern wurde vernehmbarer und deutlicher; ich konnte erst einzelne Worte und dann ganze Sätze verstehen. Für mich waren sie ohne Zusammenhang, wohl aber nicht für ihn; ich kann sie übergehen. Aber dann sprach er laut und deutlich:

„Gebt, was ihr bringt, doch bringt nur Liebe mit; das andre alles sei daheim geblieben.“

Er hatte diese Zeilen, die ihm von Mary vorgesagt worden waren, also wirklich festgehalten. Nach kurzer Zeit fuhr er fort:

„Du stehst bei mir; ich sehe dich im Licht, wie ich dich nie vorher so licht gesehn. Bist du die Liebe? Bist du dies [240] Gedicht? Was ist mit dir, was ist mit mir geschehn? Hab ich an dich, die Liebe, denn gedacht, als meine Seele noch am Eifer hing? O sag, wer hat dich zum Gedicht gemacht, grad als ich mich so schwer an dir verging?“

Er schloß in leisem, klagendem Tone, langsam und ruhig sprechend; nun aber fuhr er hastig fort:

„Wer drückte Petri Schwert mir in die Hand, vor welchem nur der Knecht den Nacken beugt? Wer machte es in ihr zum Feuerbrand, der gegen meinen eigenen Glauben zeugt? Wer gab mir aus der Heimat alles mit, was christlich heißt und doch nicht christlich ist - - -? Wars der etwa, der an dem Kreuze litt - - - -? [“]

Er hob die dürre, skelettartige Hand empor, als ob er eine Vision vor sich habe, und schloß, schwer und wieder langsam sprechend:

„Sag mir, o Christus, sag, ob du es bist!“

Die Hand blieb einige Zeit erhoben; dann sank sie ruckweise, wie zögernd, nieder. Ueber seine soeben noch erregten Züge glitt ein helles, warmes Lächeln; er schüttelte, wenn auch nur schwach, doch bemerkbar den Kopf und sprach, sich selbst beantwortend:

„Grad weil sie einst für euch den Tod erlitt,
Lebt sie durch euch, um weiter fortzulieben.“

Hier legte er, genau wie gestern, die Hände zusammen und sprach in frohem Tone weiter:

„O nein, o nein; so weit der Himmel reicht, erklingt noch heut dein großes Liebeswort, und jeder Tag, der aus dem Morgen steigt, verkündet es der Menschheit weiterfort. Du hast gelebt - - zu unserer Seligkeit; Du hast geliebt - - geliebt die ganze Welt; im Leben der Geringste deiner Zeit, bist du im Lieben ewig, ewig Held!“

Trotz seiner großen Schwäche hatte er seine Stimme zum Tone der Begeisterung erhoben. Das schien ihn angegriffen zu haben; er schloß die Augen, welche er offen gehabt hatte, und lag längere Zeit ohne Wort und Bewegung da. Dann sah ich, daß er die Hand erhob und sie bewegte, als ob er jemand zu sich herwinke. Dabei sagte er:

„Gieb mir die Hand! Ich will dein eigen sein; du hast mich früher ja so oft geführt. Ich handle falsch, ich gehe irr allein; das hab ich, als du fehltest, ja gespürt. Du gingst zwar fort, in jenes Christenland, wo auch die selgen Heiden Christen sind, doch ist dir ja der Weg zu mir bekannt; o komm, o komm, du lichtetes Himmelskind!“

Es war sein Engel, der ihm in Gestalt seiner Frau vorschwebte. Er sprach zu ihr, in kurzen, abgebrochenen Sätzen und so leise, daß ich nichts verstehen konnte. In den Zwischenpausen lauschte er, als ob er eine Antwort höre. War es die Hand dieses Engels, welche alle Spuren der Qual, des Leides aus dem armen, eingefallenen Gesicht strich? Es lag so rührend ergeben, so zufrieden lächelnd, fast selbst wie eine Vision, auf dem hellen, weichen Kissen! Nach längerer Zeit verstand ich wieder, was er sagte: ein bittendes Wort:

[241] „O, falte mir die Hände jetzt, du selbst, denn ich will beten! Ich habe sein Gebot verletzt und will nun zu ihm treten.“

Ich sah gespannt zu ihm hin. Seine Hände näherten sich einander; sie falteten sich, aber nicht, als ob er dies selbst thue, sondern als ob sie ihm, Finger um Finger, von einer mir unsichtbaren Person zusammengelegt würden. Dann flüsterte er:

„Ich danke dir; es ist geschehn; du gabst mir frommes Zeichen und sollst, um

beten mich zu sehn, mit mir zum Himmel steigen!"

Nach diesen Worten war es mir, als müsse ich das Flügelrauschen derer vernehmen, welche, von mir ungesehen, herbeischwebten, um sein Gebet in Empfang zu nehmen und dorthin zu tragen, wo alle Gebete der Menschenkinder zum Herzen des Vaters klingen, um in demselben für ewig aufbewahrt zu werden. Auch ich faltete meine Hände, denn es war ein heiliger Augenblick, so unwiderstehlich ergreifend, daß gewiß auch jeder andere an meiner Stelle ganz dasselbe gethan hätte, was zu unterlassen mir unmöglich war.

„Amen!“ erklang es nach einiger Zeit. Er fügte noch ein zweites, lauterer „Amen!“ hinzu, und dann - - - habe ich nie in meinem Leben ein Gesicht gesehen, auf welchem der innere Friede sich schöner und deutlicher ausgedrückt hätte als auf dem seinigen.

So lag er die ganze Nacht, und nur zuweilen deutete eine ruhige, tiefe Bewegung an, daß er nicht tot, sondern lebend sei.

Tsi kam wiederholt, um nach ihm zu sehen. Beim letzten Male, gegen Morgen, sagte er:

„Das war heut Nacht nicht Apathie, sondern kräftigende Ruhe des Leibes und der Seele. Ich habe nicht daran gezweifelt, daß er zu retten sei, und hätte ich dennoch irgend ein Bedenken gehabt, so wäre es nun gehoben. Wir haben die Infektion zurückgeschlagen; die Kräftigung wird allerdings nur langsam, sehr langsam vor sich gehen, wobei es sich herausstellen wird, wie weit vor Anwendung des Ko-su die Zerstörung der Schleimhäute stattgefunden hat. Hoffentlich gelingt es trotz der Schwere des Falles der Natur, diese Verluste zu ersetzen.“

„Wann wird er wohl transportabel sein?“

„Ich möchte ihn gern so bald wie möglich nach der See haben. Ich weiß von Miß Mary, daß er, wie ja auch sie, von der Seekrankheit nicht ergriffen wird, und es giebt also in dieser Beziehung kein Hindernis. Auch ist es von hier bis hinunter zum Hafen ja gar nicht weit, und wenn er in liegender Stellung vorsichtig hinuntergetragen wird, sind ungünstige Folgen schwerlich zu erwarten. Aber das sind keine Gründe zu einer Eile, welche gar nicht nötig ist. Man muß, besonders der Arzt, gern vorsichtig sein. Wird gewünscht, daß ich eine Frist angebe, so darf sie keineswegs kürzer als eine Woche sein. Bis zur völligen Genesung aber werden Monate vergehen.“

[242] Als ich diesen Bescheid am folgenden Vormittage den beiden Engländern mitteilte, freuten sie sich über die Zuversichtlichkeit des Arztes. Sie wurden während der angegebenen Zeit nicht gebraucht, und es gab niemand, der von ihnen fordern konnte, während dieser Frist hier in Kota Radscha zu bleiben. Sie beschlossen also, inzwischen hinüber nach den Nikobaren-Inseln zu dampfen, und forderten mich auf, mitzugehen. Ich sprach mit Tsi und auch mit Mary darüber, und beide waren der Meinung, daß ich mich ganz ohne alle Sorge um sie den Gentlemen anschließen könne.

Ich wollte natürlich den Sejjid mitnehmen, nicht darum, weil ich ihn während dieser Spazierfahrt zu meiner persönlichen Bedienung brauchte, sondern damit er möglichst viel sehen und nützliche Erfahrungen mit heimbringen möge. Ich wollte ihn nicht ausnützen, sondern in ihm den Grund zu einer bessern Zukunft legen. Aber als ich ihm sagte, was ich beabsichtigte und daß er sich mit einzuschiffen habe, bat er mich, bleiben zu dürfen. Nach dem Grunde dieses Wunsches gefragt, antwortete er:

„Wir reisen doch nach China, Sihdi, und da habe ich mich um die Sprache dieses Landes zu bekümmern, wozu ich aber unterwegs auf dem Schiffe wohl keine Gelegenheit finde. Hier in Kota Radscha giebt es einige chinesische Kulis, welche englisch sprechen, und wenn ich während dieser Woche mit ihnen verkehre, kann ich ihnen zeigen, daß es außer der deinigen und der meinigen keine weitere, ganz vollkommene Sprache giebt.“

Ich hatte nichts dagegen. Es war ja kein Unglück, wenn zu dem babylonischen Gewirr in seinem Kopfe, aus welchem er aber gegebenen Falls stets das Nötige herauszufinden wußte, auch noch ein Beitrag kam, der auf „ing“ und „eng“ zu enden hat.

Raffley pflegte das, was er sich einmal vorgenommen hatte, auch stets so bald wie möglich auszuführen. Darum dampften wir schon am Nachmittage von Uleh-leh fort. Er, der ebenso gütig wie umsichtig war, hatte, bevor wir Kota Radscha verließen, dafür gesorgt, daß den zurückgelassenen Freunden nichts von dem fehlte, was sie voraussichtlich nötig hatten. Ich war schon früher sehr oft in der Lage gewesen, ihn in dieser Beziehung im stillen mit einer liebevoll

besorgten Mutter zu vergleichen.

Wir hatten damals, als wir auf Ceylon mit einander bekannt geworden waren, auf seiner Yacht „Swallow“ eine Fahrt nach den Nikobaren unternommen und dort so Interessantes erlebt, daß der Wunsch, diese Erinnerungen bei der jetzigen Gelegenheit wieder aufzufrischen, ein ganz selbstverständlicher war. Da sich aber auf diesem Ausfluge nichts ereignete, was sich auf die vorliegende Erzählung bezieht, will ich nur erwähnen, daß wir, sehr von ihm befriedigt, am achten Tage wieder nach Uleh-leh zurückkehrten.

Dieses Mal gab es auf der Landungsbrücke und den [243] in ihrer Nähe liegenden Straßen mehr Leben als bei unserer ersten Ankunft. Es lagen mehrere Dampfer im Hafen, von denen einer Passagiere gelandet hatte und dafür andere zur Reise nach Batavia an Bord nahm.

Oben in Kota Radscha angekommen, fanden wir unsere Wohnungen genau noch so vor, wie wir sie verlassen hatten. Sie waren für uns reserviert geblieben. Mary, welche ich sogleich besuchte, sah wohl, ja sogar heiter aus. Ihre Wangen hatten wieder Rundung und Farbe bekommen, und ihre Augen zeigten den früheren, lieben Glanz, den die Sorge um das Leben des Vaters hatte verschwinden lassen. Sie teilte mir voller Freude mit, daß nichts im Wege stehe, ihn nach der „Yin“ zu bringen; nur müsse Doktor Tsi vorher von Raffley die Erlaubnis erhalten, an Bord zu gehen, um für die sachgemäße Einrichtung der betreffenden Koje zu sorgen.

„Vater ißt jetzt gern,“ sagte sie, „zwar nur wenig auf einmal, aber oft. Außerdem schläft er Tag und Nacht fast immerfort.“

„Spricht er auch noch in der geheimnisvollen Weise wie an den beiden ersten Tagen?“

„Ja. Ich wollte ihm so gern die zweite Strophe des Gedichtes in derselben Weise geben, wie die zweiten vier Zeilen der ersten; aber der Arzt hat mich gebeten, es noch nicht zu thun. Er meint, daß der Geist ganz ebenso wie der Körper jetzt noch zu schonen sei.“

„Für diesen Arzt können Sie Gott gar nicht genug danken, liebe Freundin!“

„Ich weiß es, und ich thue es auch, so oft und so innig, wie ich kann!“ antwortete sie. „Er übt auch auf Vater einen mir ganz unerklärlichen Einfluß aus; er braucht nur zu wollen, so schläft der Kranke ein, oder er wacht auf, oder er bekommt Appetit zum Essen; es ist höchst sonderbar! Er braucht ihm nur die Hand auf die Stirn zu legen, so wirkt sie beruhigend, erfreuend, wie ein Segen! Glauben Sie das?“

„Ja. Es ist vielen Menschen eine geheimnisvolle Kraft gegeben. Sie wirkt durch die Berührung, durch den Blick, die Stimme, ja sogar durch Briefe, also durch geschriebene Zeilen in die Ferne. Sie wirkt zwar auch, ohne daß der Besitzer dieser Kraft es weiß, aber ist er sich ihrer bewußt, so vermag er sie durch seinen Willen ganz wunderbar zu steigern. Diese Kraft wirkt bei guten Menschen gut, bei bösen aber schädlich. Man hat sie nicht beachtet oder gar an ihr gezweifelt; aber heutigen Tages giebt es keinen gebildeten, vorurteilsfreien Menschen mehr, der sie verneint, zumal jedermann selbst im alltäglichen Leben sich von ihrem Dasein und ihrer Wirkung überzeugen kann. Man giebt ihr die verschiedensten Namen, von denen aber bisher kein einziger das Richtige getroffen hat. Wo ist dieser Doktor Tsi? Ich muß ihn doch begrüßen!“

„Er ist draußen unter den Bäumen mit dem Sejjid beschäftigt, Ko-su-Pflanzen zu trocknen. Dies muß im [244] Schatten geschehen, weil sie im direkten Sonnenstrahle ihre Heilkraft verlieren würden. Es war nötig, einen Vorrat anzusammeln, der nicht nur für die Seereise, sondern für die ganze Kur ausreicht. Wir wissen ja nicht, ob die Pflanze da, wo wir landen werden, zu finden ist.“

Als ich hinauskam und um die Ecke des Gebäudes bog, sah ich die beiden Genannten bei der angegebenen Beschäftigung. Sie schienen sich in sehr heiterer Laune zu befinden, denn sie lachten einander eben jetzt so laut und herzlich an, daß ich beinahe, ohne den Grund dieser Lustigkeit zu kennen, mitgelacht hätte. Da sah mich Omar und rief mir, noch immer lachend, zu:

„Wie schön, daß du endlich, endlich wiederkommst, Sihdi! Denke dir, ich habe inzwischen fast die ganze, ganze chinesische Sprache gelernt; wir haben nur dann in einer anderen gesprochen, wenn diese Sprache nicht wußte, was arabisch, deutsch oder englisch war. Dann wird diese ihre Unwissenheit, wie du soeben siehst, von uns beiden ausgelacht!“

Tsi hatte, teils zu seiner Unterhaltung, teils auch aus Interesse für Omars Eigenheiten, allerdings mit ihm Chinesisch getrieben und in ihm einen in hohem

Grade amüsanten Schüler gefunden. Auch er wunderte sich, wie er mir später sagte, über das außerordentliche Wortgedächtnis des Arabers, beklagte aber ebenso die unformale Weise, in welcher da alles aufgestapelt wurde. In hohem Grade zutreffend, fügte er die Bemerkung bei:

„Ganz wie der Islam, seine Religion! Ein lieber, guter Mensch, im tiefsten Grunde ernst gestimmt, doch äußerlich stets heiter. Für das Hohe, Edle ungemein empfänglich, und doch stets mit dem Kleinen, Gewöhnlichen beschäftigt. Im Kopfe eine erstaunliche Fülle von Ausdrücken, von Worten, deren Sinn und Geist er aber nicht begreift. Fromm von Geburt - ich betone das ganz besonders -, religiös durch die Gewohnheit, würde er sehr leicht für den einzig wahren Glauben zu gewinnen sein, wenn dieser nicht in abendländisch enge, faltenlose Formen gekleidet wäre. Und wenn ich mich nicht irre, so befindet sich der Sejjid bei Ihnen auf dem rechten Weg dazu. Es sproßt und treibt in ihm. Stören Sie das nicht! Leben Sie ihm, wie bisher, das, was er werden soll, durch Ihr eigenes Beispiel vor! Er wird mit Ihnen bis an das Ende der Erde gehen, wenn Sie nicht von ihm verlangen, die Fäden, welche ihn mit seiner materiellen und geistigen Heimat verbinden, pietätlos zu vernichten. Ein derartiges Verlangen fordert, was unmöglich ist! Auch der Europäer weiß, daß der Mensch ein Kind seiner Scholle ist, nicht nur der Acker-, sondern auch der intellektuellen Flur, welche seiner Jugend Nahrung gab. Kann man, ohne ihn zu töten, ihm das nehmen, was diese Nahrung aus ihm machte? Nein! Nie! Jedermann ist davon überzeugt, sogar Eure Buchstabengläubigen, aber freilich nur dann, wenn es sich um ihr eigenes, liebes Ich han- [245] delt. [handelt] Sie verlangen den Mord aller Individualität, natürlich aller anderen, nur nicht der ihrigen! Gehen Sie doch hin in alle Welt, mein Freund, und sehen Sie die Zerstörungen, welche diese Forderung angerichtet hat! - - - Verzeihung! Ich bin auf untergegangene oder dem Untergange nahe Völkerindividualitäten gekommen und wollte doch nur von Ihrem Sejjid Omar, dem Muhammedaner, sprechen. Es war mir zu verführerisch, an seinem Beispiel nachzuweisen, daß es eben nur des stummen Beispiels, nicht aber der Aggressivität bedarf, um aus einem sogenannten Ungläubigen das zu machen, was Omar unbedingt werden wird, wenn Sie nicht den unverzeihlichen Fehler begehen, seine Eigenart zur Gegenwehr zu zwingen!“

Wie fleißig mußte dieser Chinese während seiner Studienzeit in Europa gewesen sein; wie herrliche Gaben waren ihm verliehen, und mit welchem Vorbedacht und welcher Treue war diesen Studien daheim von seiten seines Vaters, seiner Erzieher vorgearbeitet worden! Vielleicht hatte das Schicksal den Händen dieses jungen Mannes Aufgaben anvertraut, welche nur auf dem Wege, den es ihn führte, zu lösen sind. Die Vorsehung pflegt sich stets im stillen den rechten Mann heranzuziehen, um dann, wenn ihre Zeit gekommen ist, mit ihm am rechten Orte hervorzutreten.

Er fuhr im Laufe des Nachmittags mit Raffley hinunter nach der „Yin“, um dort Wallers Ankunft vorzubereiten, für welche aber erst der folgende Morgen bestimmt wurde.

Da wir hörten, daß der holländische Gouverneur am nächsten Tage nicht in Kota Radscha sein werde, so machten wir ihm noch heute unsere feierliche Dank- und Abschiedsvisite, bei welcher wir aber bald herausfühlten, daß dem einfachen, wackeren Mijnheer ein herzlicher Händedruck ohne alle Feierlichkeit viel lieber gewesen wäre. Den materiellen Dank, so was man Bezahlung zu nennen [246] pflegt, in klingenden Münzen auszusprechen, das überließen wir John Raffley, weil er nicht nur das beste Talent, sondern auch mehr „Talente“⁴⁵ als wir anderen dazu besaß. In welcher Weise er dieser silbernen oder gar goldenen Verpflichtung nachgekommen war, das sahen wir, als wir am Morgen den Kratong verließen. Die ganze, allerdings nicht sehr imponierende Heeresmacht desselben hatte Aufstellung genommen, und auf jedem einzelnen Gesichte war mit größter Deutlichkeit der wehmütige Gedanke zu lesen: Wenn doch öfters so ein Dysenteriekranker mit solchen Begleitern käme! Die Dysenterie ist leider immer da; aber solche Lords, die sieht man wohl nicht wieder!

Das beste und tiefste Verständnis für dieses Bedauern schien mein Sejjid Omar zu empfinden. Er ging von Mann zu Mann, um jedem die Hand zu drücken, und that dies mit hoch aufgerichteter Gestalt und einem so herablassenden Mäcenaslächeln, als ob er sein ganzes, bei mir angesammeltes Diensteinkommen unter sie verteilt habe.

⁴⁵ In Griechenland und Rom eine Geldsumme von 4-5000 Mark.

Wir hatte eine leichte Sänfte konstruiert, welche so lang war, daß der Kranke ausgestreckt in ihr liegen konnte. Acht Träger wechselten einander ab. So brachten wir ihn bequem und leicht bis auf den Landesteg, und da die See so ruhig war, wie wir nur wünschen konnten, ging auch die Einschiffung in einer Weise von statten, von welcher Waller nicht im geringsten angegriffen wurde.

An Bord angekommen, sah ich nun, was Raffley und Tsi mir noch gar nicht gesagt hatten. Nämlich John, der liebe, liebe, prächtige Mensch, hatte dem Kranken seine eigene Kajüte überlassen. Sie war ausgeräumt und in ein Pflegezimmer verwandelt worden, wie man es sich besser, bequemer und gesünder gar nicht denken konnte. Nur das Porträt mit seinem duftenden Blumenrahmen war geblieben, eine Aufmerksamkeit oder vielmehr ein [247] Opfer, dessen Größe nur mit der Herzensgüte Raffleys zu vergleichen war. Wo dieser wohnte, sah ich jetzt noch nicht; wir anderen aber hatte alle dieselben Räume wieder, in denen wir vorher untergebracht gewesen waren.

Als Tsi sich in Penang zu uns gesellt hatte, war nicht daran zu denken gewesen, daß er für eine längere Zeit der Gast der „Yin“ sein werde. Er verlor kein Wort darüber, ob seine Bereitwilligkeit ihm Störungen bringe oder gar ihm Opfer auferlege, und bat nur darum, daß wir wieder drüben anlegen möchten, damit er für kurze Zeit an das Land gehen könne, um Briefe auf die Post zu geben und seine dortigen Angelegenheiten zu ordnen. Dieser Wunsch wurde ihm natürlich erfüllt; dann gingen wir sofort nach Singapore, wo eine reichliche Menge Masut, welches in Penang nicht zu haben gewesen war, für die Feuerung aufgenommen wurde. Hierauf ging es auf der Hongkong-Linie dem geheimnisvollen Norden zu.

Ich nenne ihn geheimnisvoll, weil er es für uns war. Außer Raffley wußte niemand, wohin wir gingen, und dieser zeigte, gegen seine sonstige offene Art, keine Geneigtheit, uns Auskunft zu erteilen. Als Mary Waller zwei Tage, nachdem wir Singapore verlassen hatten, bei Tafel eine hierauf bezügliche Frage an ihn richtete, antwortete er:

„Bitte, Mylady, lassen Sie das für einstweilen noch mein Geheimnis bleiben! Ich werde gewiß dafür sorgen, daß jeder von uns sein besonderes Ziel erreicht; vorher aber haben wir ein gemeinschaftliches, für welches wir hier wie von einer gütigen Fee zusammengeführt worden sind. Folgen wir ihr mit dem Vertrauen, auf welches solche höhere Wesen Anspruch haben!“

Sein Wunsch wurde natürlich beachtet und dieses Thema also nicht wieder als Gesprächsgegenstand behandelt. Umsomehr wendete sich unsere Aufmerksamkeit dem Befinden des Kranken zu, welches uns ganz selbstverständlich im höchsten Grade interessierte, zumal es sich dabei um ganz eigenartige, rätselhafte Zustände handelte. Nur der junge Arzt schien die Lösung dieser Rätsel zu kennen. Er war so froh, sie in seine Hand gelegt zu sehen, so heiter, so zuversichtlich; er kam mir fast wie eine glückliche Mutter vor, welche mit unendlicher Liebe das körperliche und geistige Werden ihres Kindes überwacht. Sein Vertrauen teilte sich auch Mary mit. Beide waren in der Pflege des Vaters eng vereint; sie schienen unzertrennbar zusammen zu gehören, und der Gedanke, daß sie einander früher nicht gekannt hatten, wollte mir mit jedem Tage fremder werden. Man spricht von Seelen, welche sich, und seien sie räumlich noch so weit getrennt, ganz unbedingt auf Erden finden müssen, von Wesen, welche einst vereinigt waren und sich wieder zu vereinigen haben. Wer kann wohl sagen, ob das ein Aberglaube sei?

Es ist gewißlich wahr, daß um Genesende sich eine [248] Atmosphäre bildet, welche ethisch reinigend und veredelnd wirkt. Es gab an Bord, selbst unter der Schiffsbemannung, keinen einzigen rohen Menschen, und doch fühlte jeder von uns in sich das Streben, recht lieb und gut zu sein, als ob er es bisher noch nicht gewesen wäre. Ich sah einmal ein Gemälde, welches einen Rekonvaleszenten zeigte, hinter dem, von ihm und seiner Umgebung ungesehen, ein Engel stand, welcher sie alle segnete. Der Künstler hatte es verstanden, der von mir erwähnten Erfahrung so, wie die wahre Kunst es will, Gestalt zu geben. Eine solche segnende Engelshand schien auch über uns zu walten. Wir sahen sie nicht, aber ein jeder wußte, daß der warme, weiche und allen bemerkbare Hauch der Liebe und des Friedens von der Stelle ausging, an welcher der Kranke in seinen Visionen mit seinem Engel verkehrte.

Für das Leben des Patienten war, wie Tsi versicherte, nichts mehr zu befürchten, wenn auch die große, körperliche Schwäche nur langsam beseitigt werden konnte. Es galt da nur, sich in Geduld zu fügen. Ungleich anders war es mit seiner Psyche beschaffen. Sie befand sich, wenn er wachte, in unausgesetzter

Thätigkeit und schien auch während des Schlafes ohne Unterbrechung beschäftigt zu sein. Man sah das an dem sich sehr oft verändernden Ausdrücke seines Gesichtes und an gewissen Körper- oder Gliederbewegungen, welche keine unwillkürlichen waren. Er öffnete die Augen, ohne einen bestimmten Gegenstand anzusehen, und schloß sie wieder, indem er froh lächelte, als ob ihm etwas Freundliches erschienen sei. Er bewegte die Lippen; man sah, daß er etwas sagte; aber es war kein Laut zu hören. Oder er sprach Viertelstunden lang leise vor sich hin und sah während der Pausen ganz so aus, als ob ihm Antwort werde. Aber so laut und vernehmlich wie in Kota Radscha hatte er hier auf dem Schiffe noch nicht im Schlafe gesprochen. Als ich Tsi hierüber fragte, antwortete er:

„Es wird ganz gewiß wieder geschehen, sobald er die zweite Strophe des Gedichtes kennen lernt. Er arbeitet jetzt noch an dem Inhalte der ersten; ich höre das aus seinen Reden, wenn er wacht. Man darf ihm nichts Neues geben, bevor das Alte ihm vollständig klar geworden ist. In der Entwicklung einer Psyche darf es keine dunklen Punkte geben. Darum habe ich Miß Mary gebeten, jetzt noch zu warten. Er beschäftigt sich jetzt noch mit der letzten Zeile der ersten Strophe, also mit dem Gedanken, daß Christus nicht gestorben ist, sondern in jedem wahren Christen weiterlebt und weiterliebt. Das hat er, wie ja auch Ihre ganze Christenheit, bis jetzt noch nicht begriffen. Doch arbeitet es fort und fort in ihm, und ich kann jeden Augenblick eine Aeußerung erwarten, welche mir sagt, daß er dieses Wort verstanden hat. Dann lasse ich die nächste Strophe wirken. Ist das nicht im höchsten Grade interessant?“

[249] „O, mehr als interessant; ich bin erstaunt!“ antwortete ich der Wahrheit gemäß. „Welche eine schwere, fremdartige und mir fast unbegreifliche Aufgabe haben Sie sich da gestellt!“

Er schüttelte den Kopf und erwiderte lächelnd:

„Sie ist nichts von alledem. Fremdartig kann sie nur dem Christusfremden sein. Nicht unbegreiflich, sondern die einzig richtige und allein erklärliche ist sie für einen jeden, der die Krankheit kennt, um welche es sich handelt. Und schwer? Sie ist sogar sehr leicht! Wissen Sie noch, was ich Ihnen von der Behandlung des einzelnen und der Gesamtheit sagte? Ich kenne das Leiden dieser Gesamtheit und weiß genau, auf welchem Wege es zu heben ist. Dieser einzelne leidet an ganz demselben Uebel; was folgt hieraus? Ich werde ihn herstellen; er wird dann das in Wirklichkeit sein, was er früher nur zum Schein gewesen ist. Und ist er nicht mehr krank, so habe ich an dem einzelnen gezeigt, auf welchem Wege die Gesamtheit auch gesunden kann.“

Ich muß bemerken, daß Waller im wachen Zustande sich vollständig geistig normal zeigte. Von einer epileptischen Anlage war nicht die geringste Spur vorhanden. Ganz im Gegenteile war sogar das, was Professor Garden damals in Colombo in theologischer Beziehung „erbliche Belastung“ genannt hatte, im Verschwinden begriffen. Er war jedenfalls geistig gesünder und freier als früher, und so hatte wohl gewiß jeder Unbefangene anzunehmen, daß die Visionen, welche ihm während des Schlafes kamen, ihm geistige Kraft und Freiheit brachten, indem sie diese Belastung von ihm nahmen. Ich saß, wenn er nicht schlief, oft stundenlang bei ihm und sprach mit ihm in jener leichten, schonenden Weise, wie man mit Kranken spricht. Da hörte ich nie auch nur ein einziges Wort aus seinem Munde, welches mich zu der Annahme berechtigt hätte, daß seine Denkkraft angegriffen sei.

So oft es geschah, daß ich mich mit ihm unterhielt; auf seine Visionen bezog er sich auch nicht ein einziges Mal, und ebenso wenig erwähnte er das Gedicht. Darum überraschte es mich, daß er am Tage vor unserer Ankunft in Hongkong ganz plötzlich davon zu sprechen begann. Wir waren allein, und er teilte mir mit, daß Mary ihm erzählt habe, auf welche eigentümliche Weise ihr die zweite Hälfte der ersten Strophe zugekommen sei. Und nun sagte er, daß er allein mir gestehen wolle, welchen nachhaltigen Eindruck diese vier Zeilen auf ihn gemacht hätten. Nun gab ein Wort das andere. Ich hütete mich natürlich, ihm merken zu lassen, daß es meine Absicht sei, ihm das, was er noch nicht begriffen hatte, zu erklären. Sein Eifer wuchs, und mit ihm die Spannung, welche er meinen Antworten entgegenbrachte. Sein bleiches, eingesunkenes Gesicht rötete sich, und seine tiefliegenden Augen begannen begeistert zu glänzen. Und da, endlich, endlich kam ihm das Verständnis! Er sah mich mit einem langen, großen [250] Blicke an; dann sanken seine Lider herab; er holte tief, tief Atem, faltete die Hände und sagte:

„Das, das also war Christi Liebe! Und das, das ist sie noch! Das wird sie sein in alle, alle Ewigkeit! O, was war ich für ein Thor!“

Nun lag und war er still. Sein Atem ging ruhig und leise. Ein frohes Lächeln spielte um seine Lippen. Ich wartete noch eine Weile, dann entfernte ich mich, von Herzen froh darüber, Tsi mitteilen zu können, daß sein Wunsch in Erfüllung gegangen sei. Am Abende erfuhr ich von ihm, daß er Mary erlaubt habe, ihrem Vater die zweite Strophe zu geben.

Während der Nacht hatten wir eine sehr unruhige See, und als wir am nächsten Tage Hongkong erreichten, waren wir sehr zufrieden damit, daß Raffley hier nur für ganz kurze Zeit Anker werfen wollte, um frischen Proviant einzunehmen. Es regnete. Die Berge, welche die Bucht umschließen, waren verhüllt. Was wir sahen, war so specifisch europäisch, so nüchtern und so kalt, daß niemand Sehnsucht fühlte, an das Land zu gehen. Dschunken und Sampans hatten wir schon genug gesehen. Hongkong ist eine englische Schöpfung und zeigt sich von außer her, zumal bei solchem Wetter, so sehr als frostige Lady, daß auch wir ihr gegenüber kalt blieben und nach einigen Stunden ohne Bedauern Abschied von ihr nahmen. Raffley hatte einige Depeschen an das Land besorgt. Auch von Tsi war dem Boten eine mitgegeben worden. Wohin sie telegraphiert hatten, das hielten beide gleich geheim. Tsi wahrscheinlich an seinen Vater, dessen Stand und Namen er nicht wissen lassen wollte. Niemand fragte, wohin es von hier aus ging, und Raffley sagte nichts. Der Kompaß aber ließ uns sehen, daß wir nach der Fokien-Straße dampften.

Der Regen hörte, als ob er uns nur Hongkong habe verleiden wollen, sehr bald wieder auf, und im Laufe des Nachmittags beruhigte sich die See, so daß wir nach der bewegten Nacht einen schönen, stillen Abend hatten. Als wir nach dem Supper von Tische aufstanden, gesellte sich Tsi zu mir, um mich zu fragen:

„Wollen Sie mit mir heut bei dem Kranken bleiben? Ich habe der Lady gesagt, daß sie schlafen soll. Er hat gestern Abend das Gedicht bekommen. Bei dem Seegange während der Nacht und der Unruhe des heutigen Tages war eine Wirkung nicht zu erwarten; nun aber ist es nicht nur möglich, sondern in Folge seiner geistigen Regsamkeit sogar sehr wahrscheinlich, daß sie eintritt. Ob bald, ob spät, kann man nicht sagen. Sie müßten also bereit sein, unter Umständen die ganze Nacht zu opfern.“

Ich erklärte mich selbstverständlich sofort einverstanden; er hätte mir ja gar keine dankeswertere Aufmerksamkeit erweisen können! So brachten wir also den übrigen Teil des Abends bei Mary und ihrem Vater zu, welcher zwar wach war, aber äußerst wenig sprach. Wir sahen, [251] daß er seine Aufmerksamkeit nach innen gerichtet hatte. Sehr oft ruhte sein Auge mit ganz eigenem Ausdrucke auf dem Porträt der schönen Chinesin, welches in seinem duftenden Blumenrahmen ihm grad gegenüberhing. Wir wußten, daß es einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, obgleich von ihm kein hierauf bezügliches Wort gesagt worden war. Später schlief er ein. Mary sagte uns gute Nacht. Wir legten den Schleier über das elektrische Licht und setzten uns hinaus vor die offenstehende Thür, durch welche wir den Raum fast ganz überblicken konnten.

Auch die andern alle, außer dem Steurer und der Deckwache, waren schlafen gegangen. Der erst vor kurzem aufgestiegene Mond warf den Schatten der Kajüte quer über das Deck und schaute durch die breiten Glasscheiben in das Innere derselben. Sein Schein fiel auf die Füße des Schläfers und rückte langsam an der still ruhenden Gestalt desselben empor. Der auf dem Lichte liegende Schleier konnte die Glasglocke nicht ganz bedecken; es gab da, wo sie gehalten wurde, eine Lücke, durch welche das Licht hinüber auf das Bild der Chinesin fiel und es fast wie ein lebendes Wesen plastisch hell aus dem umgebenden Schatten hervortreten ließ. Das sah so unirdisch aus. Ich dachte unwillkürlich an die Fee, von welcher Raffley zu Mary gesprochen hatte. Tsi schien denselben Eindruck wie ich zu empfinden. Seine Augen hingen an dem Innern der Kajüte, und er flüsterte mir zu:

„Wie das Geheimnis bannt! Ist es Körper, oder ist es Seele? Es scheint, daß hier ein Ort der Offenbarung sei! Der Mond sucht nach dem Angesicht des Kranken. Man sollte ahnen, daß dieses süße, weiche Licht ihm Botschaft bringen wolle!“

Ich antwortete nicht, konnte aber auch den Blick nicht von dieser Scene wenden. Das Bild sah lächelnd auf den Schlummernden nieder und schien die Lippen zu bewegen. Der Schein des Mondes schmiegte sich weiter und weiter an seiner Gestalt empor. Jetzt legte er sich ihm schon auf die Brust; dann berührte er das Kinn, den Mund; er kam bis an das Auge, und nun geschah, was Tsi erwartet hatte: der Kranke begann zu sprechen, erst flüsternd und für uns nicht verständlich; dann aber, als der Mond das ganze Gesicht, auch Stirn und Haar beschien, hörten

wir deutlich, was er sagte:

„Sei mir gegrüßt, du lieber Himmelsstrahl, in dem mein Engel zu mir niedersteigt; leg dich verklärend um die Erdenqual, wenn sterbend sie das Haupt am Kreuze neigt! Sei mir gegrüßt! Laß mich im Glauben sehn, daß jene Liebe, welche alles litt, nachdem die Kreuzigung an ihr geschehn, im neuen Leibe vor die Jünger tritt!“

Als er hierauf schwieg, sagte Tsi leise zu mir:

„Ich vermutete ganz richtig: das Mondlicht hat ihm die Vision gebracht. Wahrscheinlich bringt er jetzt nur das Gedicht.“

Diese Voraussage bewahrheitete sich. Nach einiger [252] Zeit fuhr Waller langsam und jedes Wort betonend, in den beiden Zeilen fort:

„Tragt euer Evangelium hinaus,
Indem ihrs lebt und lehrt an jedem Orte!“

Hierauf flüsterte er wieder wie vorher. Wir hörten nur den Namen Jesus deutlich. Dann erhob er die Stimme wieder und sprach:

„Er ging durchs Land, wie nur die Liebe geht, die keinen Hader um den Himmel kennt, weil jede Kerze, die am Altar steht, wie alle andern nur nach oben brennt. Er brachte sich der ganzen Menschheit dar, nicht einem auserwählten Volk allein, und weil sein Reich nicht von der Erde war, kann es auch jetzt nicht von der Erde sein!“

Tsi griff nach meiner Hand und drückte sie; ich verstand ihn, obgleich er dazu schwieg. Jetzt wendete der Kranke sein Gesicht dem Fenster zu, durch welches der Strahl des Mondes fiel, so daß es fast tagesdeutlich vor unsern Augen lag. Er lächelte wie einer, der etwas unendlich Liebes schaut, indem er sich von neuem hören ließ:

„Er kam und ging wie dieses milde Licht, willkommen, gern gesehn an jedem Ort; ein Evangelium sein Angesicht, sprach er als Vorbild sein Erlösungswort. O du, der selbst den Schächer nicht verwarf, den Mörder, der an deiner Seite hing, wo ist ein Mensch, von dem ich sagen darf, er sei für deinen Himmel zu gering?!“

Es war so unbeschreiblich, ihn zu hören. Nie waren mir Menschenworte so tief wie diese in das Herz gedrungen. Das nun folgende längere Schweigen ließ uns ihren Eindruck ganz und voll empfinden. Dann erklang es wieder langsam und recitierend:

„Und alle Welt sei euer Gotteshaus,
In welchem ihr erklingt als Liebensworte.“

Er wartete hier gar nicht, sondern fügte in einer Weise, als ob er nun etwas sehr Wichtiges zu sagen habe, sofort hinzu:

„Wer war's, der sich in Herrlichkeit und Pracht den Tempel der Unendlichkeit gebaut, wo Stern an Stern die Größe und die Macht des Schöpfers in dem Glanz von Sonnen schaut? Wer war's, der auf die Erde niederfuhr auf Allmachtsflügeln am Beginn der Zeit, in jeden Wurm zu legen eine Spur der Weltensehnsucht nach der Ewigkeit? Wer war's, wer ist's, nach dem dies Sehnen bangt in jedes Menschen, jedes Heiden Brust, in der das Herz dorthin zurückverlangt, wo es sich in der Heimat einst gewußt?“

Schön früher hatte ich es bemerkt, und jetzt hörte ich es wieder, daß er immer einen kleinen Teil des Gedichtes und dann die Erklärung hierauf brachte. Was er soeben gesagt hatte, bezog sich auf „alle Welt sei euer Gotteshaus.“ Von dem, was nun kam, war anzunehmen, daß es sich auf „In welchem ihr erklingt als Liebessworte“ beziehen werde. Und richtig; er fuhr fort:

„Der Priester trägt die Liebe wohl hinaus; was aber [253] ist es, was der andre bringt? Du lieber Mann, bleib immerhin zu Haus, weil deine Liebe doch im Haß verklingt! Du glaubst an deine heilige Mission, jedoch die Welt da draußen traut ihr nicht. Vergeblich klingt dein Wort in Christi Ton, weil eure That in anderm Tone spricht!“

Das klang so schwer, so gewichtig, so vorwurfsvoll, so strafend. Nun war er still, lange, lange Zeit. Eben wollte der Streifen des Mondlichtes, welcher immer weiterstieg, sein Gesicht verlassen; da sahen wir, daß er die Augen öffnete. Sie richteten sich auf das Bild der Chinesin, welches ihm, wie schon bemerkt, gegenüberhing. Er streckte die Arme schnell, als ob er sie fassen wolle, nach ihr aus, zog sie langsam, langsam wieder zurück, breitete sie dann nach beiden Seiten aus, als ob er eine weite, unbegrenzte Fläche bezeichnen wolle, und sagte dann:

„Es liegt die Welt ringsum im Morgenraun; die Nebel wallen, um emporzusteigen. Mein Auge ist bereit, dich anzuschauen; o wolle deine

Herrlichkeit mir zeigen! Wo kommst du her? Ich höre dein Gewand. Es rauscht so glückverheißend aus der Ferne, und dieses Rauschen ist mir wohlbekannt: du streifst mit deines Schleiers Saum die Sterne."

Das, was er jetzt gesprochen hatte, bezog sich jedenfalls nicht auf das Gedicht und seinen Inhalt, sondern auf etwas ganz anderes. Es tauchte ein neues Gesicht vor ihm auf, welches wahrscheinlich durch den Anblick des jetzt in so eigenartiger Schönheit und Beleuchtung hervortretenden Bildes eingeleitet worden war. Wir hörten seine Worte weiter:

„Ein süßer Duft bereitet deinen Schritt; schon höre ringsum ich die Glocken schlagen. In meinem Herzen tönt die Stunde mit, und deine Zeit beginnt, in mir zu tagen. Vielleicht trittst du jetzt nur in meine Welt, und ich bin es allein, der dich empfindet, doch ist die Uhr für andre auch gestellt, sobald dein Licht die Dämmerung überwindet. - - - So wie ich wartete auf dieses Licht, so wartet auch das ganze Volk der Erde. Ich ahne dich; du nahst mir im Gedicht. O, daß dies Bildnis doch verstanden werde! Nun bist du da; du schaust mich lächelnd an, als seist du mir schon irgendwo begegnet, und ich, ich sinne zwar vergeblich, wann, doch hast du mich im Himmel einst gesegnet."

Als er hier innehielt, fragte mich Tsi in flüsterndem Tone:

„Wissen Sie, wovon er spricht? Seine Augen ruhen auf dieser wunderbar schönen, geheimnisvollen „Yin“ und dieser Name ist das chinesische Wort für „Güte“. Er spricht mit der Güte, welche zu uns niedersteigen muß, wenn uns geholfen werden soll. Doch, hören Sie!"

Der Kranke fuhr fort:

„O, segne mich nun hier zum zweiten Mal und mit mir alle, die auf Erden wandeln, damit wir, wie der Vater uns befahl, als seine Kinder an einander handeln. Du bringst die Liebe, die von oben quillt, für alle Kreatur [254] zu uns hernieder. Es strahlt die Seele mir aus deinem Bild; die Güte ist's; o nimm sie mir nicht wieder!"

Er hatte die letzten Sätze mit erhobener, fast sehr lauter Stimme gesprochen. Nun war er still. Wir warteten zwar, aber nach längerer Zeit legte er sich, dem Mondschein abgewendet, auf die Seite. Nun war anzunehmen, daß er nicht mehr sprechen, sondern schlafen werde. Wir blieben aber sitzen, doch ohne mit einander zu reden. Es ging dem Chinesen wohl grad so wie mir: der Eindruck dessen, was wir gesehen und gehört hatten, war so tief und gab auch ihm so viel zu denken und innerlich zu ordnen, daß er sich nicht selbst durch laute Worte stören wollte. Ich zog meinen Stuhl aus und legte mich lang auf denselben nieder; wir hatten ja ausgemacht, die ganze Nacht wach zu bleiben.

Es herrschte tiefe Stille um uns her. Die leisen, regelmäßigen Pulse der Maschine konnten nicht als Unterbrechung dieses Schweigens gelten. Da hörte ich ein Geräusch, wie wenn ein Zündholz, welches nicht Feuer fangen will, wiederholt schnell angestrichen wird. Das klang von der anderen Seite der Kajüte her. War etwa jemand dort, ohne daß wir es gewußt hatten? Dann wurde mir ein feiner Tabakgeruch von der leise wehenden Nachtluft zugetragen. Ich bin Kenner und roch sogleich, daß es Cumana war, den der Governor ausschließlich rauchte. Ich stand also auf und ging hinüber. Richtig, da saß er auf dem Klappsitze, der an der Holzwand angebracht war! Er hatte alles sehen und hören können, weil das Fenster hier auf der Leeseite offen stand. Seit wann war er da? Wir hatten ihn nicht kommen sehen, weil unsere Aufmerksamkeit nach dem Innern der Kajüte gerichtet gewesen war, und da wir hier an Bord fast alle Schiffsschuhe mit Gummisohlen trugen, waren seine [255] Schritte nicht zu hören gewesen. Als er mich bemerkte, winkte er mir zu, nicht laut zu werden, und sagte in flüsterndem Tone:

„Wollte schlafen gehen; aber Ihr Buch vom Jenseits kam mir in die Hände. Habe darin gelesen. Diese Gedanken! Wo kommen die Ihnen nur her? Haben mich heraus auf das Deck getrieben. Da sah ich Sie im Mondschein sitzen und eifrig in die Kajüte schauen. Was gab es da? Ich ging also hierher. War das etwa indiskret?"

„Nein," antwortete ich. „Was haben Sie gehört, Mylord?"

„Alles, alles, von den Worten an „Tragt euer Evangelium hinaus.“ Auch gesehen habe ich alles. Wunderbare Scene! Hat mich tief gepackt! Weiß gar nicht, was ich darüber denken oder gar sagen soll! Erst Ihr Buch, in welchem Sie beschreiben, was in der Sterbestunde vor sich geht, und dann diese Worte des Kranken, die aber nicht im mindesten krankhaft klingen! Wenn er nie in seinem Leben Missionar war und es auch später niemals sein sollte, in dieser Stunde aber ist er es gewesen, wenigstens für mich; das können Sie mir glauben, und das werden Sie

auch sehen. Wird er vielleicht wieder sprechen?"

„Wahrscheinlich nicht.“

„Well! So habe ich hier auf nichts mehr zu warten. Muß mit mir aufs reine kommen. Habe viel, viel zu verwalten und zu verantworten gehabt, bis aber auch einer von den Christen gewesen, deren Thaten in einem anderen Tone als dem der Liebe sprechen. Habe sogar diesen Prachtmenschen, den Tsi, verachten wollen! Pfui!“

Er that ein paar kräftige Züge aus der Pfeife und spuckte aus, es so unentschieden lassend, ob diese Interjektion sich auf den Tabak beziehen oder eine Censur für ihn selbst sein sollte. Dann stand er auf und begann, in langsamen Schritten zwischen Bug und Stern auf und ab zu gehen.

Wie froh war ich über ihn! Diese tiefe Ergriffenheit! Und diese Aufrichtigkeit, mit welcher er sie eingestand; er hätte mir gar keine größere Freude machen können! Wer von solchen Dingen bloß hört oder liest, darf ja nicht denken, daß er zu einem Urteile fähig sei. Und wenn er dennoch kritisiert, so gleicht er jenem Eskimo, der nie seine Schneeeinöde verlassen und nie eine Kirche gesehen hatte, sich aber doch für klug genug hielt, über den Glocken- und Orgelklang zu lachen, als er davon sprechen hörte. -

Waller schlief während der ganzen Nacht ohne Unterbrechung weiter, und als am Morgen Mary kam, überließ ich es Tsi, auf ihre Fragen Antwort zu erteilen, denn der Governor nahm mich in Beschlag. Er interessierte sich ganz plötzlich sehr für psychologische Probleme und gab sich dabei so lernbereit, so mild und weich, wie ich es vorher für gar nicht möglich gehalten hätte.

Die Fahrt verlief äußerlich ereignislos, wenn ich die [256] Begegnungen mit anderen Schiffen nicht als Ereignisse bezeichnen will. Dieser Mangel wurde aber mehr als vollständig durch das ausgeglichen, was sich zu inneren, seelischen Begebenheiten entwickelte. Ich bin überzeugt, es gab da unter uns nicht einen Einzigen, der sich den Wandlungen hätte entziehen können, welche mit Waller schon damals auf dem Dschebel Mokattam begonnen und jedem [jeden], der mit ihm in nähere Beziehung gekommen war, mit in ihren Bereich gezogen hatten. Er fuhr von Amerika nach China; aber während diese große räumliche Bewegung vor sich ging, machte er innerlich eine Reise, welche von viel größerer Weite und Bedeutung war, denn sie führte ihn in eine solche Ferne, daß es ihm geradezu unmöglich wurde, an den Punkt, von dem sie ausgegangen war, jemals im Leben wieder zurückzukehren. Er hatte eine ihm jetzt vollständig entschwundene geistige Welt für immer verlassen und befand sich jetzt unterwegs nach einer anderen, neuen, besseren und schöneren, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß wir auch auf diesem geistigen Wege seine Gefährten waren, die an allen seinen Seelenäußerungen den innigsten Anteil nahmen. Ich kann also über unsere Fahrt keine sogenannten „Reiseabenteuer“ berichten, an welcher sich doch nur die Oberflächlichkeit ergötzt; wer aber einen Sinn für die unendlich gestalten- und ereignisreiche Seelenwelt des Menschen hat und ein Verständnis für die Tiefe besitzt, in welcher die äußeren Vorgänge des Menschen- und des Völkerlebens geboren werden, der wird nicht mißvergnügt, sondern ganz im Gegenteile mit mir einverstanden darüber sein, daß ich ihn in diese Tiefe führe, anstatt ihn für einen Leser zu halten, der nur nach der Kost der Unverständigen verlangt.

Da gab es denn am dritten Tage, nachdem wir Hongkong verlassen hatten, ein Ereignis, welches ich in psychologischer Beziehung recht wohl ein „Abenteuer“ nennen könnte. Wir hatten auf dem Deck gefrühstückt. Mary war auch dabei gewesen, dann aber zu ihrem Vater gegangen. Nun kam sie eiligst zurück und teilte Tsi in ängstlichem Tone mit:

„Ich bin bestürzt; ich habe einen Fehler begangen. Ich hatte in „Am Jenseits“ gelesen und ließ das Buch, als das Zeichen zum Speisen gegeben wurde, auf dem Stuhle neben Vater liegen; ich glaubte, daß er schlafe. Als ich jetzt bei ihm eintrat, wachte er und hatte das Buch in der Hand. Er las. Denken Sie, er las in einem Buche des Verfassers, gegen den er stets gesprochen hat, weil er ihn nie verstand! Ich bat ihn um das Buch; er schüttelte nur den Kopf. Ich wiederholte meine Bitte zum zweiten und zum dritten Male. Da sah er mich so eigentümlich an und sagte: „Es ist mit mir etwas geschehn; ich weiß nicht, was, doch aber es geschah. Nun such ich hier und ahne, daß ich es finden werde. Laß mir das Buch! Ich lese grad von „El Mizan“, der Wage der Gerechtigkeit. Ich will wissen, was zwischen [257] Tod und Leben für mich läge, wenn ich jetzt sterben würde!“ Er war dabei so ernst, sein Blick so tief. Das beängstigte mich, und ich eilte hierher, um zu fragen, ob er nicht jetzt noch zu schwach ist, dieses Buch zu

lesen."

Da lächelte Tsi sie fröhlich an und antwortete:

„Haben Sie keine Sorge, Mylady! Er hat, als er im Arm des Todes lag, an dieser entsetzlichen Wage der Gerechtigkeit gestanden, und grad ihr Anblick ist gewesen, der ihn von seinem [seinen] frühern Irrtümern befreite. Sein Geist hat jenen entscheidenden Augenblick nicht behalten können; das quält ihn, ohne daß er davon redet. Wenn er nun in dem Buche wiederfindet, was seinem Gedächtnisse verloren gegangen ist, wird er innerlich klar und ruhig werden. Sie haben also nichts zu befürchten, sondern nur Gutes zu erwarten.“

Das klang so bestimmt, so überzeugt, daß es ihr unmöglich war, sich weiter zu ängstigen. Und dann, als wir vom Frühstückstische aufgestanden waren und ich mir mit dem Governor auf dem Deck Bewegung machte, sagte dieser:

„Ich will aufrichtig gegen Euch sein, Sir. Noch bis vor kurzem wäre es mir sehr, sehr schwer geworden, einzugestehen, daß ich diesen Chinesen verkannt habe. Nach der wundersamen Scene aber dort in der Kajüte giebt es für mich keine rückständigen Menschen und Nationen mehr. Und von dieser Eurer „Wage der Gerechtigkeit“ habe ich gelernt, einzusehen, daß ich den Wert der denkenden Geschöpfe bisher mit vollständig falschem Maß gemessen habe. Dieser Tsi ist mir über, vielleicht in jeder Beziehung außer der Geburt, und das will ja nichts sagen, wenigstens hier. Welche Klarheit und Sicherheit in seinem ganzen Wesen, in jedem seiner Worte! Ich alter Graukopf kann noch von ihm lernen. Und seine Landsmännin, die „Yin“, das Bild in der Kajüte! Habe Sie gesehen, wie es im Lichte zu leben und jedes Wort des Kranzen zu verstehen schien? Ich habe da begonnen, die wahre Kunst zu begreifen und denke nun auch über den Marmorkopf ganz anders. Diese „Yin“ ist mir in den letzten Tagen so lieb geworden, daß es ein Verlust für mich wäre, wenn sie nur als Kunstwerk existierte, ohne auch als Original vor mir stehen zu können. So! Das mußte und wollte ich sagen, zunächst nur Euch. Verratet mich aber nicht. Werde schon selbst sprechen, wenn meine Zeit gekommen ist!“

Von jetzt an hatte Waller, wenn man zu ihm kam und er nicht schlief, das Buch stets in der Hand, und es war ihm anzusehen, daß er es nur ungern aus derselben legte.

Was meinen Sejjid Omar betrifft, so war er auf der Jacht ganz wie daheim. Jedermann hatte ihn gern, und jedermann erfreute sich seiner Gegenliebe. Es gab für ihn in Beziehung auf meine Person so viel wie nichts zu thun, und das war recht gut, denn er gefiel sich während dieser Fahrt darin, seine Aufmerksamkeit zwischen mir und Tsi und Mary Waller zu teilen. Von Tsi bekam er noch immer Unterricht im Chinesischen; er saß stunden- [258] lang [stundenlang] allein, um mit lauter Stimme hunderte von auswendiggelernten Wörtern herzusagen, versäumte aber keine Gelegenheit, mir zu wiederholen, daß es nur zwei wirkliche, vollendete Sprachen gebe, die arabische und die deutsche, und daß die chinesische eigentlich gar keine Worte, sondern nur ganz verkehrte Redensarten habe. Und was die Lady betrifft, so widmete er ihr seine unausgesetzte Dienstwilligkeit in einer Weise, welche der Verehrung glich. Das war der Einfluß edler Weiblichkeit auf einen Araber, welcher in der Anschauung aufgewachsen war, daß die Frau nichts weiter als nur des Mannes Dienerin sei.

Als wir uns Shanghai näherten, trat selbstverständlich die Frage an uns heran, ob und wie lange wir in diesem Hafen bleiben würden. Keiner wollte sie an Raffley richten, aber grad darum, weil wir keine Antwort auf sie wußten, beschäftigte sie uns um so mehr. Tsi mußte dabei nicht nur an sich, sondern auch an seinen Patienten denken, und in dieser Beziehung war es sogar seine Pflicht, zu wissen, wohin die Reise ging. Er wendete sich mit seinen Sorgen an mich, dessen Freundschaft mit Raffley auf Vermittlung rechnen ließ, und teilte mir im Vertrauen mit, daß er einen Ort kenne, welcher wie kein zweiter zur Aufnahme eines solchen, oder vielmehr dieses Kranken geeignet sei.

„Dort und nur dort allein,“ sagte er, „würde Waller alles, aber auch alles finden, was für ihn nötig ist, wenn er nicht nur körperlich gesunden, sondern auch seelisch den wünschenswerten Abschluß seiner jetzigen Entwicklung erreichen soll. Aus diesem Grunde muß ich wünschen, daß nicht Raffley, sondern ich es wäre, welcher über das Ziel unserer Fahrt zu bestimmen hat.“

Es schien ihm nicht ganz leicht zu werden, weiter zu sprechen; er fuhr erst nach einigem Zögern fort:

„Ich sehe ein, daß ich aufrichtig sein und mein Geheimnis endlich vor Ihnen lüften muß, zumal Sie wohl von allem Anfang an geahnt haben, daß mein Vater

etwas mehr ist, als er sich gegen Fremde merken ließ. Doch, wenn ich Ihnen nun die Wahrheit sage, so denken Sie ja nicht, daß ich mit ihr prunken will. Grad die Prahlerei ist das, was uns am fernsten liegt, und was ich Ihnen sage, würden Sie ja ohnehin erfahren."

Wir saßen mit einander allein. Niemand hörte uns. Ich gestehe, daß ich gespannt auf die endliche Lösung dieses Rätsels war. Er begann sie mit den Worten:

„Kaiser Hoang-ti, welcher fast dreitausend Jahre vor Ihrer Zeitrechnung lebte und den Grund zu unserm Staatswesen legte, gab seinen Kindern Namen, welche auf ihre Nachkommen übergehen sollten und noch heute von keinem andern getragen werden dürfen. Der Name des Sohnes, von welchem ich abstamme, war Ki. Sie sehen, daß ich mich in Beziehung auf das, was Sie Adel nennen, vor keinem Europäer zu verbergen habe. Mein Stamm- [259] baum [Stammbaum] hat nicht eine einzige Lücke, und auf keinem von allen diesen Namen ruht selbst nach den gegenwärtigen und europäischen Ehrbegriffen die geringste Schande. Mein Vater heißt Ki Tai Schin. Den Ehrennamen Tai Schin hat er direkt vom Kaiser bekommen. Er ist Mandarin der ersten Klasse und Ritter der „Gelben Flagge“. Solche Ritter giebt es im ganzen, großen Reiche nur fünf, und mit diesem allerhöchsten Rang ist das Recht über Leben und Tod verbunden. Ich erhielt, auch vom Kaiser, den Namen Ki Ti Weng, doch bitte ich, mich immerhin wie bisher Tsi zu nennen. Wir sind reich; ich kenne Raffleys Vermögen nicht, aber ein Vergleich sogar mit diesem Herrn würde sicher zu unsern Gunsten ausfallen. So, das als Einleitung. Ich mußte es sagen, obgleich es so sehr unbescheiden klingt."

Es gilt zu den Namen zu bemerken, daß Tai Schin so viel wie „Große Pflichttreue" oder „Große Humanität" heißt. Vom Kaiser selbst gegeben, war das gewiß ein vielsagender Ehrennamen. Und Ti Weng heißt „Jüngerer Greis". Nach der chinesischen Bedeutung dieses Wortes Greis, welche auf Wissen, Können und Erfahrung zielt, konnte Tsi mit dieser großen Auszeichnung wohl mehr als nur zufrieden sein. Der junge Mann war aber nichts weniger als eingebildet stolz. Er sprach weiter:

„Als ich in Frankreich war, lernte mein Vater in Peking einen Engländer Namens Blackstone kennen, den ich also nie gesehen habe, obgleich die beiden sich außerordentlich nahegetreten sind und trotz des Altersunterschiedes einander Brüder nennen. Dieser Blackstone muß ein selten begabter Mann sein, reich, human, thatkräftig, für hohe Ziele opferwillig, kurz von den edelsten Gesinnungen beseelt. Ich stelle mir ihn wie unsern Raffley vor. Wie es gekommen ist, das möchte ich nicht ausführlich beschreiben, aber Vater war und ist voller Begeisterung für diesen Europäer. Jeder der beiden liebt sein Vaterland von ganzem Herzen, und während Vater der Ueberzeugung ist, daß China zwar das volle Recht besitzt, sich dem Abendlande zu verschließen, aber doch klug daran thue, seine Eigenart im friedlichen Völkerverkehre zur Geltung zu bringen, wird von Blackstone der christlich lieben Anschauung das Wort gesprochen, daß für den Westen im Osten noch ungeahnte Schätze liegen, die man sich aber nicht mit dem Schwerte zu erobern, sondern in freundlicher und redlicher Weise einzutauschen habe. In diesen zwei Männern kommen also Morgen- und Abendland einander in der Weise entgegen, wie es von der wahren Intelligenz, der wahren Humanität und dem wahren Christentum befohlen wird. Sie faßten den Entschluß, diese Harmonie der Gesinnung in die That, diese Theorie in die Praxis umzusetzen, und erwarben an der chinesischen Küste eine Landstrecke, welche groß genug und in jeder Beziehung geeignet war, diesem Zwecke zu dienen. Ich weiß nicht alles, was sie da geschaffen haben, obgleich [260] Vater mir so viel davon erzählt hat, denn er ist ja bis kürzlich fast zwei Jahre lang von dort abwesend gewesen und also über das Neueste selbst noch nicht genau unterrichtet."

„So ist er wohl jetzt wieder dort?" erkundigte ich mich.

„Ja."

„Und Blackstone auch?"

„Dieser nicht. Er hat Vater geschrieben, daß er nach England müsse, aber bald zurückkehren werde. Das war vor schon längerer Zeit, so daß er also bald wieder zu erwarten ist. Ich verzichte jetzt auch deshalb darauf, Ihnen Näheres mitzuteilen, weil, wenn sich mein Wunsch erfüllt, Sie ja alles mit eigenen Augen sehen werden. Nur bitte ich, wenn Blackstone kommt, zu ihm ja nicht von dem geheimnisvollen Zeichen Pu zu sprechen, denn er weiß noch nichts davon. Vater betrachtet ihn, wie gesagt, als jüngeren Bruder, hat ihm aber über dieses Geheimnis noch nichts mitgeteilt, damit er die ihm nötige Unbefangenheit nicht

verlieren möge. Sie aber haben nun gehört, was ich Ihnen sagen wollte. Meinen Sie, bei Raffley erwirken zu können, daß er mir den Patienten überläßt?"

„Ich werde es versuchen,“ antwortete ich. „Ob ich es erreiche, kann ich freilich nicht sagen. Ich darf ihm natürlich mitteilen, wer und was Sie sind?“

„Ich bitte sogar darum. Dieses Inkognito ist unter den jetzigen Verhältnissen doch nicht länger festzuhalten.“

Es war dann nach dem Abendessen. Raffley kam mit irgend einer Frage zu mir in meine Kabine. Da nahm ich die Gelegenheit wahr und trug ihm vor, was ich von Tsi gehört hatte. Die Wirkung war ganz anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. Er machte zunächst ein sehr erstauntes Gesicht; dann lächelte er im höchsten Grade vergnügt; hierauf wurde er wieder ernst, doch war es ein glücklicher Ernst, und als ich fertig war, nickte er befriedigt vor sich hin und sagte:

„Wer hätte das gedacht! Also dieser Tsi ist dieser Ki Ti Weng, auf welchen wir so große Hoffnungen setzen!“

„Wie? Sie haben schon von Ki Ti Weng gehört?“ fragte ich überrascht.

„Gehört? Hm! Charley, hören Sie, was ich Ihnen jetzt sage!“

Er trat vor mich hin, legte mir seine beiden Hände auf die Achseln und fuhr fort, indem er die Worte gewichtig auseinander zog:

„Dieser - - Blackstone - - bin - - nämlich - - ich - - ! Ich habe mich nach einem meiner Schlösser, Blackstone Castle, so genannt!“

Natürlich war die Reihe, sich zu wundern, nun an mir, und dies that ich so gründlich, daß er lachend ausrief:

„Glauben Sie es getrost; es ist die volle reine [261] Wahrheit! Ich werde Ihnen erzählen, wie das so gekommen ist. Aber kommen Sie heraus aus dieser Koje! Wir müssen draußen unter dem freien Himmel sein und die Sterne über uns haben, wenn ich Ihnen berichte, wo, wann und wie mir der Stern meines Lebens aufgegangen ist.“

Wir setzten uns hinaus aufs offene Deck, und da begann er, zu erzählen. Es war eine Liebesgeschichte, aber was für eine! Seelentief, heilig ernst, die Vereinigung zweier, für einander bestimmter Wesen zu einem einzig einen! Nun das Schweigen einmal gebrochen war, sprach er so selig gern und darum so ausführlich von ihr. Er war kein Mann der Phantasie; man hörte jedem Worte an, daß er nicht übertrieb. Was für ein herrliches Weib mußte diese Yin sein, deren Einwirkung ihn so vertieft und so veredelt hatte! Ich muß natürlich kürzer sein, als er es war.

Ihr Vater war droben in Hla-Ssa, der Hauptstadt von Tibet, wo der Dalai-Lama thront, Gouverneur des Kaiserreiches China gewesen. Dort wurde sie geboren, und daher kam es, daß ihre Füße nicht zu chinesischen Klumpfüßchen verunstaltet worden waren. Ihr Vater gehörte auch der adeligen Familie der Ki an. Er starb in Tibet. Sie kam mit ihrer Mutter nach Peking zu einem sehr wohlhabenden Bruder der letzteren, welcher ohne Frau und Kinder war und sein Leben nur im Studium der buddhistischen und konfuzianischen Lehren verbrachte. Er gewann das schöne, ganz eigen geartete Kind lieb und beschäftigte sich so viel mit demselben, daß es sich nach und nach in ihn einlebte und an seiner geistigen Thätigkeit den größten Anteil nahm. Das Mädchen lernte lesen und schreiben, bei Chinesinnen eine große Seltenheit, wurde in die Gedankenwelt des Oheims eingeführt und von diesem als Erbin nicht nur seines Vermögens, sondern auch seiner Seelenwelt betrachtet. So wuchs sie heran, immer schöner werdend, doch nicht begehrend, als nur für die Mutter und den Oheim leben zu dürfen. Dieser ahnte in seiner Bescheidenheit gar nicht, daß er ein berühmter Gelehrter war, den sogar Ausländer aufsuchten, um ihn kennen zu lernen. Er war der englischen Sprache mächtig und brachte seine Mußestunden gern damit zu, auch seine Nichte in dieselbe einzuführen. So kam es, daß sie europäische Bücher lesen lernte und vom Onkel die Erlaubnis erhielt, mit den Frauen der abendländischen Gesandtschaft zu verkehren. Was bei einem Manne die ganz gewisse Folge gewesen wäre, nämlich ein innerlicher Zwist zwischen der heimischen und der fremden Anschauung, das wurde bei Yin zum freundlichen Streben beider, in ihr zu einer vollen, friedlich klaren Harmonie zusammenzuklingen. Und wie es ganz gewiß wahr ist, daß die Seele die plastische Entwicklung des Körpers beeinflusst, so wurde es je länger desto schwerer, aus den Gesichtszügen dieses Mädchens die mongolische [262] Abstammung zu folgern. Und grad diese Durchgeistigung des einen von dem andern war es, wodurch Raffley sofort und für immer gefesselt worden war, als er sie bei dem Besuche einer englischen Familie zum ersten Male gesehen und gesprochen hatte. Ein so ungewöhnlicher Mann wie er konnte allerdings auch nur durch ein so

seltenes Wesen wie sie zu dem Entschlusse bewogen werden, alles an das große Glück zu setzen, sie sein Eigen nennen zu dürfen. Indem er in dieser Weise von ihr sprach, sagte er:

„Ich fühlte es, als ich sie kennen lernte, doch klar ist es mir erst nach und nach geworden, daß in ihr die Vereinigung zweier Ideale Gestalt und Leben gewonnen hat. Wird die Erde jemals ein einziges Schönheitsideal besitzen? Ich weiß es nicht. Aber meine Yin ist es, nach der ich es meißeln [meißeln] oder malen würde, wenn ich Künstler wäre! Und ich meine das nicht nur in körperlicher Beziehung. Die Summe aller seelischen Vorzüge kann nichts anderes als nur Güte sein, und Yin ist ganz unfähig, etwas anderes zu sein, als nur die Güte selbst. Ich habe um sie gedient, wie Jakob einst um seine Rahel diente, zwar nicht so lange, aber mit derselben Opferwilligkeit. Sie liebte mich, doch ihr Oheim weigerte sich, sie der Gefahr auszusetzen, sich von einem abendländischen Edelmann, dessen Verwandte sie nicht anerkennen würden, später vielleicht verlassen zu sehen. Da lernte ich Ki Tai Schin kennen und verkehrte täglich mit ihm, doch ohne ihm auch nur ein einziges Wort über Yin zu sagen. Ich hatte früher die mongolische Rasse tief unterschätzt, wie fast jeder Europäer es thut, doch war es der Liebe gelungen, mir die Augen zu öffnen. Yin lebte in mir. Das gewann mir die Freundschaft dieses so hochgebildeten und weitblickenden Mandarin. Er erfuhr den eigentlichen Grund meines Handelns nicht, aber wir wurden mit einander einig, das Werk zu schaffen, von welchem Ihnen sein Sohn berichtet hat.“

Raffley hatte sich diesem Werke mit größtem Eifer hingeeben, doch erst als es zu einem überzeugenden Beweise gediehen war, hatte der Oheim ihn benachrichtigt, daß er ihn nun auch persönlich näher kennen lernen wolle. Um diese Zeit was es, daß Fu, wie ich ihn noch nennen will, seine große Studienreise in das Ausland unternahm, um am Schlusse derselben seinen Sohn aus dem Abendlande heimzuführen. Raffley, der sich seiner hocharistokratischen Familie wegen Blackstone nannte, sah endlich seinen Herzenswunsch erfüllt: Yin wurde sein; Mutter und Oheim verließen mit ihr Peking, um sich an Raffleys Arbeit zu bethätigen. In dieser ersten Zeit des Glückes wurde die Jacht gebaut, welche natürlich gar nicht anders als nur Yin heißen konnte. Aber einem Charakter wie Raffley konnte ein verheimlichtes Glück kein ganzes, kein volles sein. Er war unendlich stolz auf den Schatz, den er erworben hatte, und wollte ihn von [263] seinen Verwandten anerkannt sehen. Er war es dieser Frau schuldig, daß sie von den Seinen so geehrt und so geachtet wurde, wie sie es verdiente. Darum ging er nach England. Er fand dort nichts als Widerstand. John Raffley, und eine Chinesin, pfui! Es hatte da Scenen gegeben, welche er nicht beschrieb, sondern nur ahnen ließ. Aber da war ganz unerwartet ein glückverheißender Umstand eingetreten: der Governor wettete ebenso gern wie Raffley selbst und hatte während einer derartigen Scene eine Wette vorgeschlagen, welche von allen Beteiligten acceptiert worden war. Er wollte mit nach China gehen, um diese Yin zu sehen. Gefiel sie ihm, so sollte sie anerkannt und als vollständig ebenbürtig betrachtet werden; gefiel sie ihm aber nicht, so hatte Raffley auf alles zu verzichten, was er war und was er besaß. Diese Bedingungen wurden amtlich festgestellt, beglaubigt und von allen dabei interessierten Personen unterzeichnet. Dann trat Raffley mit dem Governor die Rückfahrt an, vollständig überzeugt, daß er gewinnen werde. Der alte Gentleman aber forderte, daß unterwegs niemals von Yin gesprochen werden dürfe, weil dies sein Urteil im voraus beeinflussen könne, und Raffley weigerte sich nicht, auch hierzu seine Einwilligung zu erteilen.

Das also war die „große Wette“, von welcher der Governor einige Male vertraulich zu mir gesprochen hatte, und darum war diese schöne Yin für ihn ein „Gespenst“, vor welchem er sich scheute. Je näher er China gekommen war, desto mehr hatte sich in ihm die Befürchtung vergrößert, daß er einer Niederlage entgegengehe.

Als Raffley mir das alles erzählt hatte, ging er mit mir zu Tsi und teilte ihm mit, daß und aus welchem Grunde ihr beider Reiseziel dasselbe sei. Das Erstaunen des Chinesen war ebenso groß wie seine Freude. Hatte er mir doch so richtig ahnend gesagt, daß er sich diesen Blackstone ganz wie Raffley vorstelle. Nun war mit einem Male alles glatt und klar geworden, und es sollte für Tsi noch eine ganz besondere Genugthuung geben, denn zufällig näherte sich uns jetzt der Governor, zu welchem Raffley sagte:

„Soeben hat es sich herausgestellt, daß Doktor Tsi sich inkognito bei uns befindet. Er heißt Ki Ti Weng und ist der Sohn meines Freundes Ki Tai Schin, von

dem ich Euch so viel berichtet habe."

Tsi verbeugte sich höflich. Der Governor stand zunächst kerzengerade und rührte sich nicht. Dann fragte er:

„Der Sohn des Mandarinens mit dem viertausendsechshundert Jahre alten Adel?"

„Ja."

„So wartet einen Augenblick!"

Er drehte sich um und eilte fort. Nach kaum einer Minute war er wieder da, schob Raffley eine Anzahl Goldstücke in die Hand und sagte dann, sich mit einer Verbeugung an Tsi wendend:

[264] „Die Ehre gebietet mir, aufrichtig zu sein, Sir. Ich war Euch nicht hold und wettete um zwanzig Pfund, daß ich Euch nicht lieb gewinnen würde. Das war sehr voreilig von mir, denn Ihr seid ein Mann, dem ich alle Achtung zolle. Hier zahle ich die verlorene Summe und bitte um die Erlaubnis, Euch nicht bloß achten sondern auch liebhaben zu dürfen. So! Das ist vom Herzen herunter! Habe Euch nämlich längst schon heimlich lieb, wollte es nur nicht eingestehen. Kommt, gebt mir Euren Arm! Wollen miteinander promenieren gehen!"

Er zog den Arm des Arztes unter den seinen und ging mit ihm fort.

„Alter, echter Gentleman!" sagte Raffley gerührt. „Wenn es nur nicht so schwer wäre, die alten, eingewurzelten Vorurteile zu überwinden! Ich bin aber trotzdem überzeugt, daß er schon in den nächsten Tagen auch mit meiner herrlichen Yin genau so Arm in Arm promenieren gehen wird."

In Shanghai blieben wir einen ganzen Tag, denn es gab für alle Gesunden das Bedürfnis, sich einmal eine anhaltendere Bewegung zu machen, als an Bord möglich war. Es gelang mir, zwei gute Pferde aufzutreiben, um mit meinem Sejjid Omar, der sich sehr darüber freute, einen Ritt über den schattigen „Bund" und durch die jenseits des chinesischen Stadtteiles liegenden Avenuen zu machen. Dann begleitete ich Raffley durch die Läden, in denen er noch Gegenstände für die Geliebte suchte. Es hatte aber den Anschein, als ob ihm nichts ihrer recht würdig sei, obgleich er mir im Tone des Glückes anvertraute, daß sie die Einfachheit liebe und auch gar nicht nötig [265] habe, sich zu schmücken, da sie selbst die köstlichste Perle sei, die man sich nur denken könne.

Am Abende besuchten wir mit Mary Waller den berühmten, wunderbar illuminierten Garten von Chang Su Ho. Tsi hielt es für notwendig, der Lady diese Abwechslung zu bieten, zumal das Befinden ihres Vaters es ihr jetzt erlaubte, sich für einige Stunden von ihm zu beurlauben. Für morgen war der erste Versuch, das Lager zu verlassen, für ihn festgesetzt, doch hatte er gebeten, daß dies nicht am Tage, sondern abends geschehen möge, weil er so lange Zeit den Sternenhimmel nicht mehr gesehen habe. Dieser Wunsch war, wenigstens mir, recht wohl begreiflich.

Wir hatten uns in dem erwähnten Garten für uns allein gesetzt und betrachteten mit regem Interesse das vielgestaltete Leben, welches in der prachtvollen künstlichen Beleuchtung vor uns auf- und niederwogte. Da sprang Tsi plötzlich auf und eilte einem kleinen, schwächtigen Chinesen nach, welcher an uns vorübergegangen war, ohne von uns beachtet worden zu sein. Er hielt ihn fest und sprach zu ihm, ohne ihn vorher in der landesüblichen, umständlichen Weise begrüßt zu haben; der Kleine schien also ein näherer Bekannter von ihm zu sein. Dann führte er ihn uns zu, und ich sah zu meiner Ueberraschung, daß es Fang, mein Bekannter von Point de Galle her war. Er stellte ihn uns unter Aufzählung aller Titel und Würden vor und fügte hinzu, daß dieser Mandarin des roten Blumenknopfes früher sein Lehrer gewesen und einer der berühmtesten Aerzte Chinas sei. Ich streckte den lieben Kleinen nach europäischem Brauche meine beiden Hände hin, um ihn willkommen zu heißen, wodurch die andern erfuhren, daß wir uns schon kannten. Er nahm selbstverständlich bei uns Platz, und da stellte es sich bald heraus, daß er in der Absicht, zu Tsis Vater zu reisen, hier in Shanghai nach einer Schiff Gelegenheit dorthin gesucht [266] hatte. Raffley beeilte sich, ihn einzuladen, mit uns zu fahren, und es wurde bereitwilligst angenommen.

Im Laufe der Unterhaltung fielen zwischen Fang und Tsi einige Aeußerungen, aus denen ich entnehmen zu dürfen glaubte, daß sie in Beziehung auf das geheimnisvolle „Pu" einander nahe standen. Dann kam die Rede auf unsern Patienten. Tsi begann zu erzählen. Fang hörte mit größtem Interesse, welches sich oft zur Spannung steigerte, zu und unterbrach den Bericht hier und da mit Erkundigungen, welche verrieten, daß er sich hier auf einem Gebiete befinde, auf dem er vielleicht noch heimischer als sein einstiger Schüler sei. Er hielt uns,

als Tsi zu Ende war, über das Thema „Vision“ ein Privatissimum, welches selbst einem europäischen Gelehrten ersten Ranges Bewunderung abgenötigt hätte, stimmte der bisherigen Behandlung Wallers in jeder Beziehung vollständig bei und versicherte uns, daß die abendländische Wissenschaft hier vor einem Felde stehe, welches die Geringschätzung, mit der man es bis heut behandelt habe, nichts weniger als verdiene. Nach einiger Zeit verabschiedete er sich für einstweilen von uns, um sein Gepäck zu besorgen, und als wir dann an Bord ankamen, war er schon da und erzählte uns in heiterer Weise, daß mein Sejjid Omar ihn sogleich erkannt und eine wunderbare chinesische Rede vom Stapel gelassen habe.

Am folgenden Vormittage nahmen wir Anker auf und gingen bei prächtigstem Wetter mit vollem Dampf weiter. Indem wir uns von der Tschisu-Linie weit nach Westen hielten, entfernten wir uns von dem Kurse europäischer Fahrzeuge und bekamen nur dann und wann ein chinesisches zu sehen. Auch an Bord schien es weniger Leben als sonst zu geben. Mary war bei ihrem Vater. Tsi saß, wenn er sich nicht mit dem Kranken beschäftigte, mit Fang beisammen; sie hatte ja einander viel zu berichten. Raffley beschäftigte sich mit dem Ordnen der Geschenke, welche er nach unserer Ankunft zu verteilen hatte, und der Governor war heut von einer Nervosität, welche ihn fast ungenießbar machte. Ich versuchte einige Male, ein Gespräch mit ihm zu beginnen; er hielt mir aber nicht Stand. Das war wohl freilich zu begreifen, weil die Entscheidung nun so nahe lag. Bei einem dieser Versuche sah er mich wie ratlos an und sagte:

„Wißt Ihr, Sir, was morgen geschieht, schon morgen? O, diese Yin! Ich wünsche sie ins Pfefferland und freue mich doch fast wie ein Kind auf sie! Ist das nicht verrückt? Werde ich gewinnen oder verlieren? *Pshaw!* Ich brauche ja nur fest zu behaupten, daß sie mir nicht gefällt, so habe ich den Sieg! Aber erstens wäre das eine Lüge, weil mir doch schon ihr Bild gefällt. Zweitens liegt mir dieser alte, liebe John am Herzen. Sollen wir ihn um alles, alles bringen, weil er so klug ist, wirklich glücklich sein zu wollen? Und drittens, hm, drittens kommt mir diese ganze Wette so unsinnig vor, daß ich mich gar nicht begreife. Wie ein vernünftiger Mensch nur wetten kann!“

[267] Das klang grad aus seinem Munde so sonderbar, daß ich ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Er sah das und fuhr schnell und fast zornig fort:

„Lacht nur, Sir, immer lacht! Wer hat denn diesen Hieb gegen John und mich geführt? Ihr! Jede Wette ging verloren, nur die Eurige nicht. Und Waller wird die seinige auch bezahlen müssen! Nun treibt mich heut die Ungewißheit hin und her, und ich kann mir nicht einmal mit einer Wette Luft machen! Und wenn ich könnte, so würde ich es doch nicht thun, denn ich - - ich - - - ich wette nie in meinem Leben mehr! Hört Ihr es? Nie! Und daran seid Ihr schuld, Ihr fataler, schrecklicher - - guter, lieber Mensch!“

Er drehte sich auf den Hacken um und ließ mich stehen. Der Kampf des Menschen mit sich selbst ist der schwerste, den es giebt. Es gelingt nur wenigen, ihn bis zum Ende und siegreich durchzuführen.

Am Abende wurde bei Yins Kajüte für Waller ein weicher, bequemer Sitz bereitet. Tsi und Mary waren bei ihm. Ich stieg mit Fang auf das Verdeck dieser Kajüte, von wo aus wir den Kranken nahe unter uns hatten. Als ihn die beiden geführt brachten, gab er sich Mühe, stark zu sein; aber sie mußten ihn doch mehr tragen oder halten, als daß sie ihn leiteten, und als er den Sitz erreichte, sank er vollständig ermattet auf denselben nieder und schloß die Augen. Sie nahmen in seiner Nähe Platz.

Erst nach längerer Zeit öffnete er die Augen wieder und richtete sie zum Firmament empor. Er sagte nichts; seine Seele war mit sich selbst beschäftigt. In dieser Stille verging eine lange, lange Zeit. Da kam der Mond im Osten aus der See gestiegen. Der Kranke wurde zunächst unruhig; dann lag er wieder still. Und plötzlich, so unerwartet und so laut, daß wir fast erschrakten, ertönte seine Stimme:

„Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein;
Laßt ihren Puls durch alle Länder schlagen;
Dann wird ein Paradies die Erde sein,
Denn ihr habt ihr den Himmel zugetragen!“

Wir konnten ihn nur sehen, wenn wir uns von oben vorbeugten, und da wir befürchteten, ihn dadurch zu stören, so wurde es von jetzt an unterlassen. Wie vermieden jedes, auch das geringste Geräusch, und so hörten wir, daß er vor sich hinflüsterte. Dann wurde seine Stimme wieder laut:

„Steigt nieder, die ihr jetzt am Himmel strahlt, zu der, die euch nur aus der

Ferne kennt, zur Welt des Scheins, der mit dem Lichte prahlt, obgleich sie nichts als nur geborgtes brennt! Steig nieder, heiliger Stern von Ephrata, der du der Stern der wahren Liebe bist; erscheine, wie's in jener Nacht geschah, und zeige uns wie dort den wahren Christ!"

Ich sah den Sprechenden nicht, und dadurch bekam das, was er sagte, einen ganz eigenartigen, unbeschreiblichen Klang für mich. Es kam wie aus großer Tiefe oder weiter Ferne, ein Ruf, wie aus der Zeit des Alten Testaments. Nun fuhr er fort:

[268] „Wo ist die Liebe, die am ersten Tag der Menschheit Christi arm geworden war, die ohne Dünkel in der Krippe lag und Demut übte stets und immerdar? Wo ist die Liebe, die zum Jünger kam und ihm nur dann die Seligkeit verhieß, wenn er das Kreuz geduldig auf sich nahm und alle Erdengüter von sich stieß? Wo ist die Liebe, welche der geliebt, der jede ihrer Gaben so verstand, daß alles, alles, was die Rechte giebt, verborgen bleibt der andern, linken Hand? Wo ist die Liebe, die sich willig bot, als Opferlamm, trotz aller Qual und Pein, durch einen unerhörten Martertod für Freund und Feind ein ewiges Heil zu sein?“

Es war ein schwer ernster Ton, in welchem er diese vier Fragen ausgesprochen hatte, ein Grave, welches gar nicht gewichtiger erklingen konnte. Dann hörten wir ihn in eindringlich mahnender Weise weitersprechen:

„Sie ist von Ewigkeit zu Ewigkeit; sie ehrt den Staub und glänzt im Alpenfirn. Sie trägt den Raum; sie wohnt in jeder Zeit; warum verschließt sich ihr das Menschenhirn? Es schlägt ihr Puls, wenn auch ihm unbewußt, weil er des Herzens Stimme nicht versteht, sogar in jedes Egoisten Brust, in der ein Odem auf und niedergeht. Gieb ihr doch Raum, du armes Menschenkind, den Raum, den ihr das erste Ostern gab; glaub an die Engel, die gekommen sind; sie nehmen gern den Stein dir von dem Grab!“

Wie wunderbar das zu hören war! Nicht wie eine Rede, noch weniger wie eine Deklamation. Es schien gar keiner Schallwellen und gar keines Ohres zu bedürfen, um das Herz zu erreichen. Es wirkte unmittelbar; kein Sträuben half dagegen. Hierauf erhob er seine Stimme wieder:

„Kling weit hinaus, so weit das Wort nur klingt, du frohe Botschaft, daß der wahre Christ von Herzen gern das größte Opfer bringt, weil es für ihn ja doch kein Opfer ist. Kling weit hinaus, so weit die Erde reicht, du Wort des Heiles, das auch uns bekehrt, und wer als Jünger seinem Meister gleicht, durch den seist du der Heidenwelt beschert. Kling weit hinaus, und wo du auch ertönst, sei Evangelium für jedermann. Wenn du die Völker einigst und versöhnst, bricht für uns Christi Reich des Friedens an!“

Er hatte die letzten Sätze immer langsamer und langsamer gesprochen; nun war er still. Nach längerer Zeit hörten wir, daß er nach seiner Kajüte verlangte. Ich stieg schnell hinab, um Tsi zu helfen, ihn dorthin zu bringen. Er war sehr schwach zum Gehen, doch leicht wie ein Kind. Als sein Lager ihn aufgenommen hatte, schien er vor Ermüdung sofort einzuschlafen. Tsi aber sagte Mary und mir, er glaube, daß der Kranke höchst wahrscheinlich noch etwas zu sagen habe. Die Besprechung des Gedichtes Zeile für Zeile sei allerdings beendet; aber weil derselben die Erscheinung von Marys Mutter vorangegangen sei, dürfe man fast mit Sicherheit erwarten, daß er sie auch nun zum Schlusse wieder sehen werde. Diese Bemerkung mochte auf meinem Gesichte eine, wenn auch unausgesprochene, aber doch sehr deutlich lesbare Frage hervorgebracht haben, denn er fügte, indem er dabei lächelte, hinzu:

[269] „Sie wundern sich über die Sicherheit, mit welcher ich das wahrscheinlich Kommende voraussage? Hätten Sie eine Ahnung von der strengen, unfehlbaren Logik, mit welcher sich diese für Sie so geheimnisvollen psychischen Thatsachen entwickeln, so würden Sie nicht staunen. Die Ereignisse auf diesem Gebiete geschehen nach wenigstens ebenso unerschütterlichen Gesetzen wie die Vorkommnisse der nicht metaphysischen Welt. Miß Mary mag hier bleiben und sich still verhalten; wir beide aber nehmen wieder draußen vor der Thür Platz, wo wir am letzten Male gesessen haben. Sie werden bald hören, daß ich mit meinen Vermutungen das Richtige getroffen habe.“

Bei unserer vorigen Beobachtung Wallers war es früher am Abende gewesen als heut; aber auch die Mondzeit war unterdessen vorgeschritten, und so kam es, daß die Verhältnisse fast genau dieselben waren: der sanfte, weiche Schein des Lichtes fiel durch die großen Glasscheiben auf das Lager und stieg an der Gestalt des Ruhenden langsam empor. Als er das Gesicht erreicht hatte, begann Waller, sich zu bewegen. Er sprach jetzt nur ein einziges Wort; es war der Name seiner Frau. Dann lag er wieder still; es war, als ob er lausche. Hierauf wurde

er abermals unruhig und wendete unter leisem Flüstern sein Gesicht hin und her, bis es, dem Mondscheine zugewendet, liegen blieb. Und nun begann er laut und deutlich:

„Du kamst zu mir und gabst mir Augenlicht, in eure liebe, reine Welt zu schauen. Ich sah der Wahrheit in das Angesicht und will der Herrlichen mich anvertrauen. Wem sie gelehrt, die Täuschung zu besiegen, der soll dem Schein nicht wieder unterliegen. - - - Du kamst zu mir, warst einem Engel gleich, der Liebe brachte und um Liebe bat; es hat ja immer nur das Himmelreich für unser Erdenreich den besten Rat. Es wollte sich mir im Gedichte zeigen, um durch dasselbe in mein Herz zu steigen. - - - Nun ist es da. Es ist die Seligkeit, die schon in diesem Leben mit gehört. O würde doch der Mensch nicht durch die Zeit und das, was sie ihm vortäuscht, so bethört! Er würde kühn sich an das Ewige wagen und dann als Preis den Himmel in sich tragen!“

Hatte ich schon einmal solche Worte gehört? Niemals in meinem ganzen Leben! Sich an das Ewige wagen! Ist das vielleicht so verwegen, wie es klingt? Nein; wir sollen es sogar! Aber wir sollen nicht nur an des Ewige denken, sondern auch für die Ewigkeit leben, denn - - wir leben ja schon in der Ewigkeit. Zeit wird ja nur der winzige Teil von ihr genannt, in welchem der Mensch nach seinen Erdenstunden zählt. - Waller hatte hier innegehalten. Nun sprach er im Tone der Liebe weiter:

„Gieb mir die Hand, wie du sie mir gereicht, als du, mein Weib und Engel, zu mir kamst. Es hatte sich mir schon der Tod gezeigt, grad als du mich in deine Führung nahmst. Ich bin ihm nur durch dich, durch dich entgangen, und hab nun jenes Leben angefangen. - - - Wie [270] dank ich dir! Nun bist du himmlisch mein, die du nur irdisch einst die Meine warst. Laß mich ein Schüler jener Liebe sein, als deren Strahl du dich mir offenbarst. Ich will ihr frei und ohne Falsch gehorchen und sie mir nicht auf anderer Namen borgen.“

Er hatte seine beiden Hände ausgestreckt, dem Mondesstrahle entgegen, und sie dann so ineinander gelegt, als ob er zwischen ihnen die Hand einer unsichtbaren Person festhalte. Jetzt machte er eine Bewegung, als ob er diese Hand wieder freigebe, und ließ die letzten Worte folgen, denen er am Schlusse einen schweren Nachdruck gab:

„Du lächelst froh, indem du von mir gehst. Die Hände faltend, schaust du himmelan. Ich höre, was du uns von dort erfleht; es ist die Seligkeit für jedermann. Was macht zum Himmelreich denn schon die Erde? Ein einziger Hirt und eine einzge Herde!“

Das war das Ende seines heutigen Gesichtes. Er wendete sich nach einiger Zeit nach den andern Seite, und Tsi war überzeugt, daß er nun nicht wieder sprechen werde. Mary kam dann heraus zu uns. Auch sie war tief ergriffen. Wir sprachen noch lange über das, was wir gehört hatten. Kein Wort aber fiel darüber, ob der Zustand, in welchem Waller diese Visionen hatte, für ihn vielleicht gefährlich sei. Wir waren überzeugt, daß Tsi in diesem Falle unbedingt Einhalt gethan hätte. Einer andern Frage aber mußte ich Worte geben:

„Glauben Sie, daß Mr. Waller weiß, was er spricht?“

„Alles, alles weiß er, jedes Wort,“ antwortete der Arzt. „Haben Sie es ihm nicht angehört, daß er während des Sprechens überlegt? Er bekommt das, was wir von ihm hören, zunächst nicht etwa für uns, sondern für sich selbst. Er hört es, wie wir hören, wenn gesprochen wird; er könnte es schweigend entgegennehmen; aber er spricht es laut und deutlich aus, weil es ihm dadurch leichter wird, es sich zu eigen zu machen. Er prägt es seinem Gedächtnisse ein, und wenn er es auch nicht wörtlich behält, so nimmt er doch ganz gewiß wenigstens den Sinn aus dem visionären Zustande mit herüber in das körperliche Leben. Hier bewegt und entwickelt er es sich weiter. Er kann sich dieser Einwirkung des Jenseits nicht entziehen; sie ist für ihn maßgebender und glaubwürdiger, als die Meinungen aller irdischen Autoritäten, und so kommt es, daß seine Ansichten ganz andere werden, als sie früher gewesen sind. Er wird das, was man nicht hier, in dieser Welt der Irrsale, sondern dort in jenem Reich klar gewordener Geister einen Christen nennt.“

„Geister? Vielleicht auch Seelen?“ fragte Mary. „Glauben Sie, daß sie den Menschen sagen können, was meinem Vater gesagt worden ist? Sie befinden sich doch in der Ewigkeit; wir aber sind noch hier auf der Erde!“

„Ewigkeit und Erde schließen einander doch nicht aus,“ erklärte Tsi. „Die Ewigkeit ist vor uns, hinter uns, neben und rund um uns. Wir befinden uns in ihr. Unsere Erde [271] ist eines der winzigen, ununterbrochen im Kreise

rinnenden Körnchen der nie sich erschöpfenden, nie sich leerenden Sanduhr der Ewigkeit. Es ist einer der größten und unverzeihlichsten Gewohnheitsirrtümer, anzunehmen, daß die Ewigkeit für uns erst nach unserm Tode beginne. Wir leben in ihr und gehören zu ihr, wie die von Ihnen erwähnten Geister und Seelen zu ihr gehören. Wenn Ihr Glaube diese Seelen in die Ewigkeit versetzt, in welcher Sie sich doch in Wirklichkeit schon selbst auch befinden, so sagt er doch weiter nichts, als daß sie hier bei Ihnen geblieben sind. Und ist dies der Fall, so ist es doch ganz selbstverständlich, daß diese Geister nicht nur auf uns wirken können, sondern sogar auf uns wirken müssen, besonders da es für sie keine körperlichen und räumlichen Verhältnisse giebt, durch welche sie daran gehindert werden. Für uns Chinesen ist das etwas so unendlich Selbstverständliches, daß wir mit unsern nur scheinbar Abgeschiedenen in der lieben, dankbaren Weise verkehren, welcher Sie so unberechtigter Weise die Bezeichnung Ahnenkultus gegeben haben. Ich sage Ihnen, daß es für andere von unermeßlichem Vorteile sein würde, wenn auch ihnen endlich die Erkenntnis käme, daß sie durch ihren Unglauben in dieser Beziehung zu einer lieblosen Entfremdung mit denen geführt werden, welche sich in diesem Leben für uns opferten und sich auch in jenem weiter für uns opfern, ohne daß wir es ihnen hier danken konnten, es ihnen also nun dort danken sollen! Sie sind da; sie sind hier bei uns; ich schwöre es Ihnen zu! Nun denken Sie sich ihr Herzeleid, ihre Trauer darüber, daß Sie sie von sich verstoßen und nichts von ihnen wissen wollen, und zwar nur aus dem ganz unzureichenden Grunde, daß Ihre materiellen Sinne nicht fein genug sind, das Geistige zu schauen, zu empfinden! Es sind bittere Schmerzen, welche Sie dadurch den teuren Wesen bereiten, welche Ihnen hier in der Zeit nahe gestanden haben und auch hier in der Ewigkeit nahe bleiben sollen. Giebt es denn für Euch doch sonst so klugen Menschen kein Mittel, Euch von dieser geistigen Kurzsichtigkeit zu befreien und den zur Seligkeit Bestimmten diese Seligkeit nicht länger zu vergällen?"

Der sonst so ruhige, junge Gelehrte war erregt geworden; er stand auf und entfernte sich. Darum verabschiedete auch ich mich bald von Mary, um schlafen zu gehen, war aber überzeugt, daß der zur Ruhe gehörige, innere Augenschluß sich heut verzögern werde. Da kam Raffley die zur Kommandobrücke führenden Stufen herunter und auf mich zu.

„Bitte, mir zwei Worte zu erlauben, lieber Charley,“ sagte er. Indem er meinen Arm in den seinen zog, um mit mir hin und her zu gehen, fuhr er fort: „Ki-tsching liegt nämlich nur noch diese Nacht und einige Stunden von uns entfernt, uns - - -“

„Ki-tsching?“ unterbrach ich ihn. „Wie Sie diese Worte betonen, heißen sie „hoffen“ und „vollenden“. Der Name dieser Ihrer Besitzung bedeutet also ein Land, in welchem [272] die Hoffnung begonnen hat, was die Zukunft vollenden soll?“

„Ja, genau so ist es. Uebrigens legen wir nicht am Festlande, sondern zunächst an der den Hafen beschützenden Insel Ocama an.“

„Ocama? Wahrscheinlich ein zweites Macao, nur daß die Silben anders geordnet sind. Darf ich vermuten, daß dies eine sinnbildliche Bedeutung hat?“

„Eine symbolische und zugleich auch eine erklärende. Ihnen aber brauche ich über die Bedeutung dieses Namens ja wohl nichts mehr zu sagen. Sie verstehen sie auch ohne Worte. Auf Ocama liegt das frühere chinesische Sommerhaus Ihres Bekannten Fu, wo meine Yin uns erwartet. Ich habe ihr von Hongkong aus telegraphiert, während auch unser Tsi, ohne daß ich davon wußte, seinem Vater von dort aus eine Depesche sandte. Dieser letztere ist bei Yin, und beide wissen, daß wir morgen kommen. Nun muß ich eine Frage an Sie richten: Wie lange wollen Sie sich noch hinter Ihrem Vornamen verstecken? Ich möchte das gern wissen. Es giebt zwischen Yin und mir kein Geheimnis, keine Lüge, nicht die geringste Unwahrheit. Keine Rücksicht kann uns bestimmen, einander etwas zu verbergen. Yin hat das so gewünscht, und ich stimmte ihr von ganzem Herzen bei. Es wäre mir also höchst peinlich, ihr nicht Ihren wahren Namen sagen zu dürfen, oder sie veranlassen zu müssen, ihn zu verschweigen. Was sagen Sie dazu?“

„Ich sage, daß die Gründe, welche mich bestimmten, meinen Namen zu verschweigen, für diese Gegend hier wegfallen. Heben wir also dieses Geheimnis auf!“

„Und - - und - - - hm, ich bringe die Sache doch wieder, obgleich Sie mich mit ihr zurückgewiesen haben. Sagen Sie mir aufrichtig: Sind Sie der Verfasser des Gedichtes oder nicht?“

„Ich bin es.“

„Habe es doch gewußt! Hätte um alles in der Welt gewettet! Ja so, das darf ich ja nicht mehr und bin Ihnen dankbar dafür. Jemehr ich über diese Leidenschaft nachdenke, desto mehr sehe ich ein, daß ich ihr viele, große und ganz unnötige Opfer gebracht habe. Wollen Sie Ihr Incognito selbst lüften, oder soll ich es thun?“

„Ich ziehe das letztere vor. Aber bitte, thun Sie das in der Weise, daß jede Befangenheit mir gegenüber ausgeschlossen ist. Ich will kein einziges Wort darüber zu hören oder zu sagen haben, auch über das Gedicht nicht. Wie es sich mit diesem letzteren verhält, das sollen Sie jetzt hören, um es den Beteiligten erzählen zu können.“

Ich teilte ihm die betreffenden Umstände mit und wußte dann diese Angelegenheit bei Raffley in den besten Händen.

Wie ich vorausgesehen hatte, schlief ich heut sehr spät ein und infolgedessen am andern Morgen um so länger. Ich kam zum Frühstück zu spät und sah Tsi und Mary sofort [273] an, daß Raffley mit ihnen von mir gesprochen hatte. Sie waren aber beide tapfer genug, genau so zu thun, als ob sie mich nie anders als bei meinem richtigen Namen genannt hätten. Dagegen machte der alte Governor auf mich den Eindruck der Beklommenheit. Er genoß fast nichts und sprach nur dann, wenn eine Frage direkt an ihn gerichtet wurde. Er mochte fühlen, daß mir dies auffiel, denn nach dem Frühstück zog er mich mit sich fort, und als wir allein miteinander waren, sagte er:

„Hört, Sir, wie es scheint, sehr Ihr mir an, daß ich mich in einer höchst bedenklichen Verfassung befinde. Bin wie ein Schulknabe, der ins Examen muß, aber nichts gelernt hat und darum weiß, daß er sitzenbleiben wird! Habe die ganze Nacht nicht geschlafen; kann weder essen noch trinken. Mir ist, als ob ich etwas Großes und Schweres verbrochen hätte, was mir nur diese Yin verzeihen könne! Habe ich mich etwa an ihr versündigt? Oder vielleicht an China im allgemeinen? Ich sage Euch, daß mir scheint, ich habe kein gutes Gewissen! Fatal, höchst fatal! Ich fühle, diese Yin macht mir mehr zu schaffen, als mir ganz Indien samt Ceylon zu schaffen gemacht hat! Und dabei kenne ich sie noch nicht! Vielleicht aber ist grad diesem Umstande diese innerliche Unsicherheit zuzuschreiben! Ich weiß ja gar nicht, wie ich sie zu nehmen habe, wie ich sie begrüßen und was ich thun und sagen soll! Fühle ich etwa als Vertreter meiner Nation diese sonderbare gelbe Angst vor der früher so verachteten und unterschätzten gelben Rasse? Habt Ihr eine Ahnung, wie mir zu Mute ist?“

„Beinahe!“ antwortete ich.

„Nun, wie denn ungefähr?“

„Wie einem braven weißen Gentleman, der einen ebenso braven gelben Gentleman nur dieser andern Farbe wegen nicht als Gentleman behandelt hat und nun wegen der unausbleiblichen Folgen in Besorgnis ist. Oder, da Ihr von Eurer Nation sprecht, es ist Euch zu Mute wie einer Volksseele, welche die vor Gott ganz ebenso berechnete Seele eines andern Volkes in diesen Rechten schwer gekränkt und geschädigt hat und hierauf befürchtet, von dieser Seele vor Gottes Gericht gezogen zu werden.“

Er sah mir einige Augenblicke starr in das Gesicht und sagte dann:

„Getroffen, ganz genau getroffen! Ja, so sieht es in meinem Innern aus! Ich gebe das aufrichtig zu, denn Ihr wißt, daß ich nie eine Lüge sage. Jene stürmische Familiensitzung mit ihrem zornigen Schlusse, der unvorsichtigen Wette, wie gern möchte ich sie ungeschehen machen! John kannte seine Yin; er wußte, was er that. Ich aber, der total Unwissende, überhob mich in meinem National- und Familienhochmute, seinen und unsern ganzen Besitz von einer frivolen, dreisten Wette abhängig zu machen. Genau ebenso stellt auch die bewaffnete Hand das Wohl der Völker auf das Spiel und bezahlt mit Menschenblut, was ihr der Friede ganz umsonst und doppelt geben würde. Wenn [274] die Nationen glauben, Wetten mit oder gegeneinander eingehen zu müssen, so sollten sie es doch in anderer Weise und um andere Preise thun. Wo sind heut alle die Gewinne, um deretwillen Jahrtausende hindurch mit Blut gewettet wurde? Wer wird in wieder tausend Jahren die Länder besitzen, um welche die Gegenwart mit blutigen Waffen wettet? Sind solche Gewinne derartige Einsätze wert? Giebt es denn nicht bleibende Gewinne, welche durch Einsätze zu erlangen sind, die weder Angst noch Sorge oder Schmerz bereiten? Ich sage Euch, Sir, es wird auch um dieses China viel Blut, sehr viel Blut fließen, und wenn es geflossen ist, wird es umsonst vergossen worden sein, weil „alles, was das Schwert erwirbt, auch durch das

Schwert im Kriege stirbt". Die Wette, welche ich mit John eingegangen bin, ist keine blutige, aber der Hochmut hat sie mir diktiert, und darum denke ich, daß ich sie wohl verlieren werde. Er aber hat all sein Hab und Gut für seine Liebe eingesetzt, und selbst wenn er verlöre, würde er der Gewinnende sein, weil es für die Liebe, die er niemals verlieren kann, ja doch kein Opfer giebt. Ich ging natürlich diese Wette in der Absicht und in der Ueberzeugung ein, daß ich sie gewinnen werde. Jetzt fühle ich diese Ueberzeugung als eine Schuld, welche ich abzutragen habe, und was die Absicht betrifft, so will ich Euch gestehen, daß ich sie als Bezahlung dieser meiner Schuld betrachte. Ich gebe sie hin! Und warum? Aus Liebe, denkt Euch doch nur, aus Liebe! Und wo kommt diese Liebe so plötzlich bei mir her? Dort aus der Kajüte, in welcher das Bild hängt und wo der Kranke mit seinem Engel sprach. Die Frau, welche ich früher als „Gespenst“ bezeichnete, ist mir so vertraut geworden, obgleich ich sie nur erst im Bilde kenne. Ich befürchte, daß ich, wenn sie nun persönlich vor mir steht, diesen unsern guten John sogar um sie beneiden werde, und das wird mich um die eindrucksvolle Haltung bringen, welche ich meiner Nationalität, meinem hohen Stande und meiner persönlichen Würde schuldig bin. Kurz und gut, ich habe aus verschiedenen Gründen Angst vor dieser Yin und befinde mich ihr gegenüber in der Lage eines kleinen, unerfahrenen Bürgers, der vor irgend einer fürstlichen Dame zu erscheinen hat und schon im voraus überzeugt ist, daß er sich gründlich falsch benehmen werde. Wenn sie mich etwa in der Weise begrüßt, in welcher ich sie gleich beim ersten Zusammentreffen mit meinen Blicken niederschmettern wollte, so fahre ich mit dem allernächsten Schiffe heim und warne jeden Englishman, sich fernerhin für das zu halten, für was er sich bisher gehalten hat! - So, das ist es, was ich Euch sagen wollte, Sir. Und nun bitte ich Euch, nehmt Euch, wenn wir ihr vorgestellt werden, ein wenig meiner an, damit sie meine Verlegenheit nicht allzusehr bemerkt! Ich möchte nämlich so sehr gern haben, daß sie mich für ihrer Achtung würdig hält!"

Ich versprach es ihm, obwohl ich wußte, daß ich nicht dazu kommen würde, dieses Versprechen zu halten. Er [275] wußte gar nicht, daß seine Worte die geistig und seelisch ereignisreiche Geschichte einer innern Umwandlung enthielten, welche sich bei ihm äußerlich friedlich vollzogen hatte, während sie bei andern Menschen wie auch bei Völkern nur unter langen und schweren Kämpfen vor sich geht. Darum stand zu erwarten, daß auch die nun folgenden und letzten Töne in freundlicher Harmonie erklingen würden.

Bald darauf erfuhren wir, daß die Insel in kurzer Zeit zu sehen sein werde, und machten uns also zum Landen bereit. Meine Sejjid Omar brachte meine und seine Sachen mit Fangs Gepäck herbeigetragen. Dann ging er zu Mary, um auch ihr und ihrem Vater seine Hilfe anzubieten. Raffley stand oben auf der Brücke, um die Einfahrt selbst zu leiten. Bill führte das Steuer, und Tom machte sich mit dem Salutgeschütze zu schaffen, um unsere Grüße, die aus dem Herzen kamen, mit ehernem Mund zu bestätigen.

Auch Waller verlangte herauf auf das freie Deck. Ich machte in der Nähe der Barriere einen Sitz für ihn zurecht; dann wurde er, auf Omar gestützt, von Mary und Tsi herbeigeleitet. Ich hatte heut noch nicht mit ihm gesprochen und gab ihm also meinen Morgengruß. Er antwortete nicht mit Worten, doch sobald er sich gesetzt hatte, ergriff er meine Hand, zog mich nahe an den Stuhl heran und sprach:

„Ihr wollt, daß wir schweigen; eins aber muß ich Euch doch sagen dürfen! Ich habe Euch verkannt, weil ich nicht wußte, daß Eure Reiseerzählungen vor allen Dingen symbolisch zu nehmen sind. Ich ahnte nicht, was es unter der bewegten Oberfläche dieser Werke für eine stille, heilige Ruhe giebt, und was für liebe, reine Gestalten in ihr wohnen. Ich bitte Euch, mir zu verzeihen! Werdet Ihr auch über die jetzige Reise etwas drucken lassen?"

„Höchst wahrscheinlich," antwortete ich.

„So ahnt mir, daß Ihr hier noch tiefer als sonst steigen werdet. Die Gedanken, welche Ihr für Eure Leser von dort in die Höhe bringt, sind wohl keinem andern so gut wie mir bekannt. Wenn ich sie später lese, würde es mich freuen, wenn Ihr ihnen den Titel: „*Et in terra pax*“ gegeben hättet! Es ist der einzig richtige für den tieferen Zweck, den diese Reise für uns alle hatte. Das Ziel ist in Sicht gekommen. Habe ich einen Gruß von ihm verdient?"

Da ertönte von der Insel ein lauter Böllerschuß zu uns herüber; ein zweiter folgte und diesem ein dritter. Tom antwortete ebenso oft aus seinem Rohre.

Es gab selbstverständlich bei uns kein Auge, welches nicht nach der Küste

gerichtet war. Sie hatte sich in schönes Grün gekleidet. Das Innere wurde uns von Büschen verhüllt, aus denen die Wipfel hoher Bäume ragten. Es gab da einen kleinen, freien Platz, auf welchem wir einige Chinesen neben dem Böller stehen sahen, aus welchem sie uns salutierte hatten. Sie riefen und winkten uns lebhaft zu. Später öffnete sich zuweilen das Gebüsch, um uns die dahinter liegenden, vollgrasigen Wiesen und wohlbebauten [276] Felder zu zeigen. Weiter vorn, uns zur Rechten, stieg das Land zu einer bewaldeten Höhe empor, auf welcher das chinesisch konstruierte Dach eines sehr ansehnlichen Gebäudes aus dunklen Blätterkronen ragte. Waller deutete mit der Hand nach diesem Hause und sagte:

„Das wird die Wohnung des chinesischen Aristokraten sein, den ich in Kairo bekehren wollte. Dort hielt ich mich für einen großen Mandarin der westlichen Civilisation und ihn für einen geistig armen Sohn der östlichen Inferiorität. Wie habe ich mich in mir und wie in ihm geirrt! Während ich auf dem Wege hierher immer kleiner geworden bin, ist er vor mir immer höher emporgewachsen. Der Osten wird immer größer und bedeutender, je mehr man sich ihm nähert! Und selbst wenn dieser Fu nichts weiter als der Vater seines Sohnes wäre, dem ich weit mehr als nur mein leibliches Leben zu verdanken habe, so hätte ich in diesem Einzelfalle von ihm nicht weniger empfangen, als was im geschichtlich Großen und Ganzen das Abend- von dem Morgenlande empfing!“

Bei diesen Worten Wallers glühte ein freudiges Rot über Marys Gesicht. Ihr Auge suchte unwillkürlich nach Tsi. Er war aber nicht zu sehen, sondern nach seiner Koje gegangen, um, wie wir später sahen, den europäischen Anzug mit seinem chinesischen zu vertauschen.

Die Matrosen unserer „Yin“ hatten schon am frühen Morgen die Paradeleinen hervorgeholt und Wimpel an Wimpel gereiht, um die Jacht zur Einfahrt zu schmücken. Diese Leinen hingen jetzt noch leer vom Top herunter, doch bedurfte es nur eines Wortes von Raffley, um sie in Zeit von einer Minute aufzuholen.

Ocama hat eine dem Festlande zugekehrte Bucht mit klarem, tiefem und fast stets ruhigem Hafengewässer. Als wir uns dem südlichen Vorsprunge dieser Bucht näherten, begann das Ufer, sich zu beleben. Wir sahen zwischen dem Gebüsch in Blumengärten Häuser liegen, so nett und sauber, jedes von ihnen eine eigenartige, besondere chinesische Individualität; das Auge konnte sich wirklich immer von dem einen auf das andere hinwegfreuen. Diese Häuser mehrten sich, und als wir in einem weit ausgeholten Halbkreise um die südliche Zunge bogen, entwickelte sich vor uns ein Landschaftsbild, welches, besonders bei dem heutigen schönen, klaren Wetter, selbst das verwöhnte Auge eines Weit- und Vielgereisten befriedigen mußte.

Man denke sich einen halbmondförmigen Busen, von dessen beiden äußeren Enden an das Land sich sanft aber höher und immer höher erhebt, um, immer von Gärten oder parkähnlichem Gehölz begleitet, in der Mitte einen vom Wasser zurücktretenden Berg zu bilden, an dessen Lehne die mit Pflanzengrün und Blumen geschmückten Häuser des Ortes aufwärtssteigen. Und hoch über ihnen ein hellglänzendes, weißes Landhaus, dessen nur halb chinesischer Stil vermuten läßt, daß sein Erbauer verstanden habe, auch europäischen Gedanken Form zu geben.

[277] Dieses hoch- und langgestreckte, vielräumige Haus gehörte Fu; dort wurden wir erwartet. Sein Dach, welches wir schon vorhin gesehen hatten, wurde, wie landesüblich, aus mehreren geschwungenen und einander tragenden Abteilungen gebildet. Es trat, so weit es reichte, so über die Front des Hauses heraus, daß es allen in das Freie gehenden Söllern und Balkonen mehr als hinreichend Schutz zu bieten vermochte. Wir hatten alle die Gläser vorgenommen und da hinaufgerichtet. Darum war es uns möglich, eine weißgekleidete Frauengestalt zu bemerken, welche auf dem am höchsten gelegenen Balkone stand und, sobald wir in Sicht kamen, sich weit über das Geländer beugend, mit einem Tuche winkte.

„Yin, meine Yin!“ rief Raffley auf der Kommandobrücke. „Hoch die Wimpel! Alle Grüße auf! Tom, sage ihr, daß wir sie sehen!“

Die Jacht stand im Nu in ihrem wallenden und wehenden Paradeschmuck; das Geschütz ließ seine Stimme hören, und vom Landungsplatze her ertönte auch nach jedem unserer Schüsse einer. Dort lagen mehrere große Dschunken, welche bewiesen, daß die Insel auch mit dem entfernteren Festlande in Beziehung stand. Zahlreiche Boote bewegten sich hin und her, von denen aus uns laut und freudig zugerufen wurde. Der ganze, hohe Uferdamm, an welchem wir anlegen mußten, stand voller Menschen, deren Stimmen uns entgegenschallten. Welche Liebe hatte der früher so kalte, steife Englishman sich hier doch zu erwerben gewußt! Gongs

wurden geschlagen; alle möglichen andern chinesischen Instrumente ertönten. Die Häuser waren beflaggt oder sonstwie bunt behangen, und in den Lüften schwebten vielgestaltete Drachen, die entweder durch ihre Form oder irgend ein angehängtes Zeichen der Freude über die Rückkehr Raffleys Ausdruck geben sollten. Dieser aber schien für alle diese Ovationen jetzt weder Augen noch Ohren zu haben. Sein Blick blieb hinauf nach dem Balkon gerichtet, bis die Jacht den Damm erreichte und sich mit Hilfe der vorhandenen Taue und Ringe längsseits an ihn legte. Da kam Tsi aus seiner Koje. Er war, wie bereits erwähnt, jetzt chinesisch gekleidet, und ich darf wohl sagen, daß er uns allen in dieser Tracht noch besser gefiel, als in der europäischen. Sie ließ ihn „bedeutender“ erscheinen. Es hat gewiß gute Gründe, daß der Orient gern faltige Gewänder trägt.

Grad da, wo wir die Barriere zu öffnen hatten, standen im Hintergrunde die für uns bestimmten Gepäck- und Sänfenträger, vor ihnen die Beamten des Ortes, welche dem Heimkehrenden ihren Respekt erweisen wollten, und ihnen ganz voran kein anderer als - - - Fu, der, allerdings unter einem andern Namen, auch im Auslande weitbekannte Mandarin allerhöchsten Ranges, welcher aber heut und hier so einfach wie ein ganz gewöhnlicher Chinese gekleidet war. Er schien die Begrüßung mit dem Freunde kaum erwarten zu können, denn die Landebrücke lag noch [278] gar nicht fest, so kam er herüber auf das Deck und eilte auf den ebenso schnell von oben herabsteigenden Raffleys zu. Noch ehe er ihn erreicht hatte, rief er aus:

„Endlich, endlich, du Verschwiegener, du Geheimnisvoller! Wie unbeschreiblich hast du mich mit deinem Glück überrascht, von dem ich gar nichts wußte!“

Sie schlangen die Arme um einander und küßten sich wie Brüder, welchen nichts schmerzlicher ist als von einander getrennt zu sein. Dann kam er zu mir, zog auch mich an sich und berührte mit den Lippen meine beiden Wangen. Mary küßte er die Hände, ihrem Vater wiederholt die Stirn; dem Sejjid schüttelte er wie einem ihm Gleichstehenden herzlich die Hand, und Fang wurde in chinesischer Weise aber mit ganz derselben Herzlichkeit begrüßt. Dann erst ging er zu seinem Sohne. Der Governor hatte sich in seiner innerlichen Beklommenheit etwas abseits gehalten; nun aber brachte Raffleys den Mandarin zu ihm hin und stellte ihn diesem nur mit den zwei Worten „Mein Onkel“ vor. Der alte Herr schickte sich an, eine tiefe, ceremonielle Verbeugung zu machen, kam aber nicht dazu, sie auszuführen, denn Fu legte seine Arme schnell auch um ihn, küßte ihm die beiden Wangen, schob ihn dann etwas von sich ab, betrachtete ihn in wohlgelungener, neckischer Weise und sagte dann:

„Ein echter Raffleys, well! China freut sich, Old England endlich, endlich hier zu sehen, weil es sicher weiß, daß es in Liebe kommt!“ Und sich zu Raffleys wendend, fügte er hinzu: „Nun aber alle schnell hinauf zu deiner - - nein, zu unserer Yin! Doch vorher muß ich dir, mein Freund und Bruder, sagen, daß dir die reinste, schönste Seele Chinas angehört. Dein Herz hat sich von uns unendlich mehr geholt, als du dir mit der Waffe des Krieges jemals hättest erobern können!“

Auf einen Wink von ihm wurden die Sänften herbeigebracht. Einige waren für zwei Personen. Der Governor zog mich zu einer derselben hin, schob mich hinein und kam mir dann nachgestiegen. Die Kulis liefen mit uns sofort von dannen. Da holte der Gentleman tief, tief Atem und sagte, indem er den Kopf schüttelte:

„Sir, ich bin ganz irr an mir! Wahrscheinlich deshalb, weil ich es früher an China gewesen bin! Was für ein Mensch, dieser Fu! Wollte ihn durch meine Würde niederschmettern; machte aber gar kein langes Federlesen mit mir! Sagt mir da erst, daß ich ein echter Raffleys sei, und küßt mir trotz dieser Echtheit sofort beide Wangen! Das kommt mir zwar etwas summarisch vor, ist aber höchst wahrscheinlich imponierend! Und was hat er von dieser Yin gesagt? Sir, wenn sie wirklich die schönste, reinste Seele Chinas ist, so ist John der aller-, allerklügste Englishman, den es jemals gegeben hat und noch geben wird! Sein Herz! Well! Habe auch ein Herz! Jeder Engländer hat eins! Lassen wir von diesem Augenblick an nur die Herzen sprechen!“

[279] So schnell unsere Träger liefen, die von Fu waren doch noch schneller gewesen, denn dieser stand, als wir oben ausstiegen, schon unter dem Thore, um uns als Wirt die Honneurs zu machen. Der Governor schien während dieses kurzen Weges seine Zurückhaltung vollständig aufgegeben zu haben, denn er nahm den Mandarin vertraulich beim Arme und sagte:

„Mylord, ich bin England, und dieser etwas jüngere Gentleman ist Deutschland. Wir kommen zu Euch, um China mit aller uns möglichen Liebe und Güte zu erobern,

aufrichtig und ohne Falsch. Wir wollen in diesem schönen Friedenswerke uns aus allen Kräften beistehen und so innig Hand in Hand miteinander gehen, daß wir Euch bitten, uns keine getrennten Wohnungen anzuweisen. Quartiert uns, wenn es möglich ist, derartig zu einander, wie der „unbewaffnete Friede“ es erfordert, in dem wir mit uns, mit Euch und mit allen Menschen zu leben gesonnen sind!“

Es war ein eigenartiges, frohes und doch tiefgerührtes Lächeln, welches, als er antwortete, das Gesicht des hochgestellten Mannes noch sympathischer machte, als es so schon war.

„Wie gern erfülle ich diesen Wunsch! Ihr sollt in meinem eigenen Flügel wohnen, damit ich Euch das wirklich sein kann, was ich, Euch zu sein, gesonnen bin. Dies Haus, dies Dach wird Euch gehören, so lange es mir selbst gehört! Und wo die Liebe Raum für Euch und mich besitzt, muß sie des treuen Dieners auch gedenken, welcher bewiesen hat, was Freundlichkeit und Güte selbst über Afrika vermögen. Also auch Sejjid Omar sei Euch zugesellt. Dann“ - - hier machte er eine unnachahmliche, umfassende Bewegung mit der Hand - - „dann ist die ganze „alte Welt“ vereinigt und bereit“ - - jetzt deutete er auf den Weg zurück, wo soeben die beiden Sänften Wallers und Marys erschienen - - „nun auch die „neue“ zu empfangen, um sich an ihrer Seite wieder jung zu leben!“

Die Art und Weise, in welcher er das gesagt hatte, läßt sich wohl nur durch die Wirkung deutlich machen, die es hervorbrachte. Nämlich der Governor faßte ihn hüben und drüben an, zog ihn an sich, gab ihm einen, zwei, drei herzhaftes Küsse und rief, so freudig animiert, wie wohl noch niemals, aus:

„Das soll nicht nur ein Wort sein, sondern ein Kontrakt, den keiner von uns brechen darf und keiner brechen wird! Das ist ein Tag, wie ich so schön noch keinen je erlebte!“

Fu konnte uns, weil Wallers eben anlangten, nicht selbst geleiten. Er erteilte den wartenden Dieners den betreffenden Befehl, und so waren wir schon nach kurzem in diesem zimmerreichen Hause so vortrefflich eingerichtet, wie der erste und zweite Teil der „alten Welt“ es sich im dritten nur wünschen können. Dann saßen wir auf dem schönsten, chinesischen Seidenpolster des ganz liebevoll und gesprächig gewordenen Gentleman und warteten der Dinge, die nun kommen sollten. Es war für uns selbstverständlich, daß man uns zur Vorstellung bei Yin abholen werde. [280] Der Englishman dachte gar nicht mehr daran, auch nur das geringste zu sagen oder zu thun, um seine „große Wette“ zu gewinnen. Aber von seiner Befangenheit war er trotzdem noch nicht frei. Er hatte vor Yin noch immer das, was er Angst zu nennen beliebte, und wenn der Ausdruck auch etwas zu kräftig ist, so will ich ihn doch brauchen: er fürchtete sich vor ihr.

„Wenn ich etwas zu ihr zu sagen habe und nicht weiß, was, so fällt nur gleich ein, Charley!“ bat er mich, denn seit wir zusammenwohnten, war ihm mein Vorname geläufig geworden. „Das ist von heute an Deutschlands Pflicht!“ fügte er scherzend hinzu. „Dafür komme ich Euch ein anderes Mal ebenso gern zur Hilfe! Horch!“

Es klopfte an die Thür. Als wir nicht sofort antworteten, wurde sie um einen schmalen Spalt geöffnet, und eine süße, unendlich wohl lautende Frauenstimme fragte:

„Verzeihung! Wohnt hier mein Onkel Governor?“

Der Genannte fuhr von seinem Sitze auf und flüsterte mir, indem sein Gesicht die Farbe verlor, in für ihn schrecklicher Ahnung zu:

„Mein - - mein - - mein Onkel Governor?! Der bin ich wohl! Aber - - aber dieser - - John Raffle hat doch keine solche - - solche Stimme! Sollte - -?“

Ich antwortete ihm nicht, sondern ging zur Thür und schob sie vollends auf. Ja, sie war es - - Yin! Sie kam allein; niemand begleitete sie. War sie so schön, wie ihr Porträt uns hatte erwarten lassen? Was soll ich sagen! Das kam so schnell, so unerwartet. Ich sah eine weißgekleidete, engelgleiche Frauengestalt, eine Rose im Haar und ein kleines, duftendes Veilchenbouquet an der Brust, welche nach einem kurzen Blick auf mich an mir vorüber in das Zimmer trat und dann so vor mir stehen blieb, daß ich nur die schöngezeichnete Wangenlinie ihres Profils sehen konnte.

„Ja, du bist es, mein lieber, lieber Onkel!“ rief sie jubelnd aus. „Ich kenne dich aus dem Album meines John! Komm, lege mir die Hände auf das Haupt, uns sei mir gut! Ich weiß von ihm, daß du so gerne gütig bist!“

Sie glitt vor ihm nieder, faltete die Hände und schaute bittend zu ihm auf. Er stand zunächst bewegungslos. Die Farbe kam und ging auf seinen Wangen. Ich sah, daß er zitterte. Sein weitgeöffnetes Auge war auf sie wie auf eine wunderbare,

überirdische Erscheinung gerichtet. Dann bewegte er die Hände; sie bebten. Indem sie sich langsam auf den Kopf der Knieenden niedersenkten, hob er den seinen empor, schlug die Augen wie zum Himmel auf und sagte, indem er mit den hervorbrechenden Thränen kämpfte:

„Mein Herr und Gott - - - das habe ich nicht verdient! Ich war so schlimm, so böse zu ihr, und sie bringt solche, solche, solche Liebe! Mein Segen ist nichts wert, wenn du nicht selbst ihn gibst. O sende ihn ihr tausendfach und tausendfältig zu und - - -“

Mehr hörte ich nicht, denn ich schlich mich hinaus, schloß [281] möglichst unhörbar die Thür und ging dann fort; wohin, das war mir gleich, nur nicht nach meinem Zimmer, weil dies ja neben dem des Governors lag. Ich hatte den Korridor noch nicht zur Hälfte durchschritten, da kam Raffley, als ob er Eile habe. Als er mich sah, fragte er:

„Ihr seid es Charley? Habt Ihr vielleicht Yin gesehen?“

„Ja, soeben,“ antwortete ich.

„Wo?“

„Sie ist beim Onkel.“

Er schien erschrecken zu wollen, wechselte aber rasch den Ausdruck seines Gesichtes, über welches ein warmes, frohes Lächeln ging.

„Gut! Da es einmal nicht so geschehen soll, wie ich es wollte! Gott lasse es gelingen! Der Frauen Gefühl ist so unerforschlich richtig, und meine Yin muß immer, immer siegen! Kommt Charley! Habe Euch sehr Interessantes mitzuteilen.“

Er führte mich die Treppe hinab und nach der Rückseite des Landhauses, an welches sich hier ein sehr großer, schöner und verständnisvoll gepflegter Blumengarten schloß. Da hing ein seinen Arm in den meinigen, ging eine Weile schweigend neben mir her und sagte dann, gänzlich unvermittelt:

„Sie sind verlobt!“

Nun sah er mir in das Gesicht, als ob er erwarte, daß ich erstaunend neugierig fragen werde, wer?

„Mary und Tsi?“ antwortete ich.

Jetzt erstaunte er an meiner Stelle.

„Was - - wie - - - warum - - -! Ja, natürlich diese beiden. Aber wer hat Euch das denn schon gesagt?“

„Niemand. Ich vermute es. Ich habe ja schon längst gewußt, daß - - - daß China und die Vereinigten Staaten einander innig lieben.“

Da blieb er stehen, zog meinen Arm wieder an sich und rief auf:

„China und die Ver - - - Ver - - -? Ah, jetzt verstehe ich! Schriftstellernder Schalk! Weltreisender Volksseelenforscher! Alles personifizierender oder symbolisierender Bücherschreiber! Jede Eurer Gestalten, die edelste wie die gewöhnlichste, ist ja die Individualisierung und also die Lösung irgend eines menschen- oder völkerpsychologischen Problems! Charley, Charley, wer Euch nur oberflächlich liest, der ahnt gar nicht, wie sehr man es vermeiden sollte, Euch auf Euern Wanderungen zu begegnen. Habt Ihr etwa die Absicht, auch über die jetzige Reise ein Buch zu schreiben?“

„Ja. Ich habe das Waller schon gesagt.“

„Und Ihr werdet das, was Ihr ihm gesagt habt, halten?“

„Gewiß.“

„So versprecht auch mir etwas, was Ihr aber ebenso gewiß auch halten werdet! Gebt mir Eure Hand darauf! [282] Ihr wißt, daß ich nichts von Euch verlange, was nicht seine guten, wohl erwogenen Gründe hat.“

„Hier ist sie. Ich vertraue Euch und werde mein Versprechen halten.“

„Gut! Schreibt über diese Reise, was und wie Ihr wollt; aber in vielleicht einer Stunde werden wir alle droben im Ahnensaale zusammenkommen, und genau vor dem Glockenschlage dieser Stunde habt Ihr unter diese Erzählung den letzten, schließenden Strich zu machen. Das bitte ich Euch; das heißt, ein Raffley bittet Euch! Das ist abgethan, und nun wird Euch Euer alter, guter John etwas weniger Strenges sagen. Kommt!“

Er führte mich nach einem offenen, von japanischem Hopfen umrankten Gartenhäuschen. Als wir im Innern desselben Platz genommen hatten, ließ er zunächst ein halblautes, vergnügtes Lachen hören und sagte dann:

„Also Ihr habt es auch gemerkt? Ich ebenso! Nun nimmt meine herrliche Yin diese liebe, gute Mary heut gleich als Schwester bei sich auf, nennt sich sofort mit ihr du und tritt ihr bestes Zimmer an den Kranken ab, um ihn so recht aus Herzensgrunde mit pflegen und gesund machen zu können. Nach einiger Zeit hört

sie von ihrem Raume aus die laute, eigenartig sprechende Stimme Wallers. Sie glaubt, daß er vielleicht etwas bedürfe, und geht zu ihm. Da steht mein alter, unvergleichlicher Fu neben dem Kranken; Mary und Tsi knieen, glücklich weinend, mit vereinigten Händen vor diesen beiden und - - - nun, da hat Yin eben die Thür schnell wieder zugemacht und sich entfernt, irgend wohin, um nicht indiskret zu sein, und dann, wie ich von Euch weiß, zum Onkel Governor. Das sagte mir Fu, welcher zu mir kam, um mir mit Vaterstolz und Vaterglück die Verlobung mitzuteilen. Dann wollte ich Yin suchen und traf dabei auf Euch. So! Ich habe es Euch gesagt, und nun ist es Eure Pflicht, noch vor der Versammlung den Verlobten und ihren Vätern zu gratulieren. Wie werden sich Yins Mutter und deren Bruder freuen, wenn sie erfahren, daß ihr Liebling eine so liebenswerte, gute und dabei hochgebildete Schwester mitbringt! Ihr werdet, mein Charley, diese beiden braven Menschenkinder drüben auf dem Festlande kennen lernen, denn sie sind nicht mit hier. Aber - - - was - - - schaut, wen sieht man dort?"

Da, wohin er mit der Hand deutete, lenkte soeben der Governor in einen Seitenpfad des Gartens ein, an seiner Seite Yin, welche an seinem Arme hing und ihm liebevoll in das Gesicht blickte.

„Was habe ich gesagt?“ jubelte Raffley. „ „Bin überzeugt, daß er auch mit meiner herrlichen Yin bald genau so Arm in Arm promenieren gehen wird!“ So lauten meine damaligen Worte, welche schon jetzt, da wir kaum angekommen sind, in Erfüllung gehen. Dieses Häuschen hier ist ihr Lieblingsplatz; sie bringt ihn sicher her. Kommt, wollen gehen! Ich gönne diesem mehr als vortrefflichen [283] „*dear uncle*“ von ganzem Herzen gern die Seligkeit, sich an der Seite dieser mir - hört! - mir gehörenden, fleckenlosen Seele nun vollends frei von dem zu machen, was ihn, ohne daß er mir es eingestehen wollte, bis hierher belastet hat!“

Wir entfernten uns. Ich suchte, Raffleys Rat befolgend, zunächst Wallers auf. Fu und Tsi waren dort; dadurch wurde mir der Weg zu ihnen erspart. Es wurde mir gar keine Zeit gelassen, meine wohlgesetzte Gratulation anzubringen; man eilte, natürlich außer Waller, auf mich zu wie auf ein zugehöriges Familienglied, welches auf einen Teil der bei solchen Veranlassungen nicht zurückzuhaltenden Zärtlichkeiten wohlberechtigten Anspruch hat. Ich durfte in acht strahlende Augen sehen und bin überzeugt, daß auch die meinigen nicht ohne Licht und Glanz gewesen sind. Wohl dem, dessen Herz die Befähigung besitzt, mitfühlen zu können; er ist trotz allem eigenen Mangel an sogenanntem Glücke doch tausendmal glücklicher als jeder andere, der sich zwar für glücklich hält, aber es doch nicht ist, weil er jede Teilnahme geizig von sich weist.

Wir gedachten der Zeit, an welcher grad wir Fünf, so eng vereint wie jetzt, am Fuße der Pyramiden beieinander gesessen hatten. Wir waren äußerlich noch die Alten, aber wie vieles, wie vieles war in uns neu geworden, und nicht nur neu, sondern auch besser und schöner, reiner, klarer und - - - wahrer! Da konnte ich nicht anders, ich mußte Mary fragen:

„Wissen Sie noch, daß Sie damals auf dem Dschebel Mokattam die Frage aufwarfen, was der Abendländer dem Bewohner des Ostens mitzubringen habe? Sie beantworteten sich selbst: „Ich bringe ihnen meine Liebe, meine ganze, ganze, volle Liebe!“ Ihre tiefe, warme Altstimme hatte Ihnen den Weg zu meinem Herzen schon gebahnt; mit diesen Worten aber sind Sie mir in dasselbe eingedrungen, und - - - ich halte Sie dort fest und gebe Sie nicht wieder her!“

Tsi warf mir einen verständnisinnigen Blick zu. Seine [284] Seele war wohl auch zunächst durch dieses wohltönende Mittel von der ihrigen angezogen worden. Die ewige Weisheit gab den Seelen für ihre irdische Entwicklungsstufe ja nur darum den Körper, weil hier ohne ihn die eine Psyche unmöglich auf die andere wirken könnte.

Mary errötete, sagte aber nichts. Da griff Fu nach ihrem kleinen Händchen, nahm es zwischen seine beiden Hände und sagte:

„Diese Stimme ist auch mir in das Herz geklungen, und dieser Liebe habe auch ich nicht widerstreben können. Das Haus, in dem wir uns befinden, ist Euch nur durch sie geöffnet worden, und wer zu uns kommt, um bei uns bleiben zu wollen, der hat zunächst bei dem Herzen von China anzuklopfen. Ihr alle seid, weil ihr uns liebt, von diesem Herzen aufgenommen worden und also da angelangt, wo ihr für euer ferneres Wirken Kraft und Unterstützung findet.“

Und sich an mich besonders wendend, fuhr er fort:

„Ich hörte von Mary und ihrem Vater, daß Sie Ihrem Buche den Titel „*Et in terra pax*“ geben wollen, weil er es wünscht. Ich bitte, über das Kapitel,

welches von diesem meinem Hause handelt, „Im Herzen von China“ schreiben zu wollen! Geographisch gemeint, sind Sie demselben zwar noch sehr, sehr fern; aber jenes große, weite, unermesslich reiche, Euch bisher unbekannte und darum Euch verschlossene Herz, welches unsern nationalen Pulsschlag regelt, das ist Euch hier auf meinem Ocamo geöffnet worden. Dieser Puls hat nun auch Euch ergriffen, und darum meine ich, daß diese Ueberschrift die Wahrheit sagt.“

Da wurden die Thürvorhänge auseinander geschoben. Wir hatten nicht bemerkt, daß Raffley und Yin angeklopft und dann hinter ihnen gestanden hatten. Jetzt traten sie herbei, und John sagte, halb scherzend und halb ernst:

„Es wird und muß die Ueberschrift des letzten Kapitels sein, denn wir kommen, Euch nach dem Ahnensaale abzuholen, und damit ist das Buch jetzt nun zu Ende!["]